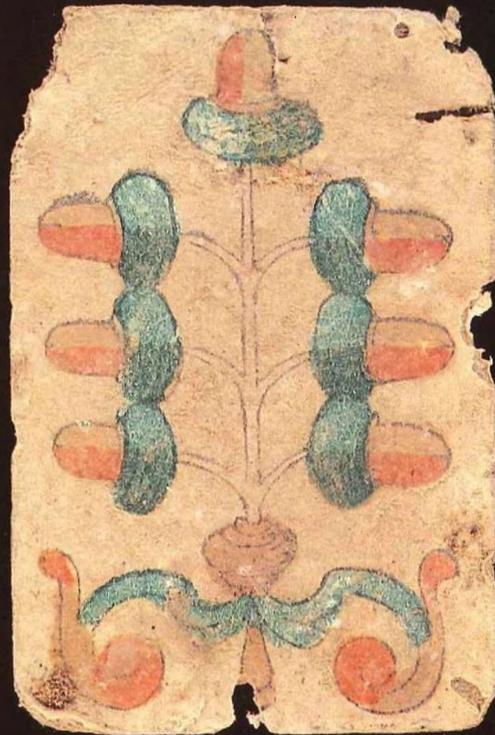


LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

89./90. Jahrgang 1990/91



Der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech
dankt der Sparkasse Landsberg-Dießen
für einen großzügigen Zuschuß zur Drucklegung

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

89./90. Jahrgang 1990/91

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e. V., gegründet 1856

INHALT

Pestenacker – ein jungsteinzeitliches Dorf der Altheimer Kultur im Kreis Landsberg	Guntram Schönfeld	3
Meister Matthäus von Ensingen in Landsberg – Neue Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte der spätgotischen Stadtpfarrkirche	Christoph Roppel	14
Rechtliche und politische Hintergründe des Landsberger Kirchenneubaus von 1458	Christoph Roppel	19
Wer vollendete 1488 den Bau der Landsberger Stadtpfarrkirche?	Klaus Münzer	23
Das Dießener Schmiedezentrum und der Wald – Eisenverarbeitung führt zur Waldvernichtung	Hans-Heinrich Vangerow	24
Der Landsberger Bund – ein Friedensbündnis in einer konfliktreichen Zeit	Anton Lichtenstern	38
Jakob Fuggers Dorfordnung der Herrschaft Leeder von 1595	Franz Haibl	40
Ein einzigartiges Dokument aus dem Schwedenkrieg	Klaus Münzer	41
Was Jesuiten im 30jährigen Krieg als Augenzeugen in Landsberg erlebten	Aus dem Lateinischen von: Klaus Münzer, L. K. Wittmann †, Ulrich Huttner	43
Älteste Ansicht Prittrichings auf Ars-bene-moriendi-Bild	Anton Lichtenstern	60
Matthias Stiller aus Ettringen – Stukkateur der Landsberger Stadtpfarrkirche	Klaus Münzer	63
Zur Bau- und Ausstattungsgeschichte der Ignatius-Kapelle von Hl. Kreuz in Landsberg	Dagmar Dietrich	68
Maximilian Münch – ein bedeutender Sohn der Stadt Landsberg am Lech	P. Josef Höcherl MSC	73
Joseph Völk – ein Kämpfer für Deutschlands Einheit	Walter Drexl	75
Das Kalkbrennen – ein vergessenes Gewerbe	Anton Lichtenstern	78
Erinnerungen an die Jugendzeit in Landsberg 1927 bis 1936	Antonius Guttermann	80
Fliegerschicksale im Sommer 1944 – Die mutige Tat eines Rotter Bürgers	Josef Köttner	86
Urkunden besiegeln die Partnerschaft zwischen Landsberg und Waldheim	Heinr. Weissling/Walter Drexl	87
Ein Ort zur Besinnung und Begegnung der Bürger	Franz Bernhard Weißhaar	92
Buchbesprechungen:		93
Alte Zeiten – Bilder von Epfenhausen, Oberbergen, Penzing, Ramsach und Untermühlhausen (K. Münzer)		
1250 Jahre Pürgen und Ummendorf 740–1990 (K. Münzer)		
Pankraz Fried, 800 Jahre Wabern 1190–1990 (K. Münzer)		
Wilfried Menghin, Frühgeschichte Bayerns (K. Münzer)		
Beiträge zur Heimatforschung – Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag (W. Drexl)		
Anton Lichtenstern/August Beißer, Landsberger Spaziergänge (K. Münzer)		
Lothar Kolmer, Machtspiele. Bayern im frühen Mittelalter (H.-H. Martin)		
Egon J. Greipl, Macht und Pracht. Die Geschichte der Residenzen in Franken, Schwaben und Altbayern (H.-H. Martin)		
Aus dem Vereinsleben in den Jahren 1990 und 1991		96
Unsere Toten		Umschlag Seite 3

Zum Geleit

Im Mai 1991 konnte unser historisches Rathaus nach mehrjähriger schwieriger Restaurierung wiedereröffnet werden. Im Jahre 1507 als Brothaus der Landsberger Bäcker von der Stadt erbaut, beherbergte es nach 1604 das herzogliche Salzamt, bis es von 1699 bis 1718 zum Rathaus um- und ausgebaut wurde. Bei der Restaurierung kam aus dem Fehlboden des Ratszimmers im ersten Obergeschoß neben Tonscherben eines Ofens ein bemerkenswerter Fund ans Tageslicht: sechs Spielkarten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, handkolorierte Holzschnitte. Die vier

am besten erhaltenen möchten wir als Umschlagbild erstmalig einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen.

Durch eine großzügige Spende ist es uns diesmal möglich, auch die Rückseite des Umschlages mit einer Abbildung zu schmücken, die die Vorderseite sinnvoll ergänzt. Sie stellt einen Kartenspieler dar, Wasserfarben auf Papier, 34 × 48 cm, signiert von Hubert von Herkomer HvH 1900, aus Privatbesitz. Herkomer gab dem Bild den Titel: Das erwachende Gewissen (The Awakening Conscience)

Klaus Münzer

AUTOREN

Dietrich Dagmar, Dr., Oberkonservatorin
Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Abt. Denkmalkunde
Am Hofgraben 4, W-8000 München 22

Drexl Walter, Redakteur i.R.
Katharinenstraße 44 a, W-8910 Landsberg a. Lech

Guttermann Antonius
Elisabeth-Ney-Straße 19, W-4400 Münster

Haibl Franz, 2. Bürgermeister
Leeder, W-8915 Fuchstal

P. Höcherl Josef, MSC
Kloster Rebdorf, W-8078 Eichstätt

Huttner Ulrich M. A.
Akazienstraße 9, W-8120 Weilheim

Köttner Josef, Vermessungsingenieur
Lachen, Post Riederau, W-8918 Dießen a. Ammersee

Lichtenstern Anton, Studiendirektor
Bayerfeldstraße 3, W-8910 Landsberg a. Lech

Martin Hans-Heinrich, Oberstudienrat
Ulmenstraße 5, W-8910 Landsberg a. Lech

Münzer Klaus, Studiendirektor i. R.
Galgenweg 17, W-8910 Landsberg a. Lech

Roppel Christoph M. A.
Schmiedstraße 11, W-8150 Föching/Holzkirchen

Schönfeld Guntram, Dr., Grabungsleiter
Hauptstraße 1a, W-8911 Pestenacker

Vangerow Hans-Heinrich, Forstdirektor
Oberforstdirektion Tillystraße 2, W-8400 Regensburg

Weißhaar Franz Bernhard, Professor
Sonnenstraße 6, W-8910 Landsberg a. Lech

Weissling Heinrich
Dresdener Straße 25, O-7305 Waldheim

Wittmann L. K. (†),
war 1907 Pfarrer zu Perach, Kreis Altötting.

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS:

Adolf E.: 63, 64, 65
Beißer A.: 68, 69, 70, 71(2), 72
Beißer G.: 17r
Drexl W.: 75, 76
Erlangen, Universitätsbibliothek: 38
Hirschbeck: 81(3), 82(2), 83(3), 85(3)
Rebdorf, Kloster: 74
Lichtenstern A.: 62(2), 78, 79, 80
Privat: 78
Roppel Ch.: 17, 18
Seidl-Cesare S.: 87, 88, 89, 90, 91
van Treek P. (München): 39

PLÄNE, SKIZZEN, KOPIEN:

Augsburg Diözesanarchiv: 62u
Bayer. Hauptstaatsarchiv München: 26
Dietrich D.: 23(2)
Landsberg, Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt: 62o
Landsberg, Stadtarchiv: 23, 42, 45, 55, 77, 79
Landsberg, Neues Stadtmuseum: 61
Landesamt für Denkmalpflege, Planarchiv: 14
Mojon L.: 15
Pestenacker, Grabungsbüro: 3-13
Vangerow H. H.: 24, 27
Weißhaar F. B.: 92

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

Gegründet 1902 als Zeitungsbeilage; als Sammelbände bisher erschienen:

- | | |
|------------|-------------|
| 1. 1970/71 | 6. 1980/81 |
| 2. 1972/73 | 7. 1982-85 |
| 3. 1974/75 | 8. 1986/87 |
| 4. 1976/77 | 9. 1988/89 |
| 5. 1978/79 | 10. 1990/91 |

Schriftleitung: Klaus Münzer

Gesamtherstellung: Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer

Pestenacker – ein jungsteinzeitliches Dorf der Altheimer Kultur im Kreis Landsberg

Ergebnisse jahrelanger Ausgrabungen – So sah es vor 5500 Jahren bei Pestenacker aus

Von Dr. Guntram Schönfeld

Ein kleines, aber sehr bekanntes Dorf

Die Szenerie erinnert an ein kleines, doch sehr bekanntes gallisches Dorf (Abb. 1): stroh- oder reisiggedeckte Hütten, unter deren abblätternem Verputz das Fachwerk hervorlugt; ein roher Bohlenweg als Dorfstraße, über und über mit Schmutz und Abfall bedeckt. Ein windschiefer Dorfzaun umfriedet die Idylle. So etwa sah es vor rund 5500 Jahren bei Pestenacker aus.

Ein Blick in die Häuser vermittelt Behaglichkeit wie aus Urgroßvaters Zeiten (Abb. 2): über dem offenen Herdfeuer wird gekocht, das Zicklein räkelt sich auf Stroh gebettet im Stall, den von der Küche nur eine Bretterwand trennt. Und wäre da nicht der überdimensionierte Brotbackofen im feuergefährdeten Haus, so wäre der Vergleich mit dem kriegerischen gallischen Dorf nicht schlecht gewählt.

„Vor-Urteile“

Was sich in ersten Rekonstruktions-skizzen als Ergebnis jahrelanger Ausgrabungen in der jungsteinzeitlichen Siedlung bei Pestenacker niederschlägt, erstaunt auch die Ausgräber. Wie in vielen Disziplinen üblich, entwickeln die Archäologen Vorstellungen von dem, was sie erst ausgraben wollen. Nach Auffassung eines Teils der modernen

englischen Archäologie sind diese Gedanken und die Ergebnisse eventueller Vorarbeiten in die Konstruktion eines gedanklichen „Modells“ vor Ausgrabungsbeginn zu bündeln. Die zutage tretende Wirklichkeit korrigiert dann Schritt für Schritt das Modell, führt zu dessen Abänderung oder sogar zum Neuaufbau.

Bei der Forschergruppe in Pestenacker war dies ebenso zu beobachten. Doch inzwischen rundet sich das Bild: die Infrastruktur der Ansiedlung wird sichtbar, der Bauplan und auch die Bauweise. Nach der Freilegung von etwa der Hälfte der erwarteten 15 Häuser werden die weiteren Grabungsarbeiten zur Routine, die Überraschungen seltener.

Die Entdeckung

Unser Vorwissen über die Fundstelle bei Pestenacker beruht auf Entdeckungen bei der Bachverlegung von 1934, als der ursprünglich hangnah fließende, unverbaute Bach in eine neue, gerade verlaufende Rinne umgeleitet wurde. (Abb.1). Die Kunde von den Funden und einer uralten Konstruktion aus „morschen Baumstämmen“ erreichte die zuständigen Stellen in München. P. Reinecke veröffentlichte nach gründlicher Autopsie kurze Berichte über die Fundstelle, die er der Altheimer Kultur zuwies (Altheimer Kultur: nach Fundmaterial bis dahin unbekannter Art benannt, das in den Grabungen von Altheim bei Landshut 1914 auftauchte), die heute unter Zugrundelegung der Jahrringmeßmethode (Dendrochronologie) und dazu passender Radiokarbondaten zwischen 3800 und 3400 v.Chr. angesetzt wird.

Probegrabungen in den frühen siebziger Jahren bestätigten das Vorhanden-

sein hölzerner Baureste, so daß eine Großgrabung erfolgreich zu sein versprach. Die Finanzierung des Unternehmens hat dann die DFG übernommen, während als Träger das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege tätig wurde. Beide Institutionen legten als Ziel der Ausgrabung die vollständige Aufdeckung der Siedelfläche fest. Begleitende dendroarchäologische, botanische und geologische Studien sollten das vegetationsgeschichtliche Umfeld rekonstruieren, die Bauabfolge datieren und die geologischen Verhältnisse in und um die Ausgrabung klären.

Vorüberlegungen – unser „Modell“

Einerseits war an die Ergebnisse von Ausgrabungen in Siedlungen der Altheimer Kultur anzuschließen, andererseits erinnerte das „Floß aus Baumstämmen“ ebenso wie die topographische Lage Niedermoor im Talgrund an die Feuchtbodensiedlungen des nahen Federseegebietes und des fernerer Bodensees.

In altheimzeitlichen Siedlungen wurden gelegentliche kleinräumige, etwa 0,50 m in den anstehenden Boden getiefte Grubenhütten (Abb.3) zwischen 1x2 und 3x4 m Größe entdeckt. Auffällige Standspuren der Firstpfosten außerhalb der Grube weisen auf zeltartige Überdachungen. Das Hütteninnere war im allgemeinen leer, in einem Fall fand sich eine Feuerstelle in der Raummitte. Seit der Mitte der achtziger Jahre besteht Einigkeit darüber, daß es sich um Vorratshütten handeln muß, während die Wohnhäuser – weil vermutlich ebenerdig, durch Erosion oder Pflugbau längst abgegangen sind. Also schlossen wir, daß in Pestenacker vermutlich keine Grubenhütten zu finden sein würden. Aus der Jungsteinzeit Oberschwa-



Abb. 1: Rekonstruktion des Dorfes: Zugang über die Brücke, bohlenbelegte Hauptstraße mit Häuserfronten.

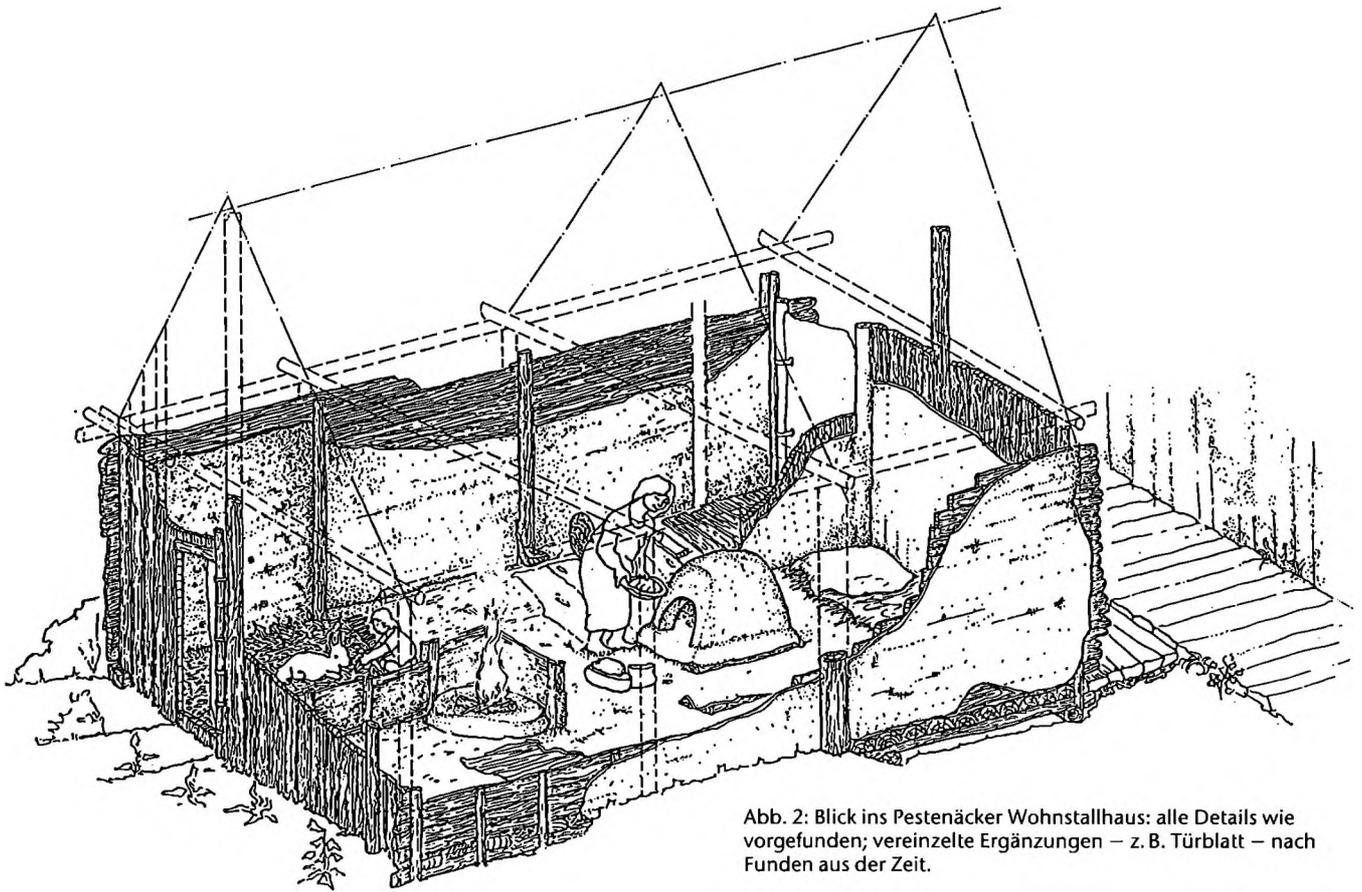


Abb. 2: Blick ins Pestenacker Wohnstallhaus: alle Details wie vorgefunden; vereinzelte Ergänzungen – z. B. Türblatt – nach Funden aus der Zeit.

bens, vom Bodenseeufer und von den Seeuferändern der Schweiz sind ganze jungsteinzeitliche Dörfer bekannt geworden. Es handelt sich ausnahmslos um sogenannte Feuchtbodensiedlungen, in denen unter Luftabschluß organische Materialien wie Knochen, Samen, Unkräuter, aber auch Holz konserviert wurden. Unter Torf oder – bei Seeufersiedlungen – Seekreide haben sich die hölzernen Fundamente der Häuser erhalten, bei besonders günstigen Bedingungen sogar aufgehende Wände. Das wahrscheinlich besterhaltene „Pfahlbaudorf“ dieser Art ist Thayngen-Weier im schweizerischen Kanton Thurgau (Abb.4).

Die topographische Lage Pestenackers und die nachgewiesenen hölzernen Baustrukturen legten nahe, daß in Pestenacker Ähnliches und damit eine von derzeit vier bayerischen Feuchtbodensiedlungen entdeckt worden war. Auf diesen Fall wurden die Vorbereitungen abgestellt, von der Zusammensetzung der Forschergruppe her ebenso wie von der Wahl der Ausrüstung und der Vorarbeiten. Bohr- und Sondagearbeiten erbrachten Vorstellungen von der ungefähren Siedelgröße. Weiter versuchten wir, vor dem Ausgrabungsbeginn Aufschluß über die Ausrichtung der Häuser zu gewinnen, was grabungstechnisch von erheblicher Bedeutung ist. In einer der Sondagen wurde ein west-östlich orientierter Holzrost angeschnitten, von dem wir erst im letzten Jahr, als ein zweites Straßenstück sichtbar wurde, begriffen, daß wir uns am wichtigeren, weil stärker die Siedelstruktur ordnenden Verlauf der Hauptstraße orientiert hatten.

Dann wandten wir uns dem Loosbach zu. Da die Lage der Anbauflächen auf der Lößterrasse eindeutig war, glaubten wir bei unserer Siedlung eine Talbodenrandlage zu erkennen, von der aus ohne Mühe der Hang zu erklimmen war. Der Befund von Unfriedshausen, wo ebenfalls eine hangnahe Lage der Siedlung zu verzeichnen war, bestärkte uns in dieser Annahme. Schon zu Beginn unserer Untersuchungen drängte sich aufgrund von Bohrergebnissen und eines Befundes im hangnahen Baggergraben die Einsicht auf, daß es sich keinesfalls um ein einperiodiges Dorf handeln konnte.

Geologische Situation

Über die Geschichte des Tals berichtet Dr. Schreiber als Geologe des Projekts. Während der beiden letzten Eiszeiten bildeten sich Schmelzwasserrinnen heraus, aus denen in der Nacheiszeit die Täler der Paar und des Verlorenen Baches entstanden. Schutttransporte der Nacheiszeit führten zur Verstopfung der Mündung des Verlorenen Baches, was den Rückstau des Baches und den Anstieg des Grundwasserspiegels nach sich zog. Auf diese Weise waren die konservierenden Voraussetzungen der späteren Ansiedlung entstanden.

Auf die letzte Eiszeit gehen bis 3 m hohe Lössanwehungen im nicht ständig von Schnee und Eis bedeckten Gebiet zurück. Obwohl diese Böden bei Pestenacker degradiert sind zu Acker-

braunerden von durchschnittlich 0,2 m Mächtigkeit, zählen sie noch heute zu den ertragreichsten des Landkreises.

Die Standortwahl

Eine fundamentale Erkenntnis zum Siedelverhalten der Jungsteinzeitmenschen besagt, daß deren Ansiedlungen in der Nähe großer Lößgebiete liegen. Wir dürfen deshalb in den Löß- und Lößlehmsedimenten bei Pestenacker einen wichtigen Grund für die Niederlassung sehen. Ein anderer Grund erschließt sich aus dem vorher Gesagten: wie in Thayngen-Weier und anderen Feuchtstandorten hat die jüngere Jungsteinzeit (Spätneolithikum) eine Vorliebe für feuchte Extremstandorte entwickelt. Warum, ist letztlich unbekannt.

Dendroarchäologie und Stratigraphie – siedlungsgeschichtliche Resultate aus der Kombination der Untersuchungsmethoden

Erstmals ließen sich in den Jahren 3546/45 v. Chr. Siedler der Altheimer Kulturgruppe auf dem moorigen Boden der Bachschleife bei Pestenacker nieder. Diese Zeitangabe, die uns vom dendroarchäologischen Labor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege unter Frau Dr. Bauer übermittelt wurde, geht auf das dendrochronologische Verfahren mit Hilfe von Messungen der

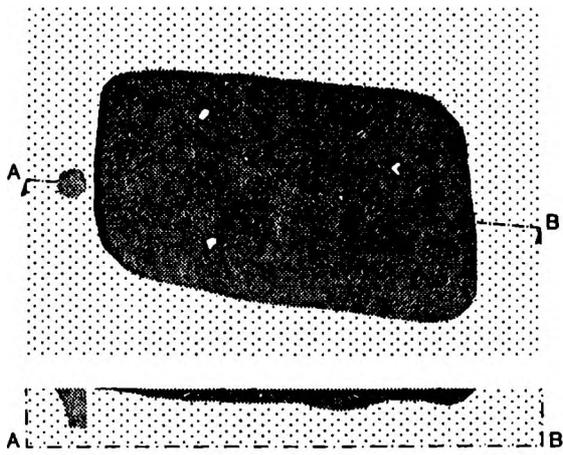
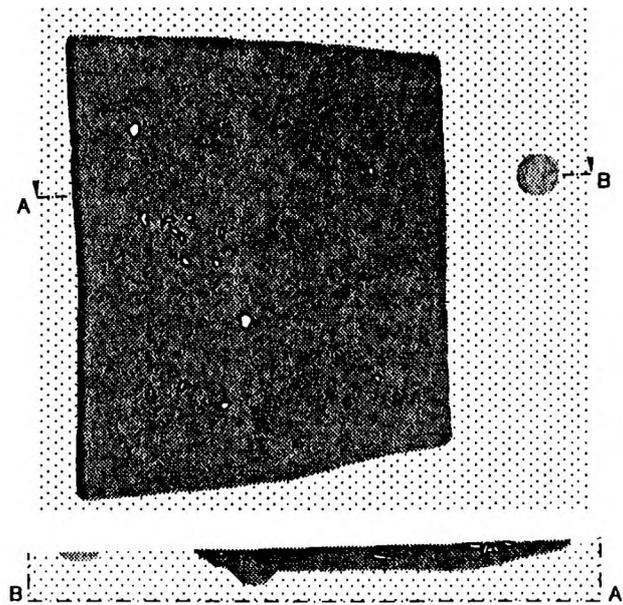
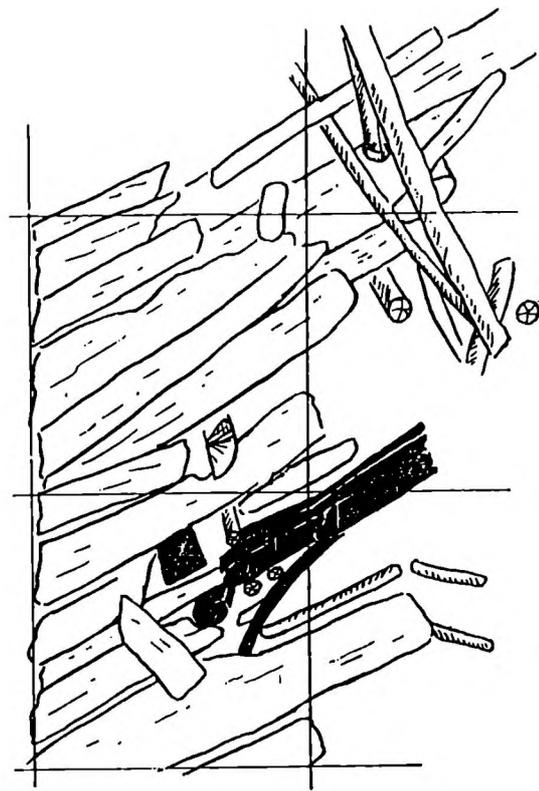


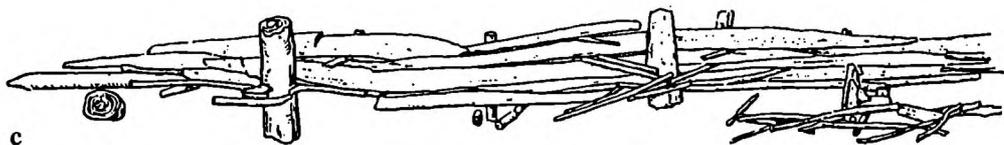
Abb. 3: Grubenhütte aus dem Inneren des Altheimer Erdwerks von Alkofen, Lkr. Landshut.



a

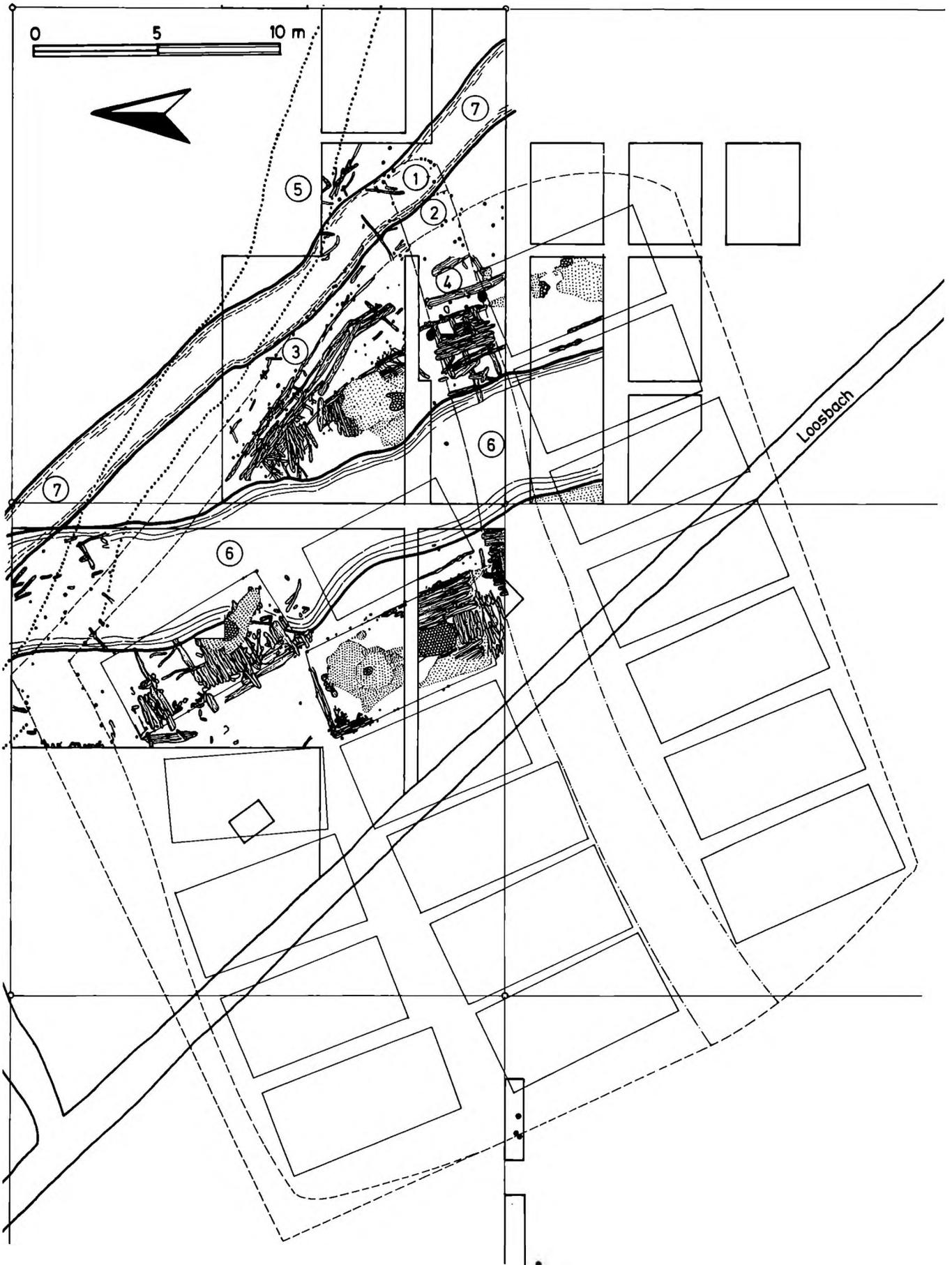


b



c

Abb. 4: Feuchtbodensiedlung Thayngen-Weier: a) Straße, b) Torgatter, c) Zaun.



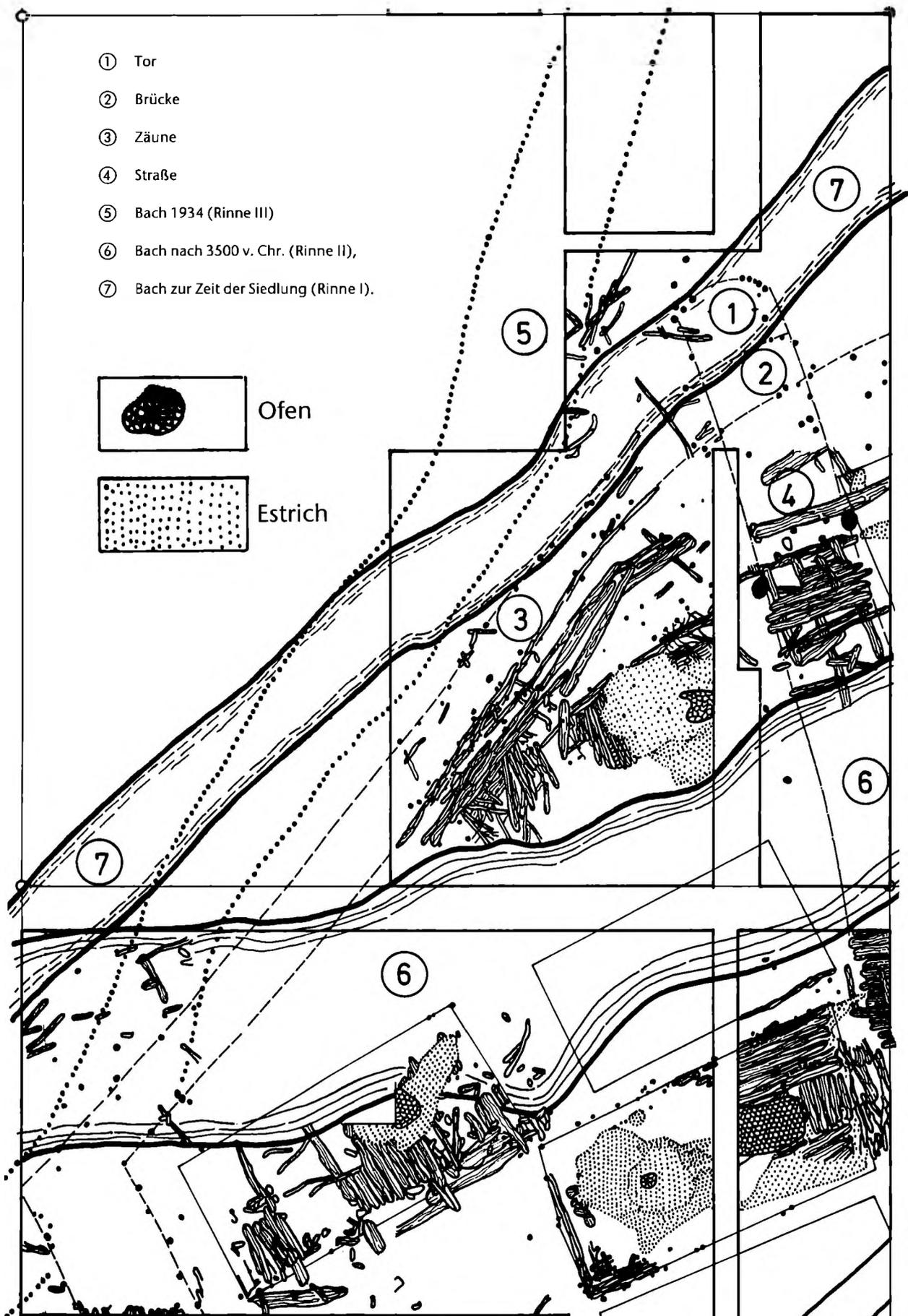


Abb. 5a: Plan der Siedlung (Ausschnitt aus dem Gesamtplan, siehe Abb. 5).

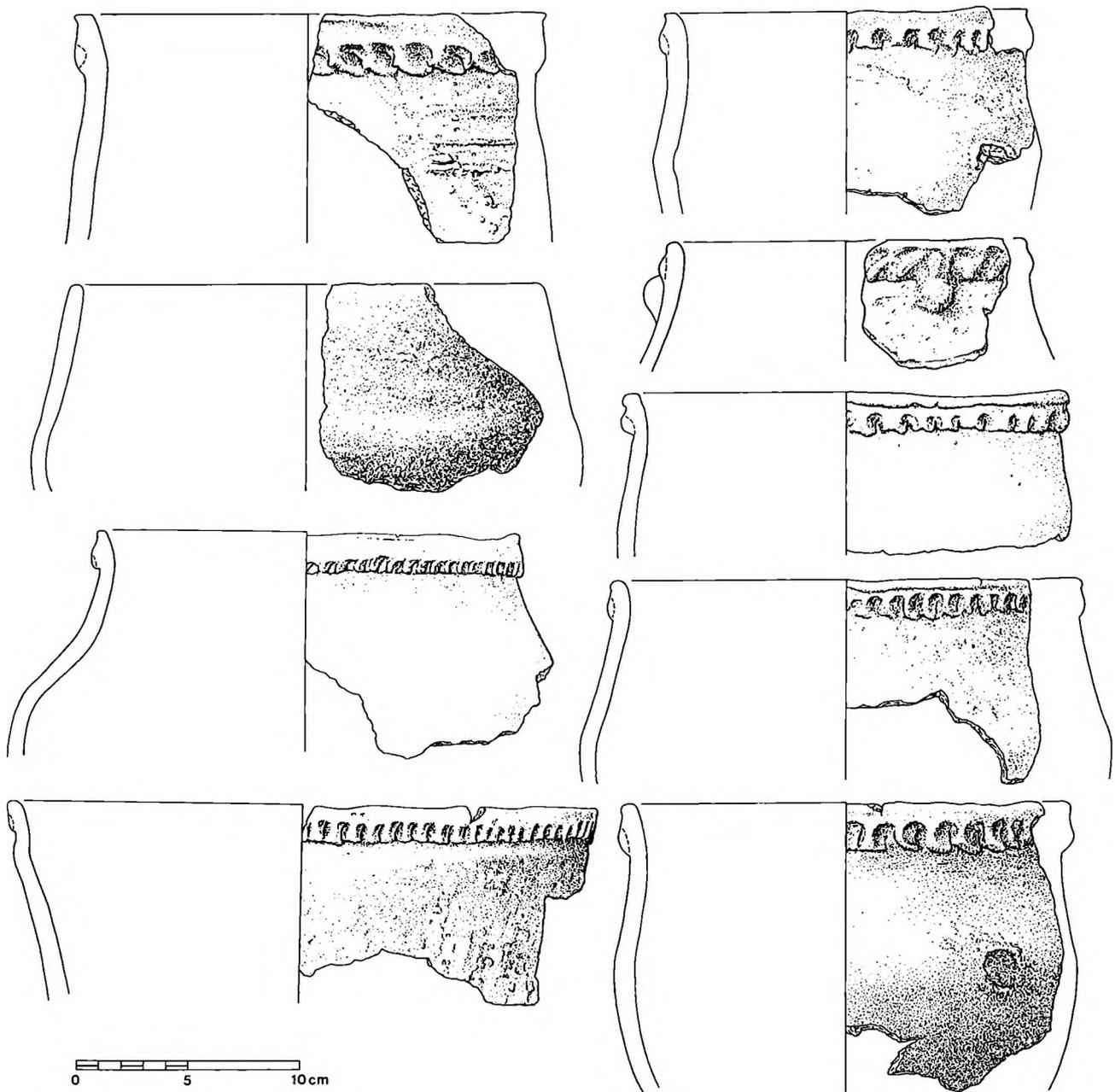


Abb. 6: Grobware: Vorratsgefäße, zumeist mit Schlickrauhung.

Baumringzuwächse zurück (s. Exkurs). Frau Dr. Bauer berichtet von insgesamt drei dendrochronologisch nachweisbaren Fällzeiten, d.h. massiven Holzeinschlägen: 3546–3541, 3536–3533, 3504–3495. Diese Fällperioden sind mit entsprechend voluminösen Bauvorhaben verknüpft, aus denen sich Siedelphasen ableiten lassen. Daneben bewährt sich für die Unterscheidung der Siedelphasen ein klassisches Instrument der Archäologie: die Beschreibung der Schichten, wie man „Stratigraphie“ übersetzt, erzeugt relative Datierungen („ist jünger als“, „Bau X liegt in der gleichen Torfschicht wie Bau Y“).

Ebenfalls aus den Bauhölzern der Gründungsphase ergibt sich, daß die Siedler von Pestenacker nicht die ersten waren, die sich in der feuchten Talaue niederließen. In den Hausfundamenten der Gründungsphase überwiegend verbauete Birke wird als Bestandteil einer

Pioniervegetation zu deuten sein, die nach einem massiven Kahlschlag aufwuchs. Einen direkten Nachweis liefert die Messung der Eichenhölzer durch Frau Dr. Bauer. Bei ihren Untersuchungen zeigte sich, daß die meisten Eichenhölzer, die 3546 und 3545 geschlagen wurden, im Wuchsalter nur bis zu 15 Jahren differieren. Es handelt sich, anders gesagt, um einen rund siebenjährigen Bestand, der durch den gemeinsamen Aufwuchs auf Stockauschläge hinweist und damit auf ein Abholzen vor rund sieben Jahren. Manches spricht dafür, diese Fällperiode auf die Gründung der benachbarten Siedlung von Unfriedshausen zu beziehen.

Die Stratigraphie erkennt in Pestenacker Hausplätze oder Parzellen, deren Häuser lagegleich durch Nachfolgehäuser überbaut wurden. Zu einem gleichzeitigen und völligen Neuaufbau des jeweiligen Dorfes ist es nur gekommen,

wenn durch Abbrand oder eine andere Katastrophe oder durch vergleichsweise langjährigen Bestand die Baufähigkeit eingetreten ist. So ist das Dorf der Gründungsphase von 3546 schon fünf Jahre später, im Jahre 3541 v. Chr. also, abgebrannt und großenteils durch Neubauten ersetzt worden, die möglicherweise einen provisorischen Charakter trugen. Die Feinstratigraphie trägt ein illustrierendes Detail bei. So trägt das bisher bestkonservierte Haus der Gründungsphase fünf Estriche, die dann von Brandschutt überlagert werden. Mit anderen Worten: im Regelfall wurde der Estrich in den Wohnräumen einmal jährlich erneuert. So werden Schätzungen der Belegungsdauer von Häusern, aus denen keine Dendrodaten vorliegen, möglich. Schon wenige Jahre später, vermutlich 3536–3533, wurde der gesamte Hausbestand erneuert und zugleich die Siedlung erweitert. Der Zahl

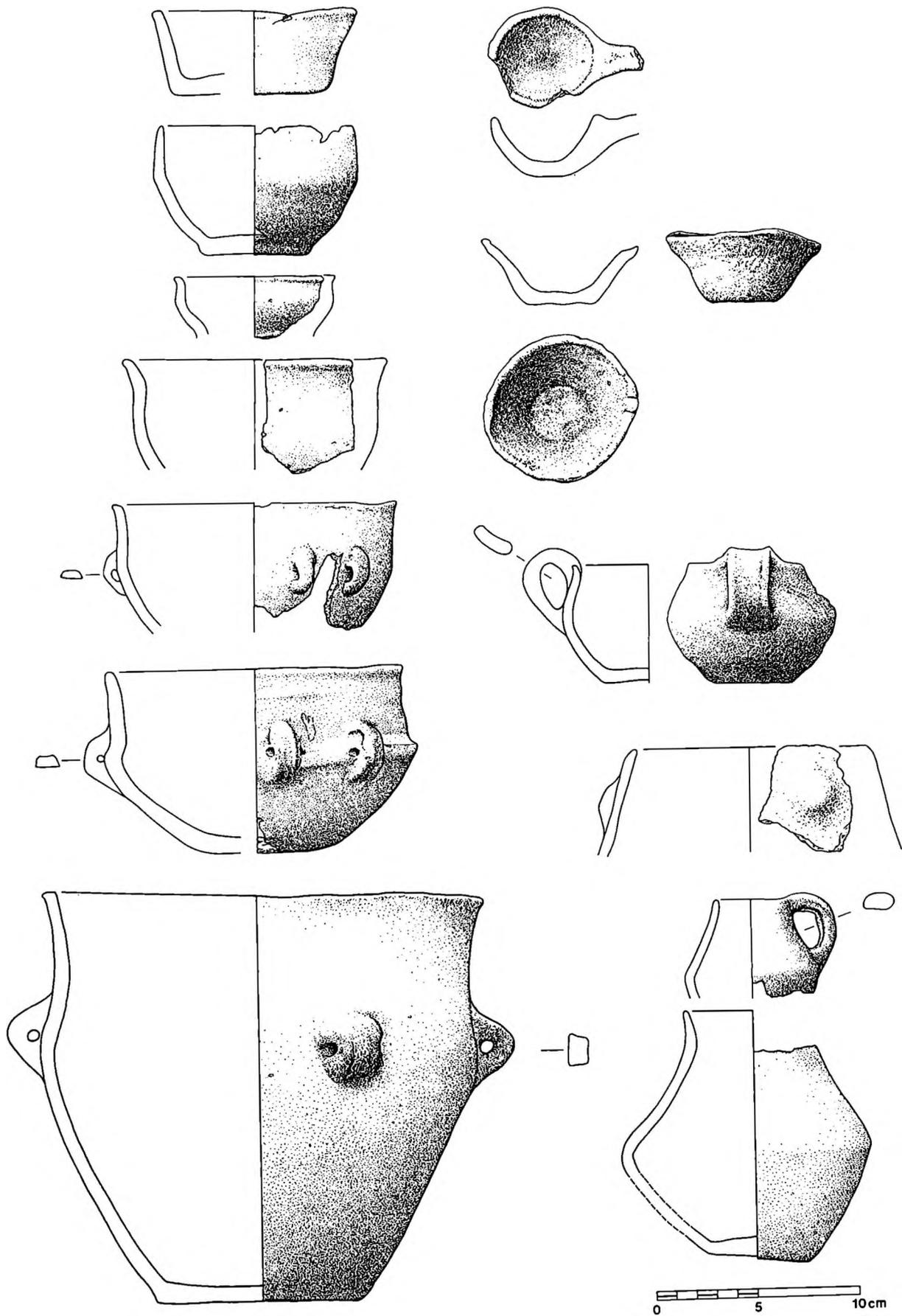
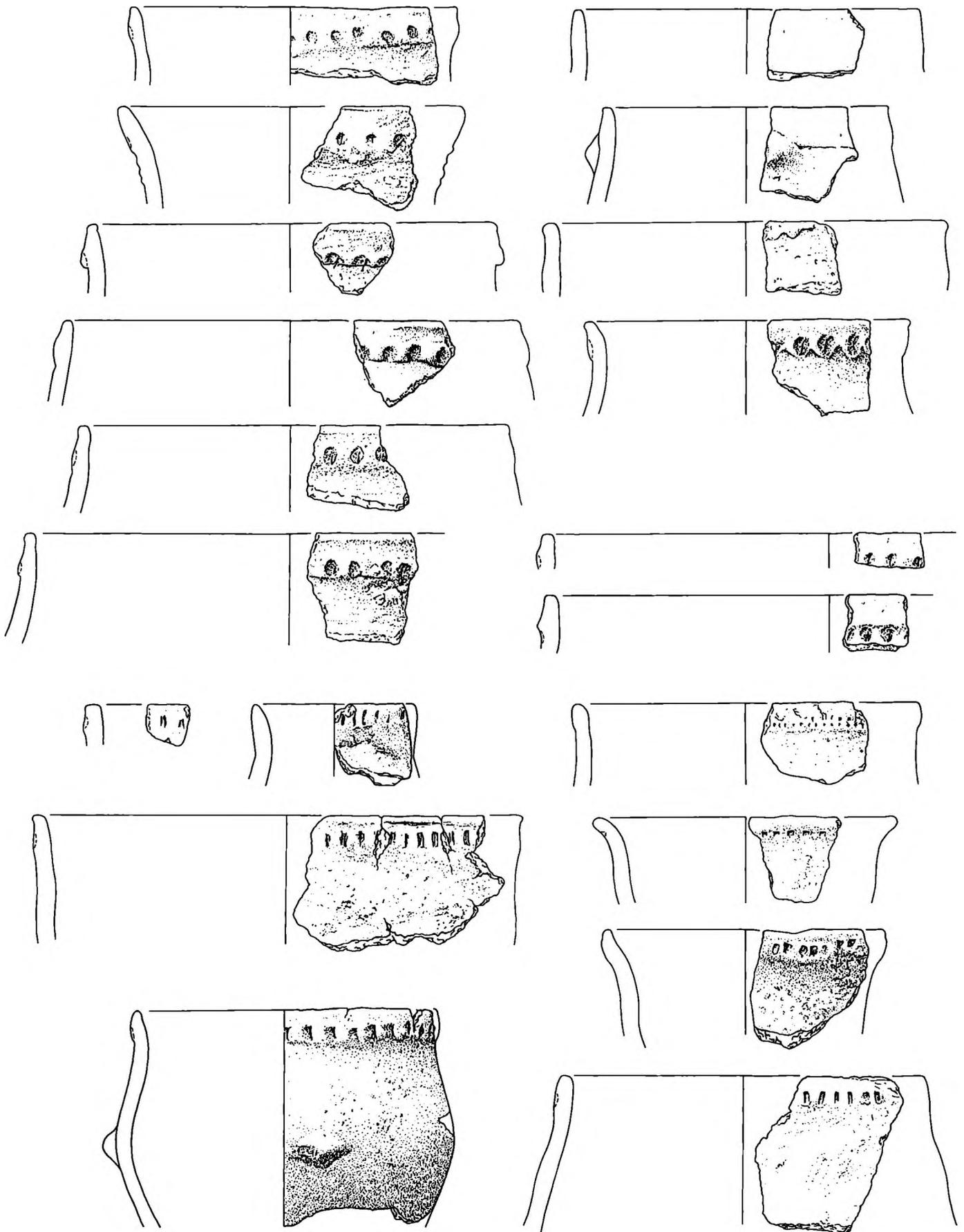


Abb. 7: Feinware – damaliges Tischgeschirr.



der Estriche nach zu urteilen, erreichten die Neubauten, die sich in Grundriß und Bauform an den Vorgängern orientierten, eine damals überwältigende Lebensdauer von ca. 30 Jahren. Die allmähliche Ablösung dieses Bestandes durch Neubauten der Jahre 3504–3495 v. Chr. ist ebenfalls dendroarchäologisch dokumentiert. Allerdings sind aus dieser Phase nur wenige Hölzer konserviert worden, in den betreffenden Bodenschichten hat bereits durch Grundwasserabsenkung die Entlüftung eingesetzt. Die Häuser dieser vermutlich vierten Siedelphase wurden jedenfalls dort, wo sie nachweisbar waren, durch Brandschutt abgeseigelt. Die botanische Arbeitsgruppe unter H.-J. Küster berichtet über massive Funde von Brennessel, Wegerich und anderen Kulturbegleitern, so daß der Platz offensichtlich zeitweise wüst lag.

Damit ist das Ende der auch dendroarchäologisch nachweisbaren Siedlungsfolge erreicht, deren Holzbaubefunde ausschlaggebend für die Entscheidung zur Ausgrabung waren. Zugleich haben damit jene Ansiedlungen ein Ende genommen, die aus möglicherweise fortifikatorischen Gründen auf der Westseite des damaligen Baches lagen (Abb. 5).

Häuser mit Estrichen und Herdstellen, jedoch ohne Holzerhaltung haben sich auch in stratigraphisch jüngerer Lage konzentriert am Hangfuß gefunden (Abb. 5). Ein entsprechendes Profil, d.h. der im Anschnitt sichtbare Schichtaufbau eines dieser Häuser ist im Neuen Stadtmuseum Landsberg ausgestellt. Die Funde aus dieser Ansiedlung bringen eine Überraschung: obwohl vor allem in der Keramik deutlich zu unterscheiden vom Fundmaterial der älteren Siedlungen, handelt es sich doch um charakteristische Ware der Altheimer Kulturgruppe (Abb. 6, 7, 8). Damit sind wir auf dem Wege zu einer bisher nicht geglückten chronologischen Gliederung der Altheimer Kulturgruppe. Soweit wir die Lage dieser fünften Ansiedlung verfolgen können, scheint sie sich vom Hangfuß bis ans östliche Ufer des um mehrere Meter westwärts verschobenen Loosbaches (Rinne II) erstreckt zu haben, der nun durch die älteren

Siedlungen floß und diese aufbereitete (Abb. 9). Es wird zu untersuchen sein, ob die Verlagerung des Siedelareals auf die bereits erfolgte Verlagerung des Baches zurückgeht. Wäre dies der Fall, dann hätten wir ein Beispiel für das unglaublich kurze Zeitmaß gewonnen, in dem Bäche ihren Lauf wechseln können.

Auf die fünfte Siedlung folgt eine sechste (Abb. 5), die ebenfalls Keramik der jüngeren Fazies der Altheimer Kultur führt, also ein vergleichbares Fundspektrum zur fünften Ansiedlung zeigt. Lage und Umfang dieser jüngsten jungsteinzeitlichen Siedlung ist nur ungefähr bekannt. Ihr Zentrum befindet sich auf dem Areal des längst verfüllten siedlungszeitlichen Loosbaches (Rinne I) und des ebenfalls schon versumpften und verfüllten Baches aus der Zeit der fünften Siedlung (= Rinne II). Doch bricht die prähistorische Besiedlung des Platzes nicht ab: frühbronzezeitliche Scherben belegen eine Besiedlung noch im frühen 2. Jahrtausend v. Chr., die allerdings nicht durch erhaltene Baubefunde zu belegen ist.

Siedlungslage und Infrastruktur

Abb. 1 verdeutlicht die Lage der älteren Ansiedlungen: vom Hang mit den Wirtschaftsflächen wurde das Dorf durch den damaligen Loosbach abgeschnitten. Die bisher einzige Verbindung zur Terrasse führte über eine Brücke (Abb. 10), vor der sich eine gatterähnliche Toranlage befand. Daran schloß nach Osten hin mit einer Erosionsrinne der bequemste und auch nächste Aufstieg zur Terrasse an. Zur Siedlung gelangte man über die Brücke und den Bach, von dort führte eine Straße aus schwellenartigen Eichenbohlen durch das ganze Dorf. Der ursprünglich lückenlose und drei Meter breite Straßenkörper mit den abgeflachten Oberseiten der Hölzer scheint für den Fahrbetrieb wie geschaffen – doch bisher jedenfalls sind die ersten Karren mit Scheibenrädern in Mitteleuropa erst 1000 Jahre später belegt. Mit dem Giebel zur Straße standen beidseits dicht an dicht die Häuser in zeilenförmiger

Anordnung. Von den geschätzten 15 Häusern sind derzeit vier ganz und vier teilweise ergraben, die Lage der restlichen Häuser läßt sich aufgrund des Zaunverlaufs und der durch Bohrungen erschlossenen bebauten Fläche prognostizieren (Abb. 5). Außer der Straße gab es andere Wege, die weniger aufwendig ausgestaltet waren. So führte ein Weg auf der Zauninnenseite um das Dorf herum (Abb. 5). Er war aus drei bis vier Meter langen Bohlen mit flach zugeordneten Enden konstruiert. Übrigens haben wir kein Haus gefunden, das aufgrund seiner herausragenden Bauweise oder Größe als Häuptlingshaus gelten könnte. In der Tat wäre es das erste jungsteinzeitliche Haus aus Süddeutschland, dem diese Funktion zugeschrieben werden könnte.

Das Pestenäcker Wohnstallhaus

Die in den Jahren 3545 und 3546 geschlagenen Bauhölzer wurden am späteren Standort zimmemännisch zugerichtet, wovon zahllose Holzabfälle noch unter den Hausfundamenten künden. Für den Bau der bis 0,40 m hohen hölzernen Fundamente, die wegen des Untergrundes erforderlich waren, wurden mehrere Lagen über Kreuz gelegter Birkenstämme verwendet oder ein mehrfach geschichteter Rost aus entlasteten Birkenstämmen und Astmaterial hergerichtet. In jedem Fall schließt ein zumeist eichener Bretterboden das Fundament nach oben ab. Erst darauf liegen die eigentlichen Fußböden, die aus tonigem Lehm hergestellten und fingerdick aufgetragenen Estriche. Die Wände wurden überwiegend als Bretterwände aus horizontal übereinandergelegten Bohlen errichtet. Die flach zugearbeiteten Bohlenenden spreizte man in Dreierpfostenstellungen an den Hausecken wechselweise von der Hausquer- und Hauslängsseite her ein. Für zusätzliche Stabilität sorgten Pfostenpaare, die die Bretterwand in regelmäßigen Abständen einfaßten. Ob es im Aufgehenden weitere Binder gegeben hat, ist nicht erwiesen. In einem Falle wurde eine Mischtechnik nachgewiesen: während an den Längswänden die untere Boh-

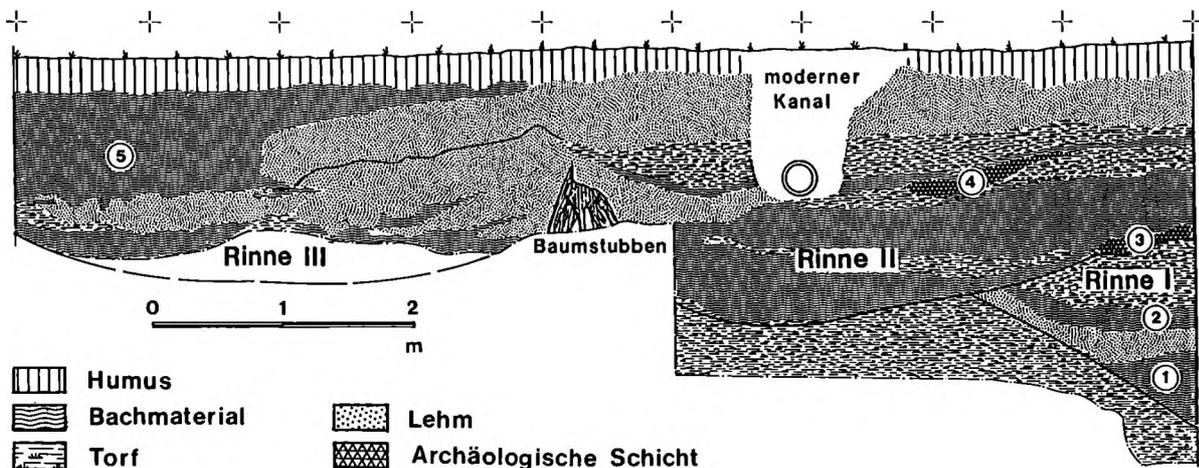


Abb. 9: Die Bachrinnen im Anschnitt.

lenreihe in der eben beschriebenen Technik gefertigt gefunden wurde, standen an Stirn- und Hinterseite des Hauses die Stümpfe von senkrechten Spaltbohlen, vergleichbar der Konstruktion heutiger Feldscheunen.

Flechtwerkwände, die in anderen Siedlungen dieser Zeit auftreten, sind in Pestenacker nur an der Umzäunung der Siedlung beobachtet worden. Über die Art der Dachkonstruktion und die Dacheindeckung ist so gut wie nichts bekannt. Freilich muß es sich um eine Firstkonstruktion gehandelt haben, die Dachlast ruhte zusätzlich auf den Eckpfosten. Bis zu 2,50 m tief waren diese Pfähle in den anstehenden Boden getrieben worden. Da die Stehhöhe der Wände bei ca. 1,80 m liegt, die Dächer also tief ansetzen, müssen die Eckpfosten ursprünglich ca. 4,30 m lang gewesen sein. Die Länge der Firstpfosten hat bei 6 m und mehr gelegen. Mit anderen Worten: das Einrammen der Pfosten in den Boden bedurfte besonderer technischer Fertigkeit. Um das Bild des Hauses zu vervollständigen, fügen wir hinzu, daß die Wände innen wie außen mit Lehm verputzt waren. Zur Straße führte ein kleiner Vorplatz, so breit wie das Haus und so lang, wie es der Anschluß an die Straße erforderte.

Die Innenräume – Wohnen und Arbeiten auf 32 Quadratmetern

Von der Straße her eintretend, betrat man zunächst einen kleinen Flur, ca. 1 m breit, der mit einem gelegentlich erneuerten Bretterboden belegt war (Abb. 2, 11). Am Kuppelofen vorbei bzw. herum gelangte man in einen L-förmigen Raum, der mutmaßlich als Wohn- und Arbeitsraum gedient hat. Hier fanden sich unter Brandschutt noch nicht näher analysierte Textilreste, in Wandnähe Steinbeile und Hacken (Abb. 12).

Vom mittleren Teil des Hauses aus wurde vermutlich der Ofen beschickt, sehr wahrscheinlich mit Getreidemehlprodukten. Das hintere Quartier war durch eine nachträglich eingezogene Bretterwand etwa auf der Firstlinie zweigeteilt (Abb. 11). In der einen Hälfte befand sich die Küche: in einer Ecke brannte ein kleines offenes Kochfeuer in einer schalenförmigen Konstruktion aus Estrichmaterial. Daneben fanden sich in situ Mahlstein und Stößel, sowie ein Übermaß an zerschlagenem Küchengeschirf. Der Lehm Boden war mit

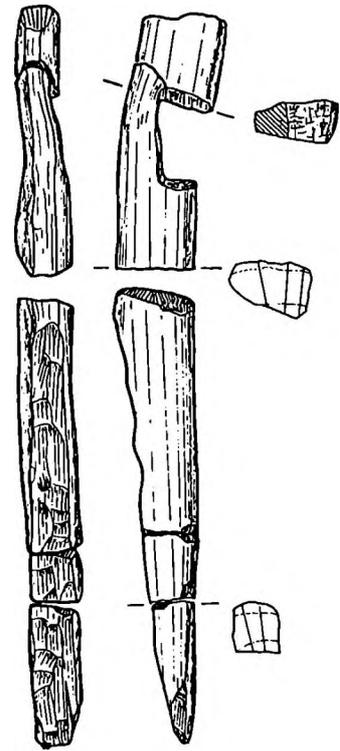
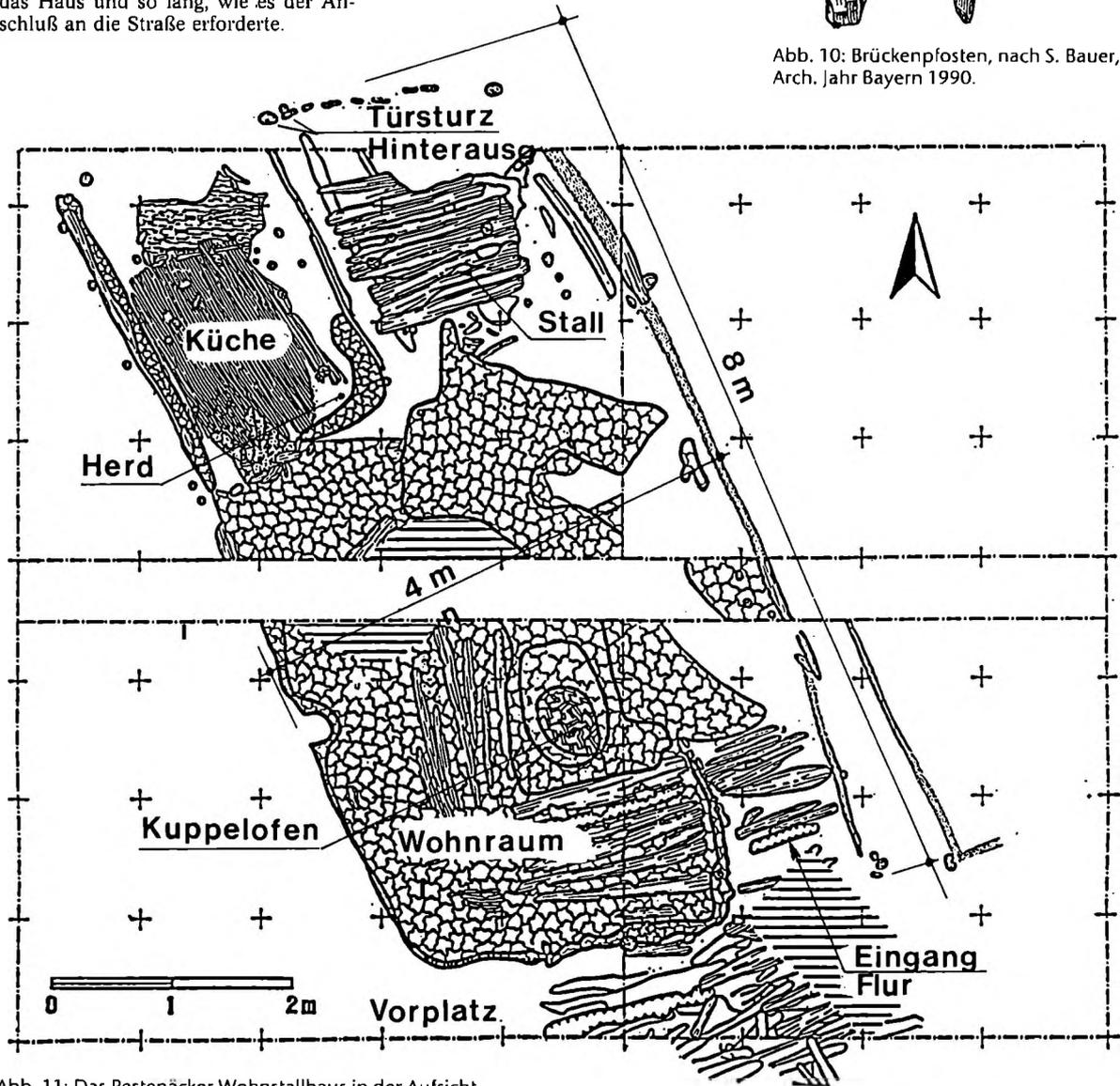


Abb. 10: Brückenpfosten, nach S. Bauer, Arch. Jahr Bayern 1990.



12 Abb. 11: Das Pestenacker Wohnstallhaus in der Aufsicht.

einer Haselnußrutenmatte bedeckt. Im Hintergrund stand über die ganze Raumbreite ein 0,15 m hoher, mit Birkenrindenbahnen belegter Lehmsockel, dessen Zweck uns nicht bekannt ist. Jenseits der Bretterwand fanden wir den auch dort vorhandenen Lehmestrich mit Rutenmatte, überbaut durch einen dünnen Knüppelrost aus Birkenzweig. Darauf war aus Birkenstammteilen oder -ästen ein sehr grober Rost über die ganze Raumbreite hinweg geschaffen worden. Auf dem Rost fand sich eine Strohhäckselauflage, in der zahllose Fliegenpuppen nisteten. Damit stand eine Zweckbestimmung des Raumes als Stall außer Zweifel. Bisher ist nicht bekannt, welche Tierarten im Stall gehalten wurden. Von der Stallgröße her – etwa 2 m x 3 m – wäre ein Kuhstall nicht auszuschließen. Damalige Rinder mögen eine Schulterhöhe um 1,20 m und eine Länge um 2 m gehabt haben. Eine Nutzung als Stall belegen möglicherweise auch die Rutenmatten. In Thayngen-Weier wurden gleichartige Matten im Areal der Ställe gefunden und als Dungmatten gedeutet. In jedem Fall handelt es sich in Pestenacker um Wohnstallhäuser. Unsicher ist, ob der Stall gegen die Hausmitte hin durch eine Tür abgeschottet war. Bisher gibt es dafür keinen Beleg. Dagegen ist ein Hinterausgang vom Stallteil aus nachzuweisen. Die Tür führte auf einen dreieckigen Platz, den eine 0,30 m hohe, fein geschichtete, in langjähriger Nutzung gewachsene Mistschicht bedeckte. Außer Strohhäcksel und den schon erwähnten Fliegenpuppen fand der Botaniker des Projektes, R. Neef, Gräseramen und eine Lage mit Birken- und Erlenzweigen, die bereits ausgeschlagen waren. Die Vermutung liegt nahe, daß es sich um Futterreste handelt.

Saisonale Aufstallung?

Unter dem zuvor beschriebenen Haus liegt ein weiteres, das aus der Gründungsphase des Dorfes stammt. Bei fast gleicher Aufteilung des Hausvorderteils, war diesmal im Wirtschaftsteil keine Trennung in Küche und Stall zu beobachten. Statt dessen befindet sich in der Hausmitte eine schalenförmige Herdstelle. Für eine nur fünfjährige Nutzung ist das hintere Hausteil erstaunlich oft erneuert worden, und zwar abwechselnd als Estrich oder als Birkenknüppelrost, der mit Mist bzw. mistähnlichem Material untermischt war. Auch diesmal gab es eine Hintertür, die auf das Hofareal mit Mistbedeckung hinausführte. Eine saisonale Bewirtschaftung des knappen Raumangebots könnte am besten die wechselnde Ausgestaltung des Wirtschaftsteils begreiflich machen. Im Winter wäre mit der Aufstallung des Viehs, in den anderen Jahreszeiten mit einer Nutzung als Speicher oder Wohnraum zu rechnen. In dieses Schema fügt sich auch der im darüber gelegenen Haus beobachtete Umbau eines mutmaßlichen Stallteils zur Küche.

Damit beende ich die Vorstellung einiger Resultate des vergangenen Grabungsjahres. Vieles davon wird den unbefangenen Leser durchaus trivial an-

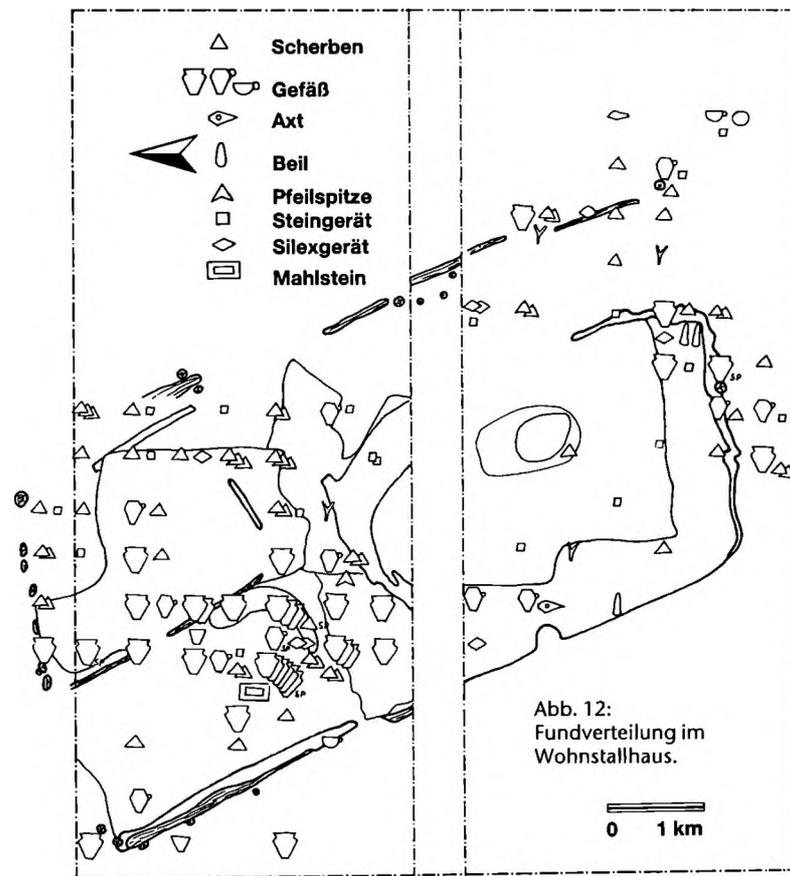


Abb. 12:
Fundverteilung im
Wohnstallhaus.

muten. Schließlich weiß jeder, daß Wohnstallhäuser noch im vergangenen Jahrhundert gang und gäbe waren bzw. in der Gegenwart in entlegeneren Gegenden Europas noch zu finden sind. Jeder weiß, daß hierzulande prähistorische Bauten aus Holz errichtet wurden, jeder ahnt, daß sie mit hölzernem Boden und Firstdach konstruiert waren. Auch eine Tür im Haus überrascht nicht, noch weniger die Tatsache, daß es Rind und Ochs, Schaf und Ziege gegeben hat. Also – was bringt uns so eine Ausgrabung? Wer sich ein wenig für die Resultate archäologischer Spurensuche interessiert, dem wird auffallen sein, wie bescheiden gewöhnlich die Ergebnisse dieser Detektivarbeit ausfallen müssen: aus Pfostenstandspuren und eventuellen Fundamentgräben wird versucht, Häuser zu rekonstruieren. Die Innenräume sind ohnehin verloren. Die Funde liegen nicht mehr an Ort und Stelle, so daß auch die Funktion auffallender Hausteile nicht mehr nachvollziehbar ist. Über 5000 Jahre alte Dörfer, bei denen Weg und Steg noch zu erkennen sind, deren Häuser bis zu den aufgehenden Wänden erhalten sind, so etwas ist in Deutschland nicht mehr häufig. Auch nicht im Mekka der Feuchtbodenarchäologie, in Baden-Württemberg. Was man übrigens daran erkennen kann, daß dort trotz wesentlich schlechter erhaltener Strukturen, bloßen Pfahlfeldern nämlich, ein Freilichtmuseum errichtet wurde, das zahlende Besucher jährlich zu zehntausenden oder auch hunderttausenden anzieht.

Exkurs zur Dendrochronologie

Vor mehr als 40 Jahren experimentierte der Ordinarius für Forstwirtschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, Prof. Huber, mit dem klimatisch bedingten jährlichen Zuwachs bei Laub- und Nadelbäumen. Er erkannte, daß bei Hölzern vom gleichen Standort die Entwicklung der Jahrringbreite vergleichbar abläuft. Liegt eine mehrjährige Beobachtung der Zuwachsraten vor, so entsteht eine Kurve, die bei Hölzern aus der gleichen Region sehr ähnlich verläuft. Durch das Aneinanderreihen von Hölzern, deren Alter sich zeitlich überschneidet, wird ein „unendlicher Baum“ gebildet. Prof. B. Huber erprobte seine Entdeckung erfolgreich am Palisadenring der bronzezeitlichen „Wasserburg“ Buchau. Inzwischen gibt es einen unendlichen Baum, der aus vielen Lokalchronologien Süddeutschlands zusammengesetzt wurde und von heute über das Holz mittelalterlicher Kirchen, über frühmittelalterliche Baumsärge, römische Brücken lückenlos zu den Feuchtbodensiedlungen der Jungsteinzeit und darüber hinaus zurückreicht. Die Hölzer aus Pestenacker werden zunächst vermessen, d.h. eine Lokalkurve aus der Wuchsabfolge der Pestenacker Hölzer erstellt. Anschließend wird die Pestenacker Lokalkurve mit dem unendlichen Baum, der „Süddeutschen Standardkurve“, verglichen, die Stelle ihrer besten Einpassung festgestellt und statistisch abgesichert.

Meister Matthäus von Ensingen in Landsberg

Neue Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte der spätgotischen Stadtpfarrkirche

Von Christoph Roppel

Bisherige Vermutungen und Zuschreibungen

Seit den Forschungen Schobers¹ haben sich die Ansichten zu Bauverlauf und Baumeister der spätgotischen Architektur der Landsberger Stadtpfarrkirche kaum verändert. Auch jüngere Beiträge greifen noch auf das 1910 und 1918/19 entworfene Gemisch von fundierten Quellenstudien und – ausdrücklich als solche gekennzeichneten – Vermutungen zurück, wonach *Valentin Kindlin* aus Straßburg den Kirchnerneubau 1458 mit dem Langhaus begann und *Ulrich Kiffhaber* ihn ab 1467 mit dem Chor bis 1488 zu Ende führte. Da fast alle den Bau direkt betreffenden Quellen im 30jährigen Krieg verloren gingen, bleibt für eine nähere Begründung dieser These bzw. ihre notwendige Korrektur nur der Umweg über einen präzisen kunstgeschichtlichen Einordnungsversuch. Daß ein solcher bislang nicht existiert, dürfte mehrere Gründe haben: zum einen erschwert das über das Kircheninnere gelegte Barockkleid die Analyse, zumal auch die Mauerwerksfreilegungen der Restaurierungskampagnen von 1903 und 1978/79 nicht dokumentiert wurden; zum anderen war der Anreiz zu stillkritischer Tüftelei gering, solange der basilikale Aufbau des Landsberger Gotteshauses als konservative Rückständigkeit begriffen wurde.

Wie sich jedoch zeigt, weist die stilistische Spurensuche den Weg zu Archi-

valien und Zeichen am spätgotischen Bauwerk selbst, die ganz neue Aussagen über Architekten und Baugeschichte erlauben².

Einordnung der spätgotischen Architektur: In weitem Umkreis nichts Vergleichbares

Valentin Kindlin, der bis jetzt als Baumeister der Landsberger Pfarrkirche gilt, ist nur an drei Stellen als Ausführer eindeutig greifbar, nämlich da, wo er sein persönliches Steinmetz-Zeichen hinterlassen hat: in der Sakristei 1464, am Nordwestportal 1467 und – versteckt, klein und ohne Jahreszahl – an einer Konsole des Haupteingangs im Südwesten.

Läßt man diese wenigen Bauteile zunächst außer Betracht und nimmt die Kirchenarchitektur als Ganzes unter die Lupe, so verdeutlicht bereits ein Blick auf das spätgotisch verbliebene Äußere des Kirchenbaus zwei wesentliche Punkte. Einerseits stechen die architektonischen Qualitäten ins Auge; dafür sei beispielsweise auf das den ganzen Bau umziehende, exakte Bezugssystem verwiesen, das Gesimse, Stufungen, Fensterbänke, Maßwerk und Dachlinien zu einer Gliederung zusammenbindet, die offensichtlich einer durchdachten Gesamtplanung entspricht. Andererseits läßt sich für die Gestaltungsmerkmale des Baukörpers im weiten Umkreis nichts Vergleichbares finden – sieht man von der Augsburger Klosterkirche

St. Ulrich und Afra ab, die erst 1467 von Kindlin begonnen wurde und deshalb als Vorbild nicht in Frage kommt. Als Basilika, bei der sich Mittelschiff und Chor, ausladende Seitenschiffe, Turm und hausartiger Südwesteingang als eigenständige Kuben, fast wie „Bauklötzen“ aneinanderschieben, hat der Landsberger Kirchenbau bis auf den Backstein als Baumaterial wenig gemein mit den zeitgleichen Hallenbauten auf dem Gebiet der damaligen bayerischen Teilherzogtümer. Denn diese spätgotischen Pfarrkirchen bieten stets als Ganzes den Anblick eines einzigen Kubus und sind außerdem meist ungleich reicher und komplizierter gegliedert als das vergleichsweise „nackte“ Erscheinungsbild des Landsberger Baus. Auch mit den basilikal geprägten spätgotischen Kirchen der für die Landsberger Pfarrei zuständigen Augsburger Diözese läßt sich die breitgelagerte und großflächige durchfensterte Pfarrkirche der Lechstadt schwerlich auf eine Stufe stellen: weder mit den schmalbrüstigen, kleinfenstrigen bayerischen Gebäuden in Pöttmes, Pfaffenhofen und Aichach, noch mit den altertümlich gegliederten Pfarrkirchen der Reichsstädte Kempten, Kaufbeuren oder Memmingen. Die riegelartige Anlage der Landsberger Stadtpfarrkirche und Einzelheiten, wie die sporenförmigen Vorlagen und die Entlüftungsfensterchen des Mittelschiffs, weisen den Weg vielmehr zu geographisch und politisch entfernter liegenden Gegenden, genauer gesagt zu den Münstern in Ulm und Bern und damit zur Baumeisterfamilie der *Ensinger*.

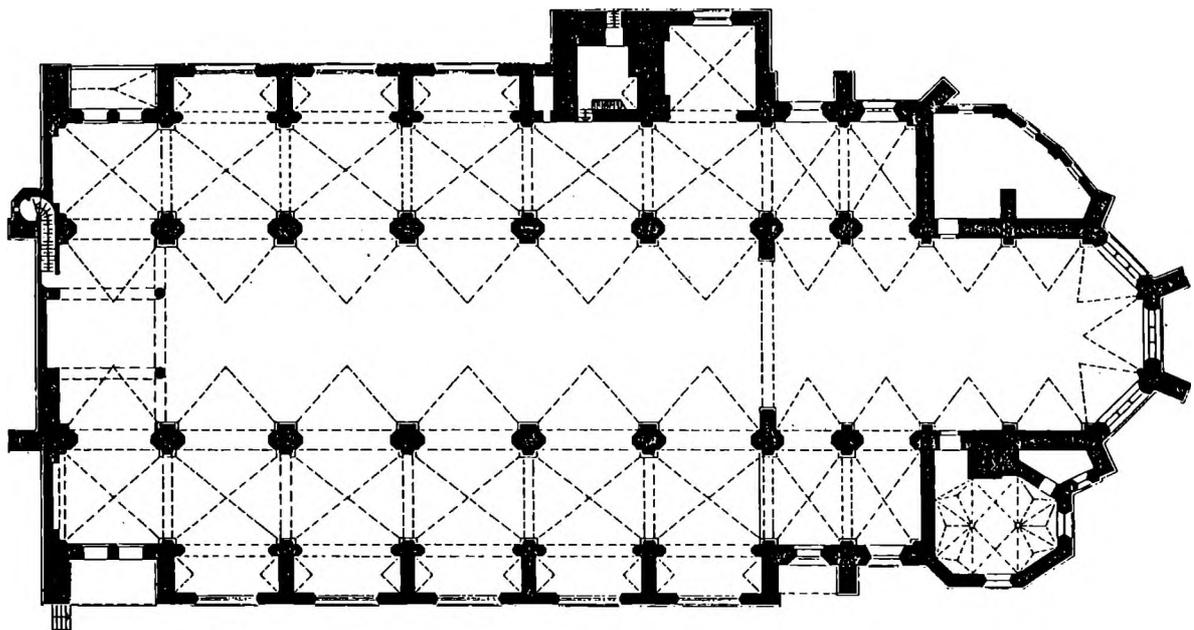


Abb. 1: Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech, Grundriß; Planarchiv des Landesamtes für Denkmalpflege München. Entspr. Abb.-Nr. in Mag.-Arb.: 35.

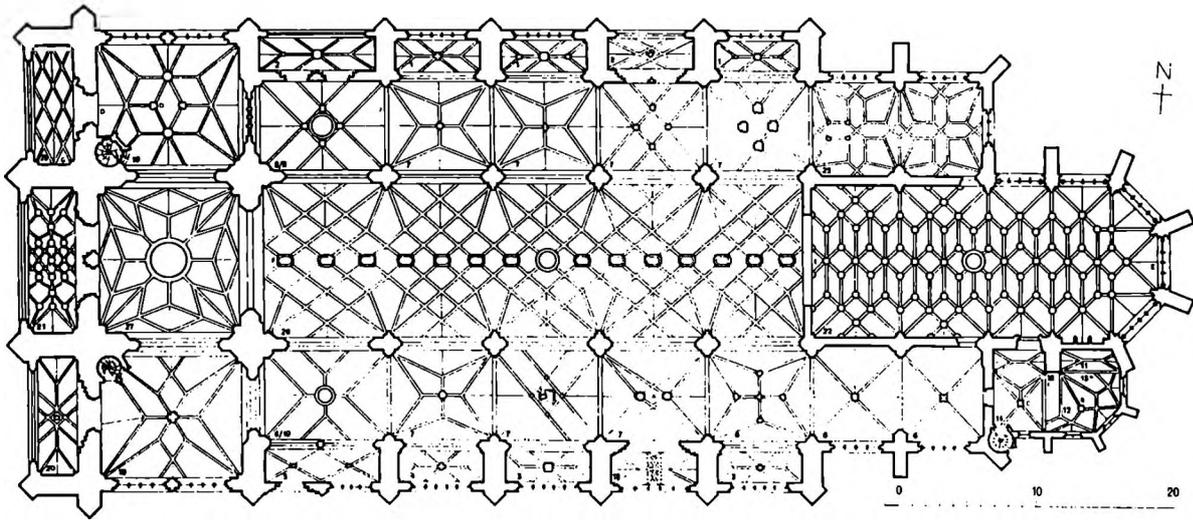


Abb. 2: Bern, Münster, Grundriß; Mojon 1960, Abb. 9. Entspr. Abb.-Nr. in Mag.-Arb.: 36.

Vergleich mit Berner und Ulmer Münster

Noch genauere Aussagen erlaubt der Landsberger Grundriß. Er kombiniert „Einsatzkapellen“, die das Langhaus zwischen eingezogenen Strebe-pfeilern flankieren, und einen „inkorporierten Chor“, den die Seitenschiffe des Langhauses noch zwei Abschnitte lang begleiten (Abb. 1). Dazu gibt es nur eine einzige Parallele: den Grundriß des Berner Münsters (Abb. 2), dessen Neubau *Matthäus von Ensingen* 1421 in Gang setzte².

Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß auch die charakteristische Innenraumgestaltung der Landsberger Kirche ihre Entsprechung im Münster der eidgenössischen Reichsstadt findet. Hier wie dort gibt es einen eher breit als steil angelegten Chor, dessen östlicher Abschluß wie ein „Glashaus“ gestaltet ist: In Landsberg läßt sich hinter dem barocken Hochaltar noch studieren, wie sich die riesigen Fensterflächen in Blendfeldern bis zum Boden fortsetzen. Sie werden von der verbleibenden Mauersubstanz und den ohne Unterbrechung bis zum Gewölbe aufsteigenden polygonalen Diensten gerüstartig umgriffen. In Landsberg wie in Bern finden wir ein Langhaus mit achteckigen Pfeilern, „geknickten“ Arkadenbögen und in die Wand vertieften, vierbahnigen Fenstern, die sich nach unten mit einem Blendfeld fortsetzen. (Die gelegentlich für das Landsberger Langhaus rekonstruierten, unter den Fenstern durchlaufenden „Triforien“ spitzbogigen Zugschnitte³ hat es dort genausowenig wie in Bern gegeben. Lediglich unter den drei Fenstern des dritten bis fünften Joches öffneten sich auf der Nordseite einst korbboige Nischen, die vom Dachboden des Seitenschiffes aus einzeln betreten werden konnten.) Charakteristisch und vergleichbar sind auch die Angliederung der Seitenkapellen und deren außergewöhnlich große, einem Quadrat einbeschriebene Fenster. Wie jetzt noch in Bern sind bzw. waren auch in Landsberg Seitenschiffe, Langhaus und Chor jeweils voneinan-

der abgegrenzte und sehr eigenständig organisierte „Kastenräume“ – die direkte Entsprechung zum Bauklötzchen-Eindruck des Äußeren. So läßt sich beispielsweise aus der Existenz einer ehemals vorhandenen Flachdecke, die sich unter den Belüftungfensterchen für den Dachstuhl befunden haben muß, ableiten, daß der ehemalige spätgotische Bogen zwischen Langhaus und Chor in Landsberg viel niedriger gewesen ist als der heutige barocke Triumphbogen. Er trennte also, darin wieder dem Berner Münster vergleichbar, beide Raumteile viel stärker voneinander ab als heute und bezog sich gleichzeitig auf den noch vorhandenen großen Blindbogen der Westwand. In beiden Kirchen finden wir außerdem das sonst nirgendwo so deutlich ausgeprägte Verhältnis von niedrigen und breiten Seitenschiffen und hoch aufstrebendem Mittelschiff. Nicht zuletzt tauchen wesentliche, von Meister Matthäus in Bern angewandte Stilmittel auch in Landsberg wieder auf: die helle Ausleuchtung, die eher sparsame Gliederung und die häufige Wiederholung weniger, einfacher Grundformen wie z. B. die Vertiefung von Fenstern und Türen in einem Blendfeld, die kahlen, aus den Pfeilern wachsenden Bögen und der Grundriß des halben Achtecks. Das führt in beiden Kirchen nicht nur zu einer rational gut erfaßbaren „Verräumlichung des Basilikalinneren“⁴, sondern hat auch einen sehr nüchternen Gesamteindruck zur Folge.

Sollte *Valentin Kindlin*, wie bisher vermutet, tatsächlich der geistige Vater der Landsberger Architektur gewesen sein, dann ist angesichts der beschriebenen Gemeinsamkeiten mit dem Berner Münster klar, daß er unmittelbar von *Matthäus von Ensingen* abhängig gewesen sein muß. Diese Abhängigkeit bestätigen auch die wenigen für Kindlin wirklich gesicherten Bauteile. So entspricht die Anlage des Nordwestportals derjenigen des Berner Nordwestportals. Das von *Kindlin* signierte, präziöse Ziergewölbe der Sakristei mit seiner komplizierten räumlichen Struktur und den verschieden hoch ansetzenden Rip-

pen steht in der Familientradition der *Ensinger*, deren Stationen am *Ulmer Münster* zu beobachten sind: die Gewölbe der Turmvorhalle und des Besse-rerchörleins von Meister *Ulrich von Ensingen* und diejenigen des Chores, der mittleren Turmhalle und der Neidhartkapelle, die sein Sohn *Matthäus* geschaffen hat. Auch die Steinmetzwerke des Haupteingangs haben ihre nächsten Verwandten meist in den von *Matthäus* am Ulmer Münster geschaffenen Formen.

Die Baumeister

Matthäus von Ensingen: Tatsächlich aber war es nicht Kindlin, sondern der damalige Ulmer Kirchenbaumeister Matthäus von Ensingen selbst, der den Landsberger Neubau als Einheit konzipierte und ihm bis zu seinem Tode 1463 auch vorstand. Er selbst hat dafür gesorgt, daß diese Tatsache der Nachwelt erhalten blieb: Über dem Ostfenster des Landsberger Chores hinterließ er ein jetzt vom Hochaltar verdecktes Meisterschild mit seinem persönlichen Zeichen, einem charakteristisch nach oben gezogenen „h“ (Abb. 3). Das darunter befindliche Steinmetzzeichen ist 1488, fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod des Matthäus, eingemeißelt und gehört mit aller Wahrscheinlichkeit dem unbekanntem Meister, der die Chorwölbung ausführte. Das „h“ des Matthäus ist verschiedentlich bezeugt, hat sich aber sonst nur noch an der östlichen Stirnwand des Nordseitenschiffes im Ulmer Münster erhalten (Abb. 4). Als Meisterzeichen, das an einer so prominenten Stelle wie in Landsberg angebracht ist, kann es nur vom verantwortlichen Werkmeister des Kirchenbaus stammen. Die Kirchenpflegschaftsrechnungen des Ulmer Münsters erhärten diese Entdeckung zum Beweis. 1457 haben die dortigen *Pfläger Hanß Rott, michel mayer, Peter Hütter* ... gerechnet mit *Maister mattheußen unseren kirchenmaister*“ und ihm zu einem nicht genannten Datum an oder nach dem 2. Juni Geld ausgezahlt, „als er gen *Landsberg wolt*“, ebenso „uff after-

mentag inpffingfyre“, also am Pfingstdienstag, den 7. Juni 1457, „*alz der maister ze landsperg waz*“⁷. Matthäus war also zwischen dem 2. und 7. Juni 1457 in Landsberg, als dort die Vorbereitungen für den Kirchenneubau auf Hochtouren gelaufen sein müssen. Wahrscheinlich ging es um die Begutachtung des Bauplatzes, möglicherweise bereits um die Vorlage von Plänen. Die erste Kontaktaufnahme zu Matthäus hatten Bürgermeister und Rat zu Landsberg – so war es die Regel – mit Sicherheit über seinen Arbeitgeber, die politische Vertretung der Stadt Ulm, abgewickelt, die allein die Erlaubnis zu einer Paralleltätigkeit ihres Kirchenmeisters geben konnte. Die finanzielle Lage der Kirchenpflegschaft in Ulm, die Matthäus Jahr für Jahr größere Summen schuldig blieb⁸, dürfte für ihren positiven Bescheid und auch für die Zustimmung Ensingers ausschlaggebend gewesen sein. Daß Matthäus nicht nur plante, sondern tatsächlich die Landsberger Kirche nach Baubeginn auch beaufsichtigte, geht neben seinem Meisterzeichen ebenfalls aus den Ulmer Rechnungen vom 14. März 1460 hervor: „*Uff samstag nauch reminiscere alz er ze landsperg waz*“⁹.

Werke des großen Baumeisters

Mit Matthäus von Ensingen¹⁰ hatten sich die Landsberger eines Großen der Branche versichert. 1458 hatte er als begabtester Sohn des 1414 verstorbenen Ulrich von Ensingen bereits das Gros seiner weitgespannten Lebensarbeit als universal tätiger Baumeister, Bildhauer, Schnitzer, Bronzegießer und Bombardierer hinter sich gebracht. Seine Ausbildung absolvierte er am Straßburger Münster bei seinem ganz Südwestdeutschland dominierenden Vater, der wie Hans von Burghausen in Landshut oder Madern Gerthener in Frankfurt einer der bedeutenden Schüler des in Prag wirkenden Peter Parler war. 1421 übernahm er den aufwendigen Neubau des Berner Münsters, seines Hauptwerkes, das unter seiner Leitung zum Vorort aller eidgenössischen Hütten aufstieg. Daneben leitete er den Turmbau der Frauenkirche zu Esslingen, schuf Bildwerke für die Grafen von Neuchatel, baute an der Burg Oberhofen bei Thun, war als Entwerfer und Schnitzer für den berühmten Heilspiegelaltar des Konrad Witz in Basel tätig, außerdem in der selben Stadt als Architekt. Für Amadeus VIII, Herzog von Savoyen und späteren letzten Gegenpapst, beginnt er eine Ordenskirche bei Ripaille, für den Savoyischen Marschall Manfred von Saluzzo ein Bronzegrabmal. Ab 1446 bis zu seinem Tode 1463 wohnt er in Ulm und steht der dortigen Münsterhütte als Kirchenmeister vor. 1450 arbeitet er für das Straßburger Münster, lehnt aber den prestigeträchtigen Posten des leitenden Meisters schließlich ab, da man ihm die parallele Betreuung des Ulmer Großbaues nicht zugestehen will. Bisher hat man angenommen, daß sich Matthäus nach seinem Rückzug aus Straßburg in seinen letzten dreizehn Lebensjahren ganz auf das Ulmer Münster beschränkt habe,

von einem mißglückten Brückenbau in dieser Stadt und der nur mehr lockeren Oberaufsicht über die Esslinger Frauenkirche abgesehen. Das ist falsch, wie die an der Landsberger Stadtpfarrkirche gewonnenen Einsichten zeigen. Der alternde Meister hat vielmehr ab 1457 seinen neben Bern und Ripaille dritten kompletten Großbau entworfen, den einzigen, der sich neben dem Berner Münster erhalten hat.

Valentin Kindlin

Damit stellt sich die Frage nach der Rolle Valentin Kindlins neu. Er kann nicht, das geht aus dem oben Gesagten hervor, von Anfang an leitender Werkmeister gewesen sein. Vieles spricht indes dafür, daß er schon vor dem Tode Ensingers 1463 in Landsberg tätig war. Denn Matthäus blieb selbstverständlich Kirchenmeister im Ulm und hatte dort auch seinen Wohnsitz. Wie es für seinen anderen Parallelbau, die Frauenkirche in Esslingen, bezeugt ist, dürfte er auch die Landsberger Kampagne über Kontrollritte – auf einen solchen bezieht sich wahrscheinlich die Ulmer Notiz von 1460 – und einen von ihm bestellten Parlier vor Ort beaufsichtigt haben. In Esslingen hieß dieser Parlier zuletzt Hans Böblinger und war Meister Matthäus als „*oberosten Werckmaister*“ zwar verantwortlich, ansonsten aber recht selbständig. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht beweisbar, daß dieser Parlier in Landsberg Valentin Kindlin hieß. Immerhin hat er an einer Figurenkonsole des stilistisch an Matthäus orientierten Südwestportals seine Marke hinterlassen, die wegen ihrer geringen Größe und versteckten Lage kein Meisterzeichen sein kann, also auf eine untergeordnete Position Kindlins verweist. Gleichzeitig aber setzte die Herstellung einer solchen Laubwerkkonsole die nach der fünfjährigen Lehrlingszeit und mindestens einjähriger Wanderzeit bei einem Werkmeister anzutretende, zweijährige Ausbildung „um Kunst“ voraus, die Grundlage für die Berufung zum Parlier.

Wo Valentin Kindlin diese Ausbildung genossen hat, bleibt, wie sein gesamter „vorlandsbergischer“ Werdegang, weiterhin in dunkel gehüllt. Fest steht nur, daß er sich selbst als „Stainmetz von Straßburg“ bezeichnet¹¹, und daß der mit der Straßburger Hütte eng Verbundene, ab 1414 in den Quellen auftauchende Schlettstädter Werkmeister Erhart Kindelin seinen Namen trägt¹², möglicherweise also ein Verwandter ist. Die Kontaktaufnahme mit – oder die Ausbildung bei – Matthäus von Ensingen kann, wie aus dessen Lebensweg ersichtlich, an vielen Orten der südwestdeutschen Architekturlandschaft stattgefunden haben.

Wirklich greifbar wird Kindlin erst, als er unter dem Gewölbeansatz der Landsberger Sakristei deutlich sichtbar eine Marke plazierte, bei der die Anfangsbuchstaben seines Namens und die Jahreszahl 1464 sein Steinmetzzeichen umrahmen (Abb. 5). Diese auffällige Art der „Signatur“ konnte er sich nur

als alleinverantwortlicher Träger des Werkmeisteramtes leisten. Zu diesem hatte ihm jedoch erst der Tod des Matthäus ein Jahr zuvor den Weg gebnet. Das qualitätvolle Gewölbe der Sakristei dürfte deshalb für Kindlin so etwas wie eine „Visitenkarte“ eigenständigen Schaffens gewesen sein. Daß er tatsächlich Werkmeister oder „Werkmann“ in Landsberg gewesen ist, erhellen Quellen, die seinen Wechsel nach Augsburg 1467 dokumentieren. Am 11. Juni dieses Jahres unterschreibt er einen Vertrag als Werkmeister der Klosterkirche St. Ulrich und Afra in Augsburg, noch „*dirr zeyt wonhaft zu Landsperg*“¹³. Welches Amt er dort inne hatte, nennt ein Brief des Augsburger Rates an die Landsberger vom 20. Juni 1467 beim Namen¹⁴. Neun Tage nach Vertragsabschluß (!) bitten die Augsburgsberger darin im Namen der benediktinischen Kirchenpflegschaft um die Erlaubnis, „... maister vallentein . . . , *zur Zeit bei euch werckmann gewest . . .*“ als Werkmeister „*solliches gepaws*“ einstellen zu dürfen. Aus demselben Brief geht hervor, daß Valentin Kindlin seinen (heute verlorengegangenen) Anstellungsvertrag in Landsberg mit einem damals häufiger geleisteten Eid besiegelt hatte. Die Augsburgsberger gestehen den Landsbergern nämlich zu, „... *ettlich tåg in zu gebrauchen . . .*“, wenn sie „*sein als ain ewers geschwornen bedürffent würden*“.

Daraus folgt zugleich, daß Valentin Kindlin auch nach 1467 und dem Vertragsabschluß in Augsburg die Bauleitung in Landsberg innegehabt haben könnte. Allerdings datiert die letzte von ihm bekannte Marke in Landsberg 1467 (am Nordwestportal), und tatsächlich nachweisbar ist er danach nur noch in Augsburg¹⁵. Der Einsturz der Augsburger Klosterkirche während eines Orkanes 1474 degradiert ihn anscheinend zum Parlier. Bis 1475 ist er in den Steuerbüchern der Reichsstadt nachweisbar, und 1478 taucht dort eine „valentin steinmetzlin“ auf, bei der es sich vermutlich um seine Witwe handelt.

Ulrich Kiffhaber

Es ist vollkommen ungewiß, wer 1467 bis 1488, möglicherweise anfangs unter der Ägide Kindlins, den Landsberger Bau geleitet hat. Für Ulrich Kiffhaber, der seit den Vermutungen Schobers 1910 allgemein als Gehilfe Kindlins und späterer Vollender des Kirchenbaus gilt, ist es jedenfalls nicht nachweisbar. Zwar war er in Landsberg verheiratet und erwarb dort selbst 1465 ein Haus, aus dem er 1480 einen Ewigzins an die St. Martinsmesse in der Stadtpfarrkirche stiftete¹⁶. Aber daraus läßt sich nicht ableiten, daß er es war, der sich 1488 unter dem Meisterschild Ensingers verewigte (Abb. 3). Das ist sogar eher unwahrscheinlich. Denn dieses Zeichen ähnelt demjenigen Kindlins so sehr, daß der Inhaber entweder mit Meister Valentin verwandt gewesen sein, oder das Zeichen von ihm selbst bzw. von Kindlins Lehrmeister verliehen bekommen haben muß. Damit aber

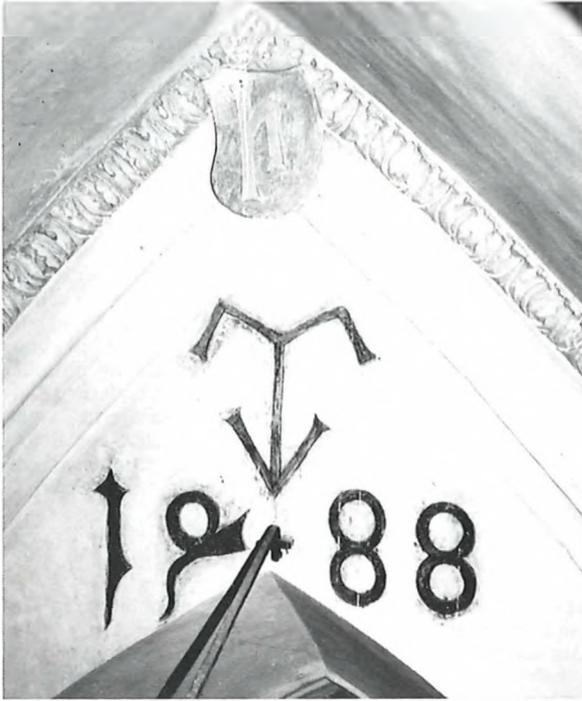


Abb. 3: Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech, Meisterzeichen des Matthäus von Ensingen am Scheitel des östlichen Chorfensters; darunter Zeichen und Jahreszahl eines unbekanntens Meisters²⁴. Entspr. Abb.-Nr. in Mag.-Arb.: 133.



Abb. 4: Ulm, Münster, Meisterzeichen des Matthäus von Ensingen an der östlichen Stirnwand des nördlichen Seitenschiffes. (Die mittelalterlichen Steinmetzzeichen konnten stets spiegelbildlich vertauscht werden.) Entspr. Abb.-Nr. in Mag.-Arb.: 135.

gehörte der unbekannte Chorwölber von 1488 der südwestdeutschen Steinmetztradition an, in der sich die leitenden Architekten „Werkmeister“, „Werkmann“ oder „Kirchenmeister“ nannten. Kiffhaber aber signiert 1475 in seiner Inschrift am Schwiflinger Kirchturm als „bumaster“, eine Berufsbezeichnung, die damals nur in Bayern die Bedeutung unseres heutigen „Baumeisters“ hatte, sonst dagegen stets einen von der Kirchenverwaltung eingesetzten Bauverwalter ohne eigene Steinmetzenausbildung meinte.

Weitere Steinmetze

Nur der Vollständigkeit halber sei auf vier weitere, ebenfalls unbekanntete Steinmetze hingewiesen, die ihre Zeichen an eher anspruchslosen Quadersteinen des Trumeaus am Haupteingang hinterlassen und offensichtlich neben Kindlin unter Matthäus von Ensingen gearbeitet haben. Zwei davon ähneln wiederum stark demjenigen Kindlins und des Unbekannten von 1488, die anderen beiden lassen sich auch an Bauten in Ulm, Thann (Elsaß), Konstanz, Straßburg, Esslingen und Bern des öfteren wiederfinden. Damit bestätigt sich die Zuordnung der Landsberger Architektur in das südwestdeutsche Einzugsgebiet der Ensinger ein weiteres Mal.

Zur Baugeschichte

Die oben ausgeführten Überlegungen ermöglichen eine Präzisierung des

bisherigen Wissenstandes über den spätmittelalterlichen Bauverlauf. Eine wirklich exakte Chronologie ist allerdings auch jetzt nicht zu gewinnen. Dafür sind die verfügbaren Angaben einfach zu spärlich.

Bisher vermutete man den Ort des für den durch die Tafel über dem Haupteingang zum 16. 12. 1458 gesicherten Baubeginns im Westen, unter vorläufiger Beibehaltung des alten Gotteshauses¹⁷. Diese Annahme scheint zumindest teilweise richtig. Denn wie die Grabungsbefunde von 1980/81 zeigen¹⁸, ist die Abgrenzung von Westwand, Südhälfte des Langhauses und Chorbereich des Neubaus gegen die alte Vorgängerbasilika derart haarscharf, daß sie von Meister Matthäus gezielt geplant gewesen sein mußte. So konnte er die genannten Teile hochziehen, ohne den Vorgängerbau abzureißen. Der war auf diese Weise für den Gottesdienst weiter benutzbar und sparte als Gerüstersatz große Geldsummen ein. Der Baubeginn muß dabei nicht zwangsläufig im Westen gelegen sein. Es ist eher plausibel, daß Matthäus die neuen Mauern in West und Ost gleichzeitig um den alten Bau herum hochzog. Kindlins Gesellenzeichen am Hauptportal zeigt zwar an, daß die Südwestecke des Neubaus zwischen 1458 und 1463, also vor seiner Ernennung zum Werkmeister, in Arbeit war. Doch Matthäus muß auch den Chorbereich schon sehr frühzeitig in Angriff genommen haben: 1461 findet sich bereits eine Jahreszahl über dem Nordostportal, und sein Meisterschild über dem östlichen Chorfenster beweist, daß noch vor seinem Tode 1463

weite Teile, mindestens aber schon etwas mehr als die nördliche Hälfte des großen Chores (und damit der abstützenden zwei Seitenschiffsjoche mitsamt ihren Gewölben) bis zur vollen Höhe standen. Mit dem 1463 erreichten Bauvolumen hatte Matthäus von Ensingen also den Grundriß, die Gewölbehöhe der Seitenschiffe, den Aufriß des Chores, folglich auch den gleichartigen Aufriß des Langhauses und damit die Konzeption der gesamten Kirche eindeutig festgelegt. Sein Nachfolger Kindlin konnte ab 1464 nur noch brav in die Fußstapfen des großen Meisters treten.

Er führte den Chorbau südlich zu Ende und verzichtete dabei auf die von Matthäus auf der Nordseite ausgeführten Strebebögen. Das blieb die einzige, statisch übrigens gewagte Abweichung, die er sich erlaubte. 1464 wölbte Kindlin die Sakristei und spätestens ab 1466, nach dem Abriß des Vorgängerbaus zu unbekanntem Zeitpunkt, baute er an dessen Stelle, vom übernommenen älteren Turm beginnend, schrittweise nach Westen die Kapellen und dazugehörigen Seitenschiffswölbungen der Nordseite, wie aufgemalte Jahreszahlen unter den Gewölbescheiteln anzeigen. 1466 ist er im vom Westen her gezählten zweiten Joch angelangt. Parallel dazu oder schon vorher muß er die Kapellen und Seitenschiffe der Südseite bezugsfertig gemacht haben. Denn der Kaplan der Johanniskapelle Sebastian Rangk berichtet gegen Ende des 15. Jahrhunderts in seinem „liber“, daß im Jahre 1466 am 16. 12. die Pfarrkirche „samt aller in ihr befindlichen Altäre“ geweiht worden sei¹⁹. Damit können nur

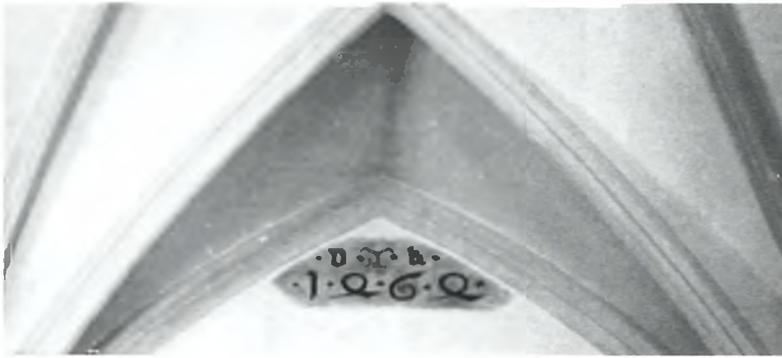


Abb. 5: Stadtpfarrkirche Landsberg, Signatur und Meisterzeichen Valentin Kindlins unter dem westlichen Gewölbescheitel der Sakristei.

die zur Zeit Rangks, also nach der Fertigstellung der Kirche 1488 vorhandenen Altäre gemeint sein, deren Standorte in der Pfarrkirche ebenfalls im „Liber“ erwähnt sind²⁰. Demnach müssen bei dieser Weihe, wie schon 1931 Emmerich in den Landsberger Geschichtsblättern ausführte²¹, folgende Teile benutzbar gewesen sein: der Hochchor (noch ungewölbt, aber zur Aussteifung notwendigerweise bereits mit einem Dachstuhl versehen); die Sakristei; alle Seitenkapellen; die gewölbten, den Chor flankierenden Seitenschiffjoche und die beiden östliche Eingangsvorhallen; die Langhausseitenschiffe, die mindestens über den drei nordwestlichen Jochen schon gewölbt waren. 1467 fügte Kindlin noch Eingang und Seitenschiffgewölbe des Nordwestecks ein, bevor er Landsberg am 11. Juni den Rücken kehrte. Man konnte ihn beruhigt ziehen lassen. Denn er hinterließ einen schon voll funktionstüchtigen Torso, der nicht nur den wettergeschützten Dienst am Hochaltar und an den von den städtischen Bruderschaften versorgten Altären ermöglichte, die

alle in den Seitenschiffen und Kapellen stationiert waren, sondern auch über alle Eingänge erreichbar war und Prozessionen von Teil zu Teil ermöglichte.

Das wird sich auf die weitere Finanzierung des Gesamtbaus eher hemmend ausgewirkt haben, da sich die Bruderschaften jetzt auf die Ausstattung ihrer Kapellen konzentriert haben dürften, und der schnelle Bauvorgang zuvor die Reserven sehr strapaziert haben muß. Der Geldmangel, der auch Kindlin zum Wechsel nach Augsburg bewegt haben könnte, veranlaßte 1467, 1470 und 1473 Landsberger Bürger, um Ablässe für Bau und Ausstattung der Pfarrkirche zu bitten. Der mit dem Kirchenvermögen eng verflochtene Stadtsäckel wird 1475 bis 1485 durch die Eskapaden Herzog Christophs zusätzlich belastet. So ist es verständlich, daß erst 1488, nach einem vollkommen ungeklärten Bauverlauf, die noch fehlenden Abschnitte des Obergadens und des Seitenschiffbereichs sowie das Kirchendach abgeschlossen sind und ein unbekannter Meister²² das Chorgewölbe schließt und die zwei dekorativen Stre-

bepfeiler des Südosteingangs vollendet. Auch wenn Stadtpfarrer Haldenberger noch 1536 jammert, daß die Kirche nur halbausgebaut sei, sich nicht selbst decke, täfere und vergläse²³, muß sie 1488 zumindest schon soweit unter Dach und Fach gewesen sein, daß eine große Orgel aufgestellt werden konnte, ohne Schaden zu nehmen. Am 25. 5. 1489 nämlich gibt Orgelmeister Augustin der Landsberger Kirchenpflegschaft fünf Jahre Garantie auf die von ihm in Kempten hergestellte und an die Landsberger verkaufte „*Werck und Orgel mit sambt dem positiff*“²³. Nach 1488 konnte man sich der Möblierung, Freskierung und schrittweisen Verglasung widmen, ein Vorgang, dem die in Landsberg zunächst sehr erfolgreiche Reformen den Schwung genommen hat, wie Haldenbergers Klagen bezeugen.

Die Bedeutung der neuen Erkenntnisse

Daß die Landsberger für ihren Kirchenneubau keinen bayerischen Architekten, sondern den Ulmer Kirchenbaumeister herbeiriefen, der gleichzeitig Familienoberhaupt des weitverzweigten und renommierten Clans der Ensinger war, wirft ein bezeichnendes Licht auf das Selbstverständnis und die kirchenpolitischen Ziele einer damals bedeutenden bayerischen Stadt – darüber soll in dem folgenden Beitrag berichtet werden.

Gleichzeitig erweitert diese Entdeckung unser Bild von der spätgotischen Architektur Süddeutschlands. Sie liefert einerseits eine Erklärung für die Vereinzelung der Landsberger Kirchenarchitektur im bayerischen Umfeld, die hier ohne jede Nachfolge blieb. Selbst so nahegelegene Bauten wie in Prittriching oder Scheuring zeigen sich vollkommen unbeeindruckt und verraten vielmehr mit ihrer kleinteilig gehäuft Freude an

Anmerkungen

¹ J. J. Schober, *Kunstdenkmäler im Bezirk: Schwifting*. In: LGB 9 (1910), S. 1–3; ders., *Die Pfarreien und ihre Vorstände*. In: LBG 17 (1918), S. 1 ff., vor allem S. 35–37, und LGB 18 (1919), S. 1 ff.

² Die folgenden Ausführungen sind eine stark geraffte Zusammenfassung einer an der LMU München verfaßten Magisterarbeit: C. Roppel, *Der spätgotische Bau der Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech*, (Ms.) 1989. Für Detailfragen s. d. (Kopie kann in der Bibliothek des Historischen Vereins eingesehen werden).

³ L. Mojon, *Das Berner Münster* (= *Kunstdenkmäler der Schweiz*, Bd. 44), Basel 1960. Die spezifische Eigenart des „inkorporierten“ Chores weist sonst nur noch der ergrabene Grundriß der ebenfalls von Matthäus geplanten Klosterkirche in Ripaille (1435 ff.) auf.

⁴ Vgl. die Rekonstruktionszeichnung von Dengler. In: H. Regele (Bearb.): *Chronik 700 Jahre Landsberg am Lech*, Landsberg/L. o. J. (1987), S. 42. (Sie setzt außerdem entweder die spätgotische Flachdecke zu hoch an oder vergißt die Belüftungsöffnungen.)

⁵ W. Groß, *Gotik und Spätgotik*, Frankfurt/M. 1969, S. 178

⁶ Eine Zusammenstellung aller bisher bekannten Zeichen der Ensingerfamilie bei L. Mojon, *Der Münsterbaumeister Matthäus von Ensingen*. Studien zu seinem Werk, Bern 1967, S. 22–26, Fig. 1

⁷ Stadtarchiv Ulm, A [6967] (= „*Gefunden get und bestellung 1507*“), fol. 4 r.

⁸ Std. Arch. Ulm, A [6967], fol. 4r., 18r., 28r., 29r. u.v., 33r.

⁹ Std. Arch. Ulm, A [6967], vol. 29v.

¹⁰ Vgl. Mojon 1967

¹¹ MB 23, S. 534–557, Nr. 238 (Vertrag Kindlins mit den Pflegern von St. Ulrich und Afra zu Augsburg). Dazu F. Bischoff, *Burkhart Engelberg*, Diss. Bamberg 1987 (Ms.), S. 355

¹² Vollständige Auflistung der Belegstellen bei Bischoff 1987, S. 356

¹³ MB 23, Nr. 238, S. 534–557, hier S. 534

¹⁴ Stadtarchiv Augsburg, *Reichsstadt Schätze 105/VI*, *Missivbuch 1466–1467*, Bd. VII, Nr. 347, fol. 127v.–128r. Dazu Bischoff 1987, S. 355

¹⁵ Alle Angaben nach Bischoff 1987, S. 355–66

¹⁶ Stadtarchiv Landsberg, Urk. 314 u. 419

¹⁷ L. Altmann u. H. Schnell, *Katholische Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Landsberg am Lech*, München/Zürich 1987, S. 5

¹⁸ Vgl. den Lageplan bei A. Huber u. W. Tietze, *Untersuchungen und Beobachtungen zur Baugeschichte der Stadtpfarrkirche*. In: *Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt Landsberg am Lech* (= Schnell und Steiner, *Große Kunstführer 91* = LGB 1980/81), München 1981, S. 23

¹⁹ „... *et omnia altaria in eadem ecclesia*...“: Hauptstaatsarchiv München, Kl. Lit. Wessobrunn 22 = Liber Sebastiani Rangk alias Greiff, fol. 25

²⁰ Liber S. Rangk, fol. 22r.–23v. Vgl. Skizze in Regele o.J., S. 42

²¹ K. Emmerich, *Ältestes Landsberger Kalendarium*. In: LGB 28 (1931), Sp. 6–98, hier Sp. 90, Anm. 2

²² H. St. Arch. Mü., GL Fasc. 2020, Nr. 124

²³ Std. Arch. Landsberg, Urk. 461

²⁴ Dieser konnte inzwischen von Klaus Münzer als Veit Maurer, Landsberger Stadtwerkmeister, identifiziert werden. (s. u. Seite 23!)

Formvariationen den direkten Einfluß der bayerischen Backsteintradition. Außerdem lassen sich jetzt einige Merkmale der St. Ulrichs- und Afrakirche in Augsburg als Gedankengut der Ensinger deuten, die über Landsberg durch Valentin Kindlin vermittelt wurden – allerdings mit Einschränkungen, da in Augsburg neben Kindlin ein Hans von Hildesheim gleichberechtigt arbeitete und bis jetzt unklar ist, was der Nachfolger Burkard Engelberg vom 1474 eingestürzten Bau wirklich übernommen hat.

Andererseits ist die bisher angenommene, baukünstlerische Isolation des Berner Münsters im deutschen Raum durch den Nachfolgebau in Landsberg beseitigt. Damit erweitert sich zugleich das bekannte OEuvre des Matthäus und vergrößert dessen geographische Spannweite, die jetzt von Savoyen bis Oberbayern reicht. Die lange Anwesenheit Ensingers in Bern und die kurze Bauzeit in Landsberg bieten die im Mit-

telalter sonst sehr seltene Gelegenheit, zwei Großbauten miteinander zu vergleichen, die als Ganzes von einem einzigen Meister geprägt sind. Dabei ist bemerkenswert, wie sehr Matthäus seinen einmal gefundenen Prinzipien von Grund- und Aufriß, Raumgestaltung und Gliederung treu geblieben ist. Das ist umso erstaunlicher, als zwischen dem Baubeginn beider Kirchen sieben- unddreißig Jahre liegen und das Berner Münster ein reiner Hausteinbau ist, während die Landsberger Kirche fast ausschließlich aus Backsteinen errichtet wurde.

Die Backsteine haben die riesenhaften Dimensionen der Landsberger Kirche und ihre vergleichsweise rasante Errichtung vermutlich überhaupt erst finanzierbar gemacht. Sie ist absolut gesehen sogar größer als das Berner Münster. Der Wille zur Größe, zur Eile und zum Machbaren prägt auch die Architektur. So ist zum Beispiel der Landsberger Grundriß um vieles einfacher

und einheitlicher entworfen als der Berner, dessen Maße sich in raffinierter Weise alle zwei Joche schrittweise zum Altarhaus hin vermindern. Auch die Größenverhältnisse der Bauteile zueinander sind nicht identisch. Vor allem sind die Landsberger Arkaden im Verhältnis zum Obergaden niedriger und enger als in der Hauptkirche der schweizerischen Reichsstadt. Da die Gesamtabmessungen in Landsberg größer sind, ist zwar die unmittelbare Raumwirkung der unteren Zone trotzdem vergleichbar, der Obergaden aber türmt sich in Landsberg zu gigantischen Flächen auf. So haben die zur Reduktion tendierenden Gestaltungsprinzipien des Matthäus in Landsberg ihren Höhepunkt erreicht. Bei allem gilt zu bedenken, daß die verlorengegangene, stets mitgestaltende Freskierung und Ausstattung des Spätmittelalters der Architektur möglicherweise ein ganz anderes Erscheinungsbild verliehen hat.

Rechtliche und politische Hintergründe des Landsberger Kirchenneubaus von 1458

Zusammenhang von städtischer Kirchenpolitik, Neubautermin und Architekturgestalt

Von Christoph Roppel

Die Erkenntnis, daß die Stadt Landsberg Matthäus von Ensingen 1458 mit dem Neubau ihrer Pfarrkirche beauftragte, wirft interessante Fragestellungen auf. Warum rief das politisch und militärisch fest in das Herzogtum Bayern-München integrierte Gemeinwesen keinen bayerischen Baumeister, sondern den offiziellen „Kirchenmeister“ der freien Reichsstadt Ulm, der in Landsberg eine kirchliche Architektur entstehen ließ, die in sehr vielen Punkten den Baugewohnheiten der anderen großen bayerischen Städte widerspricht? Die Antwort liegt in dem engen Zusammenhang begründet, der sich zwischen dem Erscheinungsbild vieler spätmittelalterlicher Sakralbauten und ihrer jeweiligen *kirchenrechtlichen Situation* feststellen läßt¹. Den komplizierten Bedingungen dieses Zusammenhangs, der sich auch in Landsberg nachvollziehen läßt, soll im folgenden nachgegangen werden. Ihre Erörterung beantwortet gleichzeitig zwei weitere wichtige Fragen: wieso wird überhaupt neu und größer gebaut, und wieso gerade 1458?

Die kirchenrechtliche Ausgangslage

Offizieller Herr der Landsberger Stadtpfarrkirche war das Kloster Wessobrunn. Seit 1222 besaß es das *Patronat*². Damit war vor allem die Aufsicht

über das Kirchenvermögen verbunden und das Recht, den Pfarrer der Kirche zu benennen („nominieren“) und ihn dem zuständigen Augsburger Bischof vorzuschlagen („präsentieren“). Zusätzlich war dem Kloster 1222 auch die *Inkorporation* der Landsberger Stadtpfarrkirche zugebilligt worden: kraft ihrer konnte sich der jeweilige Abt selbst als Pfarrer der Kirche verstehen und wurde so Eigentümer und Nutznießer des Kirchengutes, der Stiftungen und Einkünfte und hatte vor allem Anspruch auf den reichen Landsberger Zehnt. Die Seelsorgeverpflichtung konnte er einem von ihm nominierten und präsentierten Vikar überlassen.

Dieser war allerdings aus den Zehnt-Erträgen vom Kloster zu besolden und durfte, da es sich 1222 zunächst nur um eine Inkorporation milderer Rechts handelte, weder beliebig abberufen werden noch ein Klostergeistlicher sein. Zu letzterem machte erst die 1401 von Papst Bonifaz IX. ausgesprochene Inkorporation *pleno jure* den Weg frei und damit zu erweiterten finanziellen Vorteilen für das Kloster: ein Klostergeistlicher als Vikar der Landsberger Pfarre war dem Abt Gehorsam schuldig, und seine Besoldung sowie die ihm zustehenden Seelsorgegebühren für Taufe, Beichte und Begräbnis flossen an das Kloster zurück. Das in ständigen wirtschaftlichen Querelen sich befindliche Kloster Wessobrunn mußte ein existentielles Interesse daran haben, diesen urkundlich fixierten Zustand aufrechtzuerhalten.

Emanzipationsbestrebungen der Stadt

Die existentiellen Interessen der Stadt Landsberg jedoch verlangten genau das Gegenteil. Wie allen Stadtgemeinden ihrer Zeit war der Landsberger Bürgerschaft die Inkorporation ihrer Pfarre zuwider.

Denn zum einen war ein lediglich finanziell interessierter Pfarrer ein denkbar schlechter Garant für die Erfüllung intensiver religiöser Erwartungen des spätmittelalterlichen Pfarrvolkes. Zum anderen entzogen sich die bedeutenden finanziellen Transaktionen im Umkreis der Institution Stadtpfarrkirche der Kontrolle durch den Rat – in einer Zeit zunehmender Merkantilisierung ein für die städtische Bargeldwirtschaft höchst unerwünschter Zustand.

Daraus erklärt sich der seit dem 14. Jahrhundert, vor allem aber nach der 1401 ausgesprochenen vollen Inkorporation schrittweise und auf mehreren Ebenen vorangetriebene Angriff der Landsberger gegen die Wessobrunner Kirchenhoheit. Die sich stetig steigernde Prosperität der Salzhandelsstadt erleichterte es Bürgermeister und Rat, die theoretischen Ansprüche des auch in Landsberg verschuldeten Klosters in der Realität auszuhöhlen.

Als das Fernziel dieses Kampfes ist die Gewinnung des Patronats über die Pfarrkirche der eigenen Stadt anzunehmen.

Der Vertrag mit Wessobrunn von 1457

Ein gutes Jahr vor Baubeginn, am 7. 1. 1457, gelang es Bürgermeister und Rat der Stadt, einen Vertrag mit dem Kloster Wessobrunn abzuschließen, der den entscheidenden Durchbruch in dieser Angelegenheit bedeutete. Der Vertrag verstand sich als „*Leutterung*“ angesichts der Tatsache, daß „... vor vil vergangen jaren und zeiten zwischen unsers Gotzhauß und unser vorfaren an ainem und der von Landsperg auff dem anderen taile vil und mengerleii zwiträcht auferstanden...“. Sein Kernsatz lautet: „... wann die benannt pfarrkirch oder andere Gotzgaben oder pfründe in derselben kirchen oder in unserem Spital oder anderswo zu Landsperg, die iietz gestiftt sind oder hinfür gestiftt werden, ledig wirt oder werden... daz allweg wir, Burgermeister und Rätt zu Landsperg, sölich pfarr Gotzgaben und pfründen zu fürsehen priester oder personen, die nach außweisung der geschribnen recht zu sölichem tuglich und geschickt seien, fürnemen welen und ainem prelaten, der dann zu zeiten Abt des Gotzhauß zu Wessenprunnen ist, zu schicken sollen und mögen. Der prelat sol dann allweg on all widerred, irrung und einträg den selben leien und die füro presentiren...“. Demnach war es dem Landsberger Rat fortan erlaubt, für alle freiwerdenden kirchlichen Posten Personen seiner Wahl zu nominieren („fürnemen“) – ein Recht, das eigentlich dem Patronats- und Inkorporationsherren Wessobrunn zustand, dem nun laut Vertragstext lediglich die widerspruchslöse Präsentation verblieb. Die Vereinbarung faßte zusammen, was für einzelne kirchliche Posten teilweise bereits vorher etappenweise erreicht worden war⁸. Schlüsselte man den zitierten Vertragstext auf, werden sowohl die Bedeutung dieser Absprache für die kirchenrechtlichen Belange Landsbergs als auch die außerordentliche Wichtigkeit eben dieser Belange für das städtische Gemeinwohl klar.

Vertrag und bürgerliche Kirchenorganisation

Mit der „benannt pfarrkirch“ ist der Dreh- und Angelpunkt des Landsberger Angriffes auf die Wessobrunner Kirchenhoheit genannt: die Pfarwahl, d. h. die Person des oben bereits erwähnten Vikars, der in Landsberg schon früh „Pfarrer“ genannt wurde. Mit seiner Nominierung konnte die Stadt den direkten Wessobrunner Einfluß auf denjenigen Mann verhindern, der das gesamte städtische religiöse Geschehen kontrollierte, über das Pfarrgut verfügte, auf dem Pfarrhof saß und einen Pfarrgesellen sowie zwei Kapläne beschäftigte⁹.

Mit „andere Gotzgaben oder pfründe in derselben kirchen“ war der Bereich der sogenannten *Niederpfründe* angesprochen. Das betraf die Anniversarien und täglichen Messen an den zahlreichen Altären der Stadtpfarrkirche, die von nicht-seelsorgeberechtig-

ten „Kertzenkaplänen“ betreut wurden. Sie unterstanden zwar grundsätzlich dem Pfarrer, wurden aber, im Unterschied zu den zwei Pfarrkaplänen, nicht von diesem versorgt. Ihren Lebensunterhalt sowie die zur jeweiligen Gottesdienstverrichtung nötigen Aufwendungen (Kerzen, Meßbücher u. a.) finanzierten Einzelbürger oder die beruflich orientierten Bruderschaften mittels gezielt gestifteter Benefizien in Form von Wachslieferungen, Erwigzinsen, Geldanlagen, Grundstücken oder Wohnhäusern. Die Kerzenkapläne wurden damit zu nutznießenden „Benefizianten“. Das 1457 errungene Ernennungsrecht für sie war deshalb von ausschlaggebender Bedeutung. Erstens war sichergestellt, daß die Vorteile dieser Posten hiesigen Bürgersöhnen zu Gute kamen⁷. Zweitens konzentrierte sich im Bereich der Niederpfründe die Hauptmasse des religiösen Geschehens. Drittens stellten die damit verbundenen Stiftungstätigkeiten einen bedeutenden städtischen Wirtschaftsfaktor dar. Aus diesem Bereich waren Kloster bzw. Pfarrer bereits viel früher herausgedrängt worden. Seit dem 14. Jahrhundert verwalteten die einzelnen Altäre betreuenden Bruderschaften über *Pflegschaften* ein von der jeweiligen Pfründe – über deren Erträge der Pfarrer verfügen konnte – unabhängiges Vermögen, dem die angesprochenen bürgerlichen Stiftungen fast alle zufließen⁸.

Den jeweiligen zwei Pflegern – in Landsberg „Kertzenmeister“ genannt – waren Bürgermeister und Rat übergeordnet, die als „oberste Pfleger“ der einzelnen Altäre galten und die Stiftungsgeschäfte teilweise selber abwickelten⁹. Der stereotyp gleichlautende Text der rund zweihundert erhaltenen bürgerlichen Stiftungsurkunden weist mit der Floskel „als umb ewig gelt und zins der statt zu Landberg recht und gewonhait ist“ auf die zugrundeliegende und auch ins Stadtrechtbuch von 1425 übernommene Absprache zwischen Stadt und Pfarrer von 1380 hin¹⁰. Sie schrieb vor, daß beide Parteien bei allen Stiftungsakten anwesend waren und über sie Buch führten. Außerdem gab sie der Stadt ein wichtiges Zugriffsrecht: kam einer der Stifter, die im Regelfalle ihre Häuser oder Grundstücke in Landsberg gegen den einmaligen Erhalt einer Geldsumme mit einem jährlich an die bedachte Pflugschaft zu leistenden Zins oder Wachslieferung belasteten, seiner Verpflichtung nicht nach, legte die Stadt zwecks Verpfändung ihre Hand auf seine Besitzungen. Damit kontrollierte der Stadtrat auf dem Umweg über die Niederpfründenaufsicht einen nicht unbedeutenden Teil des Landsberger Privatbesitzes.

Die Erwähnung der „Gotzgaben oder Pfründe... in unserem Spital“ bezieht die kirchenrechtliche Sonderstellung des Landsberger Spitals in die übergreifend gedachte Wirksamkeit des Vertrages von 1457 mit ein. Das Spital¹¹, das seit seiner Gründung durch die Bürgerschaft 1349 über eine Pflugschaft unter städtischer Oberaufsicht stand und dessen Kaplan seit 1360 von der Stadt nominiert wurde, hatte die für die Pfarr-

kirche ersehnte Eingliederung in das politische Stadtgefüge längst vorbildhaft erreicht. Es war das Spital, und nicht die Pfarrkirche, die das Gros der bürgerlichen, aber auch der Wittelsbachischen Stiftungen auf sich bezog. Wie in allen spätmittelalterlichen Städten war es potentielle Keimzelle einer auf die Pfarrkirche übergreifenden Unabhängigkeit und wurde deshalb von der Stadt in einen möglichst engen Zusammenhang mit der Pfarrkirche gebracht, deren Pfarrer es offiziell unterstand. Die heraldischen Hinweise auf das Spital am 1437 von Hans Multscher erstellten Hochaltar der Pfarrkirche erinnern daran¹².

Das Ziel der Landsberger Politik: die städtische Kirchenherrschaft

Dem Hinweis auf das Spital fügt sich im Vertragstext derjenige auf das städtische Nominationsrecht für die Pfründe „anderswo zu Landsperg“ an. Hier kommt das eigentliche Ziel des Landsberger Rates zum Vorschein: über das Patronat für die Stadtpfarrkirche hinaus die Kirchenherrschaft in der ganzen Stadt zu erlangen. Dieses Bestreben lief mit der im gleichen Zeitraum betriebenen Ausdehnung der ummauerten Stadtfläche parallel. Dabei griff man auch über die Grenzen der Stadt hinaus. Zum Patronat über Thaining und die Inkorporation Waalhauptens durch das städtische Spital kam 1412 die Einverleibung der vor den Toren gelegenen Pfarrei von Spötting und ihres Spitals St. Katharina, beide bereits vorher über die üblichen Pflugschaften kontrolliert. In die gleiche Richtung zielte die hartnäckige Ursurpation der Benediktbeuern Pfarrei Sandau sowie Aufsichtsfunktionen des Rates im Niederpfründenbereich von Türkheim und Walleshausen (1452). Das Landsberger Patriziergeschlecht der Pffeten besaß außerdem das Präsentationsrecht auf die Pfarrei Penzing und Pürgen¹². Während man sich also einerseits aus der Umklammerung Wessobrunns zu befreien suchte, zögerte man andererseits nicht, sich selbst andere Pfarrgemeinden einzuverleiben.

Der Vertrag von 1457 war deswegen so wichtig, weil er in gebündelter Form alle Ebenen der angestrebten Kirchenherrschaft behandelte. Von keiner Landsberger Urkunde des Mittelalters finden sich so zahlreiche Abschriften und ersuchte Bestätigungen durch Bischöfe oder Kardinäle¹⁴. Für das Kloster drohte es offensichtlich ums Ganze zu gehen. Leutner, der parteiische Historiograph Wessobrunns, teilt noch 1753 die Befürchtungen des damaligen Abtes Leonhard, wegen der Zugeständnisse von 1457 auch den lebenswichtigen Zehnt zu verlieren¹⁵. Nicht zufällig dürfte der Neubau einer klösterlichen Zehntscheuer in Landsberg – als demonstrative Geste – in Leonhards Regierungszeit fallen. Wessobrunn ging außerdem eilig daran, sich die Rechtslage von 1401 mehrfach durch die Päpste bestätigen zu lassen¹⁶.

Darin offenbart sich ein grundsätzliches Dilemma: da die Vereinbarung von 1457 die grundsätzlich andere, vom Papst 1401 hergestellte und auch später bestätigte Rechtslage nicht aufhob, existierten zwei Rechtswirklichkeiten nebeneinander. Je nach den aktuellen Machtverhältnissen konnten die streitenden Parteien mehr oder weniger erfolgreich auf die für sie günstigere zurückgreifen – der bis zur Säkularisation währende Dauerstreit war programmiert. 1457 entschied sich deshalb die Stadt, die im Vertrag errungenen Zusagen sofort durch ein zusätzliches, „handfestes“ Argument auszudehnen und zu „untermauern“: durch den Kirchenneubau.

Der Kirchenneubau als „Neugründung“ und die damit verbundene Anwartschaft auf das Patronat

Denn den Landsbergern ging es 1458 keinesfalls nur darum, ein Sakralgebäude zu schaffen, das der gewachsenen Zahl der Gläubigen und gestifteter religiöser Aktivitäten genügend Raum bot – diese Begründung wurde schon im Mittelalter häufig stereotyp vorgeschoben. Ein Kirchenneubau konnte vielmehr ein rechtskräftiges Beweismittel darstellen¹⁷. Das lag im damals geltenden kanonischen Recht begründet: es setzte den Neubau einer Kirche deren Neugründung gleich und sprach dem Bauherrn als dem „neuen Gründer“ Anspruch auf das Patronat sowie auf die Nutzung des Kirchenvermögens zu. Sollte dieser Anspruch für die Landsberger gültig werden, mußten sie als Bauherr allerdings drei Bedingungen erfüllen: sie hatten den Baugrund (fundus) zu stellen, die Kirche mit Gut (dos) auszustatten und das Gebäude zu errichten (aedificatio), d. h. selber zu finanzieren.

Baufinanzierung

Die erste der genannten Bedingungen erklärt den gegenüber der Vorgängerkirche überdimensional vergrößerten Grundriß, vor allem im Chorbereich; dadurch erhob sich der Bau im Osten über städtischen Grund und berührte die ehemalige Verteidigungslinie. Für Kirchengut und Baufinanzierung hatten sich die Landsberger, wie alle Städte ihrer Zeit, das Institut der *Kirchenfabrik* geschaffen. Dabei handelte es sich um eine Pflugschaft der Stadtpfarrkirche, deren Besitzstand von der Inkorporation und den Befugnissen des Pfarrers nicht betroffen war, und neben religiösen Aufgaben vor allem der Baufinanzierung diente. Dazu gehörte auch ein nahegelegener Ziegelstadel für das notwendige Baumaterial¹⁸. Ein einziges Beispiel für die Finanzierungspraktiken der zwei zuständigen *Pfleger* – einer stets Mitglied des inneren, der andere des äußeren Rates – ist überliefert¹⁹. 1472 stifteten sie aus „Gülten, Zinsen, Nutzen“ der Stadtpfarrkirche einen jährlich zu leistenden *Ewigzins* an den Marienaltar des Landsberger Spitals.

Dafür erhielten sie von dessen Pfleger als einmalige Zahlung 12 Gulden, die sie wiederum „... an daz vorgedacht Gotzhaus zu seinem paw und notdurfft weyter gebert und gelegt haben“. Diese Art zirkulierender Verflechtung von religiöser Stiftung und Finanzgebaren war gegen Fremdeinflüsse vollkommen abgeschottet: Hätte die von Ratsmitgliedern verwaltete Kirchenfabrik den Ewigzins nicht mehr geleistet, hätte der vom Rat eingesetzte Spitalpfleger Zugriff auf das Kirchenvermögen gehabt, nach den Richtlinien des vom selben Rat gehandhabten Pfändungsrechts (s. o.). Man kann davon ausgehen, daß neben der Kirchenfabrik – oft nur „Unsere Liebe Frau“ genannt – und der Geldbeschaffung über Ablässe auch die Bruderschaften bzw. die von ihnen eingesetzten Pflugschaften für die Kapelleneinbauten ihres jeweiligen Altares aufkamen. Von der Frauenbruderschaft ist überliefert, daß sie Chorwölbung und Kirchendach bezahlte²⁰.

Vor dem Hintergrund dieser Bedingungen erhalten einige der wenigen überlieferten Daten zum Ablauf des Kirchenbaus ihren speziellen Sinn. Sie belegen die schnelle Reaktion der Landsberger Taktiker und den direkten Zusammenhang von Vertragsabschluß und Neubauplanung. Am 7. 1. 1457 wird der oben analysierte Vertrag unterschrieben. Am 25. 2. setzen mit dem Verkauf eines Ewigzinses an die Herrenbruderschaft Stiftungen im jetzt von der Stadt kontrollierten Niederprundenbereich ein, deren Zahl sich nach der bischöflichen Bestätigung der Überkunft am 17. 3. im März und Mai zu einem wahren Stiftungsboom²¹ erhöht – es galt Mittel für den jeweiligen Anteil am Neubau bereitzustellen. Fast gleichzeitig, nämlich Pfingsten desselben Jahres, weilte bereits der Baumeister Mathäus von Ensingen in Landsberg. Und bedenkt man die langen Vorlaufzeiten, die allein die Herstellung der luftgetrockneten und gebrannten Ziegel für den geplanten Großbau erforderte, erscheint auch die Spanne bis zur Grundsteinlegung am 16. 12. 1458 erstaunlich kurz.

Erfolg der Landsberger und bremsender Einfluß des Landesherren

Daß es Abt Leonhard war, der den ersten Stein legte²², zeigt, daß Wessobrunn den Fuß zunächst noch in der (Kirchen-)Tür hatte, denn mit diesem offiziellen Akt profilierte er sich seinerseits als „Gründer“. Die später über dem Hauptportal angebrachte Tafel zur Grundsteinlegung verschweigt allerdings bereits seine Mitwirkung an diesem Akt – ein aussagekräftiges Detail, denn Bauinschriften gehörten zum Recht des Patronatsherrn. Ob es der Stadt Landsberg gelungen ist, Wessobrunn ganz aus der Baufinanzierung herauszuhalten und damit unangefochten das Patronat einfordern zu können, ist unbekannt, aber wegen des desolaten Zustandes des Benediktinerklosters recht wahrscheinlich.

Hätte es sich nur um Wessobrunn gehandelt, wäre die Doppelstrategie von Vertrag und Kirchenneubau jedenfalls erfolgreich gewesen. 1488 war der Bau vollendet. 1494 erstritt sich die Stadt das Recht auf die Nomination des Predigers²³ und 1499 war sie am Ziel aller Wünsche angelangt: das bankrotte Kloster bot den Landsbergern entnervt das Präsentationsrecht für den Pfarrer an, mithin das Patronat über die Stadtpfarrkirche! Diesen Triumph verhinderte die dritte wichtige Kraft im Kräftespiel der Landsberger Kirchenpolitik²⁴. Albrecht IV. befahl Abt Heinrich Zäch, der ihn gebeten hatte, dem Kloster wenigstens den Zehnt zu sichern, Präsentationsrecht und Patronat nicht aus der Hand zu geben²⁵. Spätestens seit der 1432 und 1438 herzoglicherseits durchgedrückten Klosterreform kontrollierten die Münchner Herzöge die inneren Belange des landständischen Wessobrunn, setzten Äbte ab und Administratoren ein oder verstreuten die Insassen, wenn es ihnen notwendig schien²⁶. Im Zuge einer Politik, die aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus den Ausbau des landesherrlichen Kirchenregiments forcierte, behielten sie über das Wessobrunner Patronatsrecht die Finger in der reichen Landsberger Pfarrei. Denn im Unterschied zu allen anderen großen bayerischen Städten gab es für sie dort keine direkten Eingriffsmöglichkeiten. Das entsprach der politischen Ausnahmestellung Landsbergs, die als einzige der damals bedeutenden bayerischen Stadtgemeinden nie Residenz war. Während z. B. die Landshuter Pfarrkirche im Chor eine Fürstenloge besaß, von den Herzögen als Patronatsherren mitfinanziert und als Schauplatz höfischer Feste benützt wurde, und während in München Herzog Sigismund als Inhaber des Präsentationsrechtes bei der Grundsteinlegung zur Frauenkirche assistierte²⁷, Geld für ihren Ausbau bereitstellte und sich dort wie anderswo eine Wittelsbachische Grablege befand – alleiniges Recht des Patrons – findet sich in Landsberg bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nichts dergleichen²⁸. Auch diese, erst in der Reformationszeit wirklich angegriffene Sonderstellung der Landsberger Pfarrei²⁹ gilt es mitzudenken, wenn man den Bogen zur anfangs gestellten Frage nach den Gründen für die Baumeisterwahl schlägt.

Die Verknüpfung von kirchenpolitischen Zielen, Baumeisterwahl und Architektur

Es wäre vollkommen inkonsequent gewesen, wenn die Landsberger Entscheidungsträger die rechtsgültige Beweiskraft des selbstfinanzierten Kirchenneubaus nicht mit einem Erscheinungsbild kombiniert hätten, das ihren Bestrebungen zur unabhängigen Stadtkirchenherrschaft direkt entsprach. Das erklärt, warum man sich nicht an der aktuellen Architektur nahegelegener Landstriche orientierte. Die Sakralar-

chitektur der Augsburger Diözese hatte für die Landsberger Situation kaum Aussagewert, da die offizielle kirchliche Hierarchie, der spätmittelalterlichen Entwicklung folgend, für die konkreten Beziehungen zwischen Pfarrei und Kloster bzw. Herzog realpolitisch fast bedeutungslos war. Die spätgotischen Pfarrkirchen der anderen bayerischen Städte kamen als architektonisches Vorbild nicht in Frage, da sie ja genau dem ausgesetzt waren, was man in Landsberg zu vermeiden suchte: den Einflußmöglichkeiten der regierenden Wittelsbacher.

Grenzlage und kirchenpolitische Ausnahmestellung machten es vielmehr möglich, daß die Lechstadt den für Bayern ungewöhnlichen Blick auf die freie Reichsstadt Ulm werfen konnte. Denn das dortige Münster repräsentier-

te eine pfarrkirchliche Autonomie, die den kirchenpolitischen Wunschvorstellungen spätmittelalterlicher Städte so nahe kam wie keine andere im damaligen Europa⁹. Nach jahrzehntelangem Kampf gegen den Inkorporationsherren Kloster Reichenau hatte die Ulmer Bürgerschaft 1446 ein Traumziel erreicht: Patronat und Vogtei waren vollständig in ihrer Hand, der Ulmer Rat übte die unangefochtene Kirchenherrschaft aus. Er nominierte und präsentierte die Geistlichkeit aller Hoch- und Niederpfünden, verfügte über den Zehnt der Stadtpfarrkirche, den Besitzstand und die religiöse Ausrichtung aller kirchlichen Institutionen des Ulmer Territoriums. Es war sicher kein Zufall, daß just 1446 Matthäus von Ensingen von Bern nach Ulm übersiedelte und dort nach längerer Flaute wieder eine im-

mense Bautätigkeit am Münster entfaltete. Für die Landsberger war er deshalb 1457/58 der Mann der Stunde. Sein Familienname war seit Generationen mit dem Werkmeisteramt in Ulm verbunden, er selbst und sein Amt waren Garantie für eine aktuelle Variante Ulmer Münsterarchitektur in Landsberg. Kirchenpolitisches und architektonisches Vorbild flossen so in einem Kirchenbau riesigen Ausmaßes zusammen. Die in ihm sichtbar gemachte Provokation scheiterte letztlich an der frühneuzeitlichen Territorialisierung Bayerns.

Ein letzter Reflex auf die Ausnahmestellung der Salzhandelsstadt blitzte 1546 auf, als man im Schmalkaldischen Krieg den noch überwiegend protestantischen Landsbergern sogar das Streben nach Reichsunmittelbarkeit zutraute¹¹.

Anmerkungen

¹ Dazu grundlegend: K. J. Philipp, Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur (= Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte Bd. 4), Marburg 1987.

² Zu den Inkorporationsbedingungen zuletzt und am genauesten: R. Höppl (Bearb.), Die Traditionen des Klosters Wessobrunn (= Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 25, Teil 1), München 1904, S. 124–26 u. 160.

³ Die Wessobrunner Wirtschaftsdesaster bei J. Hemmerle, Die Benediktinerklöster in Bayern, Augsburg 1970, S. 336–40; P. Kirchner, Monasticon Episcopatus Augustani antiqui, Bregenz 1913, S. 96–100; C. Leutner, Historia Monasterii Wessofontani illustrans historiam Bavaricam universalem et particularem, Augsburg/Freiburg 1753, S. 321–387. Zu Schulden bei Landsberger Bürgern s. Leutner 1753, S. 343, 370, 373.

⁴ Hauptstaatsarchiv München, Wessobrunn Urk. 279; auch Stadtarchiv Landsberg, Fach 173 und Urk. 261.

⁵ Genaueres vgl. C. Roppel, Der spätgotische Bau der Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech, Mag. Arbeit München 1989 (Ms.), S. 12–21.

⁶ Hauptstaatsarchiv München, Kl. Lit. Wessobrunn = Liber Sebastiani Rangk alias Greiff, fol. 22v u. 23v.

⁷ Leutner 1753, S. 351.

⁸ Ein Bsp. für die Trennung von Pflegschaftsvermögen und Pfründe: H. Zintgraf, Regesten ungedruckter Urkunden zur bayerischen Orts-, Familien- und Landesgeschichte, Obb. Archiv 49 (1895/96), S. 543–565, hier S. 560 (Stiftung an die Pfründe von St. Kathrein).

⁹ Stadtarchiv Landsberg, Urk. 292, 293, 296, 300, 335.

¹⁰ Abgedr. bei G. v. Lori, Der Geschichte des Lechrains zweyter Band, Urkunden enthaltend, o.O., o.J., S. 79–81.

¹¹ Zum Spital F. Pittner, Die berühmte Hl.-Geist-Stiftung zu Landsberg am Lech. In: Bayerland 26 (1925), 13, S. 417f; A. Maier u. P. Winkelmayr, 600 Jahre Hl.-Geist-Stiftung. In: LGB 39 (1949/50), 11, S. 115–118; Zintgraf 1895/96, S. 293, 563 u. passim.

¹² M. Tripps, Hans Multscher. Seine Ulmer Schaffenszeit 1427–1467, Weissenhorn 1969, S. 56f.

¹³ Belege: Zintgraf 1895/96, S. 552; P. Fried, Zur Geschichte von Kloster und Ort Sandau. In: St. Benedikt in Sandau, Landsberg a. Lech 1986, S. 10; Lori, S. 177, Nr. 185; LGB 45 (1955), Erinnerungen an Walleshausen, S. 29; C.H. Frh. v. Pfetten/Ansbach, Die Pfetten von Landsberg bis zum 16. Jahrhundert. In: LGB 25 (1928), S. 57–62 u. S. 65–68, hier S. 60f.

¹⁴ Hauptstaatsarchiv München, Wessobrunn Urk. 280, 421; Abschriften im Liber S. Rangk, fol. 43v–44r; Stadtarchiv Landsberg, Urk. 264.

¹⁵ Leutner 1753, S. 351 u. 346.

¹⁶ Leutner 1753, S. 350; MB 7, Nr. 37, 38.

¹⁷ Vgl. Anm. 1.

¹⁸ J.J. Schober, Die Pfarreien und ihre Vorstände. In: LGB 18 (1919), hier S. 35, Anm. 2.

¹⁹ Bisher unerwähnt: Stadtarchiv Landsberg, Urk. 375.

²⁰ Schober 1918, S. 48.

²¹ Waren für die Jahre von 1400–1456 etwa 2 Stiftungen pro Jahr die Regel, schnellte die Zahl allein für das Jahr 1457 auf 21 hoch: Stadtarchiv Landsberg, Urk. 257, 262, 263, 265–268, 270–284.

²² Leutner 1753, S. 351.

²³ Leutner 1753, S. 369; Stadtarchiv Landsberg, Urk. 490.

²⁴ Der Papst griff nur selten (1438, 1478, 1497) durch die Einsetzung von römischen Günstlingen zum Pfarrer ein, dabei nahm stets der Herzog die Interessen der protestierenden Landsberger wahr: Schober 1918, S. 30–32, 39 u. 41. Der Augsburger Bischof scheint so gut wie keine Rolle gespielt zu haben.

²⁵ Leutner 1753, S. 372 u. 369.

²⁶ H. Rankl, Das Vorreformatorische landesherrliche Kirchenregiment in Bayern (1378–1526) (= MBM 34), München 1971, S. 179–184, S. 187 Anm. 5 u. S. 191; Leutner 1753, S. 341 u. 370; Hemmerle 1970, S. 30–32, 39 u. 41; vgl. Anm. 3.

²⁷ P. Pfister, H. Ramisch, Die Frauenkirche in München, München 1983, S. 58f.

²⁸ Einzige Ausnahme: ein von der Geistlichkeit mehrerer Kapitel der Diözese in der Stadtpfarrkirche gefeierter Jahrtag für verstorbene Wittelsbacher: Lori, S. 67, Nr. 63.

²⁹ Schober 1918, S. 46–51 u. 54f.

³⁰ F. Pressel, Ulm und sein Münster, Festschrift zur Erinnerung an den 30. Juni 1377, Ulm 1877, S. 61f u. 64; E. Rübling, Die Reichsstadt Ulm am Ausgange des Mittelalters (1378–1556), Bd. 2, Ulm 1907, S. 135–138.

³¹ Schober 1918, S. 56.

Wer vollendete 1488 den Bau der Landsberger Stadtpfarrkirche?

Von Klaus Münzer

Christoph Roppel legt in seiner Magisterarbeit¹ über Matthäus von Ensingen als Baumeister der Stadtpfarrkirche einleuchtend dar, daß Ulrich Kiffhaber als Vollender des Kirchenbaues – Einwölbung des Chores – eher unwahrscheinlich sei. Der mit seinem Meisterzeichen und der Jahreszahl 1488 (s. Seite 17, Abb. 3!) unter dem Scheitel des östlichen Chorfensters Signierende muß von Roppel daher als noch unbekannter Meister bezeichnet werden.

Eine Kombination archivalischer Fakten scheint nun eine mögliche Antwort auf diese bisher noch offene Frage zu geben. Im Chordachstuhl der Filialkirche St. Gangwolf in Dornstetten, Pfarrei Unterdießen, findet sich folgende Inschrift:

„h. moster veyt statmoster zu lansperg hat dyssen kor zu gebelbt (= zugewölbt) am freytag vierzehen tag vor sant

jörgen tag da man zalt 1478 jar + dye mauer gesellen Iyenhart kirchperger · konrad franck · veyt strobel · bylhalm paur“²).

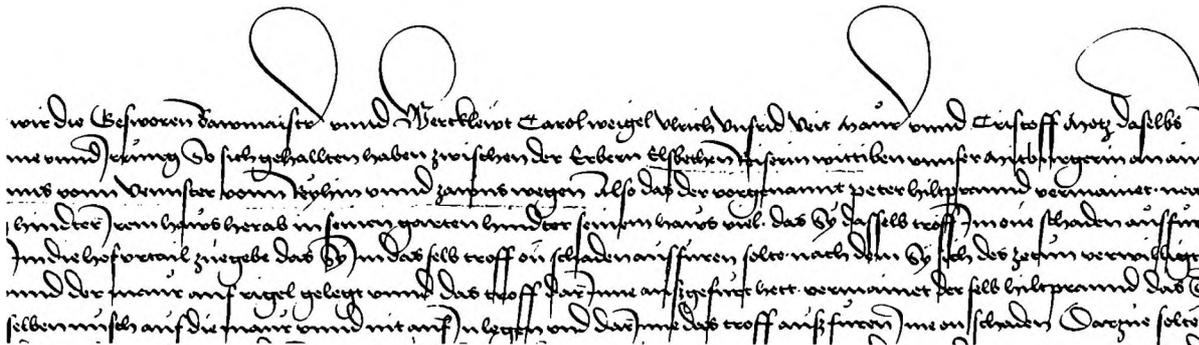
Auf der Suche nach einem Maurermeister mit dem Vornamen Veit fand ich die Pergamenturkunde 450 aus dem Jahre 1486 im Stadtarchiv Landsberg, in der eine Baustreitsache zwischen zwei Bürgern vom Rat der Stadt und deren Gutachtern entschieden wird.

„Wir die Burgermaister unnd Ratgeben der Statt zue Lanndspurg unnd wir die Gesworen Bawmaister unnd Wercklewt Carol weigel Ulrich Unfrid Veit Maurer unnd Cristoff Motz daselbs ...“ beginnt der Text. Die erstgenannten Carol Weigel und Ulrich Unfrid sind als die beiden Stadträte anzusehen, die das städtische Bauamt verwalteten und damals als „Baumeister“ bezeichnet wurden. (Daß Weigel zu den Ratsverwandten der Stadt gehörte, geht aus Urkunde 456 vom 7. 7. 1488 hervor, worin „der

ersame weyse Karel Weygel“ als Sieger der Urkunde in Erscheinung tritt.) Veit Maurer und Cristoff Motz sind danach als die geschworenen Werkleute der Stadt genannt, also hier Leute vom Bauhof. Veit Maurer könnte also mit dem acht Jahre zuvor in St. Gangwolf genannten Stadtmaurermeister Veit identisch sein. Fassen wir zusammen:

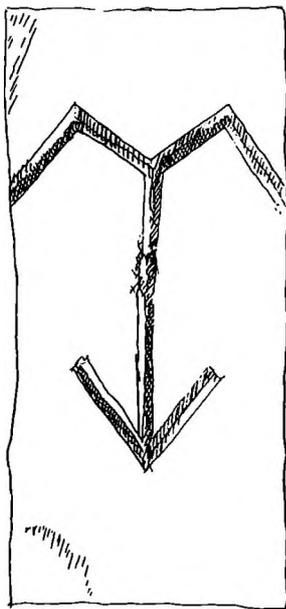
1478 wölbt der Landsberger Stadtmeister Veit den Chor von St. Gangwolf ein, 1486 wird Veit Maurer als Bausachverständiger der Stadt genannt und 1488 wird der Chor der Landsberger Stadtpfarrkirche von einem Meister eingewölbt, in dessen Werkmeisterzeichen die Initialen V und M enthalten sind: Oben ein gespreiztes M, von dessen mittlerer Spitze ein in einem V endender Pfeil abwärts führt.

Damit könnte die Frage nach dem Vollender der Stadtpfarrkirche, die 1458 vom Ulmer Meister Matthäus von Ensingen begonnen wurde, beantwortet sein.



wir die Gesworen Bawmaister unnd Wercklewt Carol weigel Ulrich Unfrid Veit Maurer unnd Cristoff Motz daselbs ...

Ausschnitt aus der Urkunde 450 des Stadtarchivs Landsberg: „wir die Gesworen Bawmaist(er) unnd Wercklewt Carol weigel Ulrich Unfrid Veit Maur(er) unnd Cristoff Motz daselbs“



Nachtrag:

Die Zuschreibung der Vollendung der gotischen Stadtpfarrkirche an den Stadtwerkmeister Veit Maurer wurde inzwischen bestätigt: Im Zuge der Inventarisierung der Landsberger Baudenkmale durch die Abteilung Denkmalkunde des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege wurde an der

Landsberger Stadtmauer, und zwar am Mühlbach im Bereich des Staffinger-Anwesens, Hausnummer 239, ein Ziegel mit dem gleichen Meisterzeichen³ wie im Chor der Stadtpfarrkirche 1488 entdeckt, darunter ein Stein mit „1497“.⁴ Der für die Stadtmauer zuständige Stadtwerkmeister ist also mit dem Vollender der Stadtpfarrkirche identisch: Veit Maurer.

Anmerkungen

¹ Christoph Roppel, Der spätgotische Bau der Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech, Magisterarbeit München 1989 (Ms.)

² Tilman Breuer, Stadt- und Landkreis Kaufbeuren, München 1960, S. 87, in: Bayerische Kunstdenkmale, Kurzinventare IX.

³ 38 cm hoch, 17 cm breit.

⁴ Der Haustein wurde erst in jüngster Zeit von „Schatzsuchern“ beschädigt. Die Balkenansätze der 4 von 1497 sind deutlich erkennbar.

Das Dießener Schmiedezentrum und der Wald

Blütezeit vor dem Dreißigjährigen Krieg – Eisenverarbeitung führt zur Waldvernichtung

Von Hans-Heinrich Vangerow

In der Neuzeit hat man mehrfach über die Gründe diskutiert, welche letztlich zum Niedergang der einst blühenden oberpfälzischen Eisenindustrie führten. Als von besonderer Bedeutung erwies sich dabei auch immer wieder die Frage der ausreichenden Holzversorgung, selbst wenn sie am Ende eine unterschiedliche Gewichtung erfuhr. (...) Die in der Oberpfalz überaus unübersichtliche Aktenlage (erlaubt aber) bis jetzt noch kein abschließendes Gesamturteil.

Deshalb möchte hier stellvertretend auf ein Schmiedezentrum ausgewichen werden, zu dem zeitweilig 18 Personen in drei Hämmer gehörten, die dort an fünf Essen tätig waren. Es befand sich im heutigen Markt Dießen am Ammersee, etwa 20 km südöstlich von Landsberg am Lech (siehe Abb. 1) und hatte schon vor dem Dreißigjährigen Krieg seine Blütezeit. Da die mir bis heute zugänglichen Archivalien einen Zeitraum zwischen 1396 und 1610 mit Schwerpunkt im 16. Jahrhundert umspannen, ja diesen sogar für Jahrzehnte gut ausleuchten, und in Dießen außerdem Oberpfälzer Eisen verschmiedet wurde, bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung hierfür.

1. Die Eisenhämmer zu Dießen

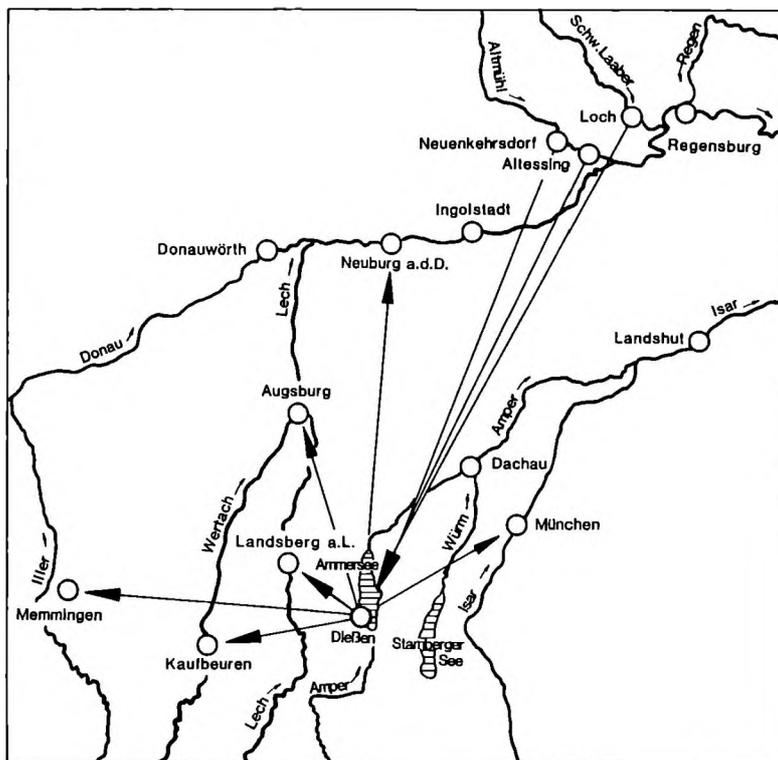
Die erste Kunde von in Dießen ansässigen Hammerschmieden erhalten wir aus den Kämmererechnungen der Stadt München. In ihnen steht 1396 folgender Eintrag: *Item dem Zanger 11 lb 16 (den.) Mon. (-acensia) umb Eysen zu den (Ant-) Werken', umb 13 Zentten 28 lb Eysens⁹, der ist von Diessen.* In der Folgezeit und dann namentlich ab 1450⁹ finden sich im gleichen Aktenbestand immer wieder Eisenlieferungen aus Dießen und diese schließlich fast lückenlos über alle Jahre hinweg.

Nun gehört zu der ersten Vormerkung über solches Eisen noch die weitere, vom Valentinstag¹⁰ stammende Nachricht, daß „einem Boten gen Dießen nach dem Eisen zu den Werken“ 18 Pfennig Lohn bezahlt wurden. Dies spricht bereits für einen gewissen Bekanntheitsgrad der Schmiedestätte, die demnach wohl schon weit vor 1396 in Betrieb gewesen war.

1.1 Das Handwerk der Dießener Hammerschmiede

Wie die vorhandenen Archivalien ausweisen, entstand die Kugelschmiede erheblich später¹² als die beiden anderen Eisenhämmer. Deshalb sollen beide Arten von Schmiedestätten zunächst getrennt betrachtet werden.

Im Oktober 1987 hielt Forstdirektor Dr. Vangerow von der Oberforstdirektion Regensburg in Dießen einen höchst interessanten Vortrag über die Bedeutung der Dießener Schmiedewerkstätten im späten Mittelalter und deren Niedergang wegen der maßlosen Beanspruchung der Dießener Wälder zur Holzkohlegewinnung. Der Forsthistoriker Vangerow, der im Zuge seiner forstwirtschaftlichen Ausbildung 1953 nach Dießen gekommen war, stellt den „Landsberger Geschichtsblätter“ seine wissenschaftliche Abhandlung über den Zusammenhang von Eisenerzeugung und Waldvernichtung gern zur Verfügung und gestattet eine gekürzte Fassung des umfangreichen Werkes, das 1987 in Theuern in Band 12/1 („Die Oberpfalz, ein europäisches Eisenzentrum“) des Bergbau- und Industriemuseums Ostbayern erstveröffentlicht wurde. Die erfolgten Kürzungen sind mit (...) kenntlich gemacht. Die Fußnoten-zählung des Originals wird beibehalten, doch werden von dem 360 Anmerkungen umfassenden wissenschaftlichen Apparat nur diejenigen übernommen, die zur Erläuterung des Textes beitragen. Verweise auf Literatur und Archivalien werden fast immer weggelassen, dafür erscheint am Schluß deren Aufstellung in alphabetischer Folge.



24 Abb. 1: Das Dießener Schmiedezentrum und sein Lieferbereich.

1.1.1 Die Hammerschmiede

Die erste Erwähnung einer Dießener Hammerschmiede findet sich in einem Leibgedingbuch des Klosters Dießen von 1462, wo eine beim Gotteshaus gelegene „Trättschmitten“ genannt ist, die auf (nur!) sieben Jahre zu Leibrecht¹³ vergeben worden war¹⁴. Ab wann dann die menschliche Tretkraft durch Wassergefälle ersetzt wurde, ist nirgends ersichtlich. Die Ableitung des Mühlbaches vom Tiefenbach und auch Zuflüsse des Dießener Baches selbst boten dazu genügend Möglichkeiten¹⁵.

Beim Abzug der Leibgedinger sollten in dieser Schmiede vorhanden sein: ein Hammer, ein Amboß, zwei Bälge, vier Zangen, eine Wanne und was (sonst noch) dazugehört.

1464 wird von einer anderen Hammerschmiede gefordert, daß sie zwei Bälge, einen großen Hammer, einen großen Amboß, eine Weremzange, eine Zainzange und ein Eisenstickel, eine Maisselzange, eine Waage und 75 Pfund Eisen enthalten müsse.

Ab 1489 läßt sich aus den Stiftbriefen ersehen, daß bereits damals die bei-

den Hämmer nach oberer und unterer Esse¹⁸ bzw. Schmiede, dort jeweils zu Vierteln und zwar offenbar auf Leibrecht vergeben waren, da stets die Ehefrauen nebst den leiblichen Kindern mit aufgeführt sind. So etwa nachweisbar im genannten Jahr für die Dießener Schmiede an der Judengasse und 1492 wie 1499 für die in Wengen. Hier läßt sich zudem als noch kleinere Zuteilung ein Achtel (zwei Teile *in ainer Viertail der unteren Esse*) entnehmen. Bei einem Besitzerwechsel wurde stets der sogenannte Anfall erhoben. Er betrug 1500 in der unteren Schmiede 10½ Pfund, in der oberen 14 Pfund Pfennig.

Im Rechnungsbuch des Klosters von 1496 werden dann erstmalig alle damaligen Schmiede²¹ genannt. Im Markt Dießen selbst waren es offenbar 9, im nahegelegenen Dorf Wengen 6. Als Gegenrechnis hatte allein Hans Tennig, der Alte, 12 Zentner 4 Pfund Eisen sowie einen Stab als Weisat²⁵ und 10 Schilling²⁶ für den Wagen²⁷ zu entrichten. Im Jahr 1499 lauten die entsprechenden Zahlen 8/7 (?), und 1503 8/8 (?).

Die nächste Kunde stammt erst wieder aus dem Jahr 1556, allerdings diesmal als eine (erste) Ordnung der dortigen Eisenschmiede. In ihr sind alle Mitglieder des *Handwerchs der Eysenschmid* aufgeführt. Auf der unteren Esse in Dießen schmiedeten vier, auf der oberen Esse in Wengen sogar 6 Personen³¹. Jede sollte in Tag- und Nachtschicht höchstens 4 „Mäßl“³² rennen³³. Wollte jemand einen neuen Amboß machen, so durfte er daneben nur noch ein „Mäßl“ rennen. Wer seinen alten Amboß härtete, mußte mit zwei „Mäßl“ zufrieden sein.

Die vorbenannten Schmieden hatten zur Sommerszeit, nämlich 14 Tage vor und nach Jakobi³⁴, eine Feierschicht einzulegen und ihre (einschließlich der Kugelschmiede) drei Hämmer ruhen zu lassen. Bei Verstößen wurden 3 Pfund Münchner Pfennig fällig, je ein Pfund für den Prälaten, das „ehrbare Handwerk“ und den Anzeiger.

Im Rechnungsbuch von 1567 sind dann in Dießen 4 Personen mit einer Arbeitszeit von 142 Tagen und in Wengen 5 mit der gleichen Tagzahl³⁶ vorgetragen. Sie werden 1576³⁷ als Renn- und Kugelschmiede bezeichnet. Die nächste, dazu passende Nachricht stammt aus dem Jahr 1577. In einem Bericht des Dießener Probstes heißt es u. a. . . . *damit nit Tag vnd Nacht wie yetzt beschicht geschmidt werde* . . . Näheres enthüllt dann die Kommissionsniederschrift von 1587. In Dießen und Wengen befand sich je eine Schmiede mit 2 Feuern. Für sie seien „in die“ 18 Benutzer vorhanden. Jeder von ihnen habe seine bestimmte Schmiedezeit. Höre der eine auf, fange der nächste sofort an.

Sechs von ihnen besaßen diese verbrieften Tage schon seit Jahren vom Kloster als Leibgeding³², die anderen waren dagegen Freistifter³³. Dazu wird angemerkt, daß diese 224 Tage Freistift³⁴ *alle Jar viermahl an aines jedtlichen Schmid khommen* . . . Wer künftig 9 Schmiedetage hat, darf im Jahr 36 schmieden.

Einen weiteren Einblick erhalten wir im Sommer 1578. Anlässlich der ab

1576 verhängten Ausfuhrsperr für Dießener Eisen wandten sich die Hammermeister mit Schriftsätzen an die Hofkammer. Einer davon zeigt auf, daß sich mit dem Hammerwerk „in die 500 Personen“ das Lebensnotwendige verdienen⁴⁶. Die Eingabe vom Februar 1579⁴⁷ spricht dann erneut davon, daß sich durch ihre Hämmer in die 500 Personen erhalten, auch darin „ansehnliche und nützliche Werke geschmiedet“ werden, die in etlichen Landen ihresgleichen suchen.

Weitere Schmiedeordnungen auf „Versuchen“, z. T. auch bloße Entwürfe, stammen u. a. aus den Jahren 1577 und 1583; sie waren wohl stets von Gegenvorstellungen der Hammerschmiede begleitet. Ihnen ist ebenfalls zu entnehmen, daß sich einer der Freistifter als Sensenschmied betätigte.

Über den Wohlstand der Hammerschmiede gestatten die Zollrechnungen von Wolfratshausen und Grünwald³² ein gewisses Urteil. In ihnen sind wiederholt Fässer mit Wein eingetragen, die man auf Flößen von Mittenwald nach München brachte. Allein Namensträger der Dießener Kazmair- und Zanger-Sippe bezogen 1497 14 der insgesamt 111 Faß Gastwein³³.

Andererseits aber zeigen die Rechnungsbücher des Klosters, daß einzelne Schmiede dort erheblich in der Kreide standen.

1.1.2 Die Kugelschmiede

Wenn nicht alles täuscht und die Lagebeschreibung richtig gedeutet wird, dann war die 1462 erwähnte „Trätschmitten“ ein Vorläufer der späteren Kugelschmiede.

Aus dem Jahr 1505 erfahren wir näheres darüber. Damals saß auf ihr „Steffan Dönnig“. Sie wird als des Gotteshauses eigene freie Kugelschmiede bezeichnet, die „zunächst ob dem Kloster bei dem breiten Steg“ lag und „jetzt mit Zäunen eingefast ist“. Der Meister mußte dafür alle Jahre u. a. 5 Zentner Eisen entrichten, nebst einem eisernen Stab als Weisat.

Vom 8. Dezember 1504 stammt auch der erste, dazu passende Eintrag in den Münchner Rechnungsbüchern, wo es heißt: *Item . . . zahlt dem Smid von Diessen für 16 Centen 40 lb Eysenkugel, den Centen ze 3 fl. rh.* (-einisch), *sind in der Stat Hawß zum Geschütz gelegt*. München hatte also inzwischen seinen Geschützpark modernisiert, nachdem letztmals 1486 ein Ankauf von „Büchsenstein“ verschiedener Größe aus Bayersoien vermerkt ist.

1532 wurde die Kugelschmiede „auf Ansinnen, Befehl und Begehren“ der beiden Herzogsbrüder Wilhelm und Ludwig an Martin Zanger, Bürger aus Dießen, auf Leibrecht verliehen, nebst seiner ehelichen Hausfrau Barbara und ihrem ersten Kind, *so sie eelich bei ainander eröbern*. Wir erfahren daraus, daß zu der Schmiede je ein Juchart am Bann- und Aschacker, ein Ehgarten und vier „Stränge“ sowie zwei Gartenbeete und die Schwaigwiese gehörten.

Dafür hatten die Inhaber zu jedem St. Martinstag 9 Zentner gutes Eisen und zu Weihnachten *einen guten Stab Eisen, der unter 24 (Pfund) nit hab als Weisat* zu geben.

Das „Kohlholz“ sollten sie nach Möglichkeit im nordwestlich vom Klostersitz gelegenen Dießer Forst der Fürsten „bestellen“. Andernfalls wollte man ihnen für diesen Zweck Material aus den Waldungen des Stiftes gegen die übliche Stammiete anweisen lassen⁴⁸. Wenn die drei Leibgedinger durch Tod abgegangen waren, würde *die benant Kugelschmidten mit allen iren Zugehörn ze Margt vnd Velde, mit Zapfen und Ringen, die zu den Redern gehören, vnd alles was darzue gepaut wurde, quit, frei, ledig vnd los werden, Vns vnd Vnserem Gotzhaus haimgefallen*. (Weitere Einzelheiten lassen sich der Abb. 2 entnehmen).

Nach der schon erwähnten Ordnung der Eisenschmiede von 1556 saß auf der Kugelschmiede noch immer Martin Zanger, der inzwischen sogar dem Inneren Rat angehörte. Wäre er mit seiner Arbeit dem Fürsten „verpflichtet“, dann sollte der Kugelschmid dieser Ordnung nicht unterworfen sein, mußte dafür aber nachträglich aussetzen (feiern).

Ein Zusatz vom 28. Juli lautet, daß durch ein „ganzes Handwerk“ ferner beschlossen wurde, Martin Zanger, der eine Zeit lang „Deichl zaint“⁴⁹ hat, sollte künftig je „Tag“ nur 6 *Deichl zainen* sowie *ain Maßl rennen* und nicht mehr, bei der zuvor bestimmten Geldbuße.

Am 28. Juli 1565 ging die Kugelschmiede an den Bürgermeister des Marktes Dießen Melchior Zanger, seine Frau Barbara und Martin, ihren Sohn, als Leibgeding über. Die Gegenrechnisse waren etwa die gleichen (8 (!) Ztr. gutes Eisen und 1 guten Weiser-Stab Eisen bei 24 Pfund). Auch sollten sie kostenlos und ohne Nachteil (Abtrag) *Vnser Sindter⁴³ vnnnd Allteisen rennen vnnnd machen*. Der bauliche Unterhalt der Schmiede lag ebenfalls bei ihnen. Das benötigte Holz zur Verkohlung wollte man für sie wie bei anderen Leibgedingern in den Klosterwäldern um die gebührliche (übliche) Stamm-Miete bereitstellen.

Auch über die Kugelschmiede enthält ein vom Dießener Probst 1587 einverlangter Beitrag einige Angaben. So hatten ihre beiden Betreiber dort das ganze Jahr über Schmiedezeit als Leibrecht und dazu weitere 20 Tage, davon für einen 8 auf der unteren Esse in Wengen und für den andern 12 auf der oberen Esse in Dießen. Wichtig ist zudem im späteren Kommissionsbericht⁴⁵ die Aussage, daß man dort in den letzten 20 oder mehr Jahren keine Kugeln mehr schmiedete⁴⁶.

Dieser Hinweis wird nochmals 1596⁴⁷ bekräftigt. Ein Obrist mahnte beim Rat des Marktes Dießen im Auftrag des Fürsten die Bezahlung der Kriegssteuer an und fragte gleichzeitig nach, ob der Zanger oder andere Hammerschmiede Eisenkugeln zu großen Stückgeschützen fertigen könnten.

auch in der Tiroler Riß mit einem Eisenbergwerk begonnen, und 1587 ist ein weiteres im Besitz des Wilhelm von Freyberg bei Marquartstein erwähnt.

1544 erlaubt dann ein Eintrag die Feststellung, daß damals die Begriffe „Stäb oder eysne Flammen“ das gleiche aussagten.

Die Auslieferung nach München erfolgte auch nicht stets durch die Hersteller selbst. Schon 1463 und 1464 taucht mehrmals ein Heinz Vischer von Ramsach (?)⁹⁹ als Überbringer auf, der *dyesser Eysen* herbeiführte, 1465 war es dann ein Fischener namens Gilg Haydel und 1469 ein Christian Schmycher⁹² aus Fischen. Ab 1506 erscheinen noch mehrmals ungenannte Fischener, die Eisen aushändigten. Interessant wird es ab 1549, denn nun beteiligt sich offenbar viele Jahre lang⁹⁵ der Münchner Salzstößel Hans Fesl⁹⁶ auch am Eisengeschäft, wobei er die Dießener Erzeugnisse wohl auf dem Heimweg als Rückfracht nach den in Landsberg endenden Salztransporten übernehmen konnte⁹⁷. Allerdings überstiegen seine Abgabemengen an die Stadt kaum je das Zentnergewicht. Ein Vielfaches davon brachte jeweils der Zanger von Dießen in Form von Schieneisen oder Eisenstäben herein.

(...)

1579⁹⁸ beklagen es im übrigen die Eisenhändler von Landsberg, daß die Dießener Schmiede ihre gute Ware *dem negst umbsitzenden Gebaursvolckh vmd dann den Kärrnern* (verkaufen), *die es haufenweis von Inen hinwegkh-füern*.

(...)

Schließlich enthalten noch die ersten Bände der seit 1551 geführten Hof-

zahlamtsrechnungen Angaben über Dießener Eisenlieferungen. Dabei handelte es sich in erster Linie um Arbeiten der dortigen Kugelschmiede, hatte doch Martin Zanger am 23. 6. 1551 einen Kontrakt über etliche 1000 geschmiedete Kugeln für das Münchner Zeughaus abgeschlossen. Als Lohn waren je Zentner 3 Gulden ausgemacht worden und der Hammermeister bekam zunächst eine Anzahlung von 100 Gulden.

(...)

Kugelhämmer hatten im übrigen die Aufgabe, die gegossenen Kanonenkugeln nachzuarbeiten. Dazu erhitze man die Kugel und überschmiedete sie in genau passenden Gesenken unter einem durch Wasser angetriebenen Hammer. Dadurch wurde die Kugeloberfläche verdichtet und geglättet, was sowohl zur Schonung der Kanonenrohre beitrug als auch ihre Widerstandsfähigkeit erhöhte. Ein letzter dort Dießener Eisenlieferungen geltender Eintrag fand sich 1555. Der Schlosser aus dem Zeughaus erhielt „Zehrung gen Dießen“ wegen der großen (Eisen-)Reifen für die fürstliche Kellerei.

(...)

Überblickt man in den vorhandenen Aktenbeständen den Eisenankauf von Stadt und Spital, dann verstärkt sich der Eindruck, daß Eisenwaren aus Leoben im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts stark im Vordringen begriffen waren. Dieser Ort besaß nach Westen mehrere Ausfalltore, deren wichtigstes Salzburg war. Von hier aus gelangten die Erzeugnisse nach Bayern und Schwaben, nach Nürnberg und Frankfurt. Mit dem Ende der bayerischen Wirren setzte der Handel um 1509 wieder voll ein, also zur gleichen Zeit, als Maximilian I. gegen

die Dogenrepublik Krieg führte und deshalb kein Eisen mehr nach Venedig gelangen konnte. Der Bauernkrieg brachte zwar dann 1525 einen kräftigen Rückschlag, doch erst der Schmalkaldische Krieg (1546/47) leitete einen Umschwung ein. Der zwischen 1561 und 1564 erfolgte Zusammenbruch der Augsburger Kaufhäuser beendete schließlich die Blütezeit.

Dennoch war damit der Leobener Eisenzufluß keineswegs unterbunden. Dies lassen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts verschiedene Eintragungen in den Hofkammerprotokollen erkennen. So verlangten 1579 die Vierer der Eisenkammerzunft in München vom Mautner in Wasserburg, daß an der Niederlage von Wasserburg beim Transport von Stahl und Eisen bzw. Salz nach München Gleichheit herrschen müsse.

Aus dem selben Jahr stammt die nächste, nun an den Herzog gerichtete Beschwerde. Handelsleute von Salzburg und anderen Orten hätten für Kaufleute in München, Augsburg, Landsberg und anderwärts viel Eisenzeug nach Wasserburg in die Niederlage gebracht. Der fürstliche Mautner erlaube jedoch nicht die weitere Versendung, da der Salztransport vorrangig sei. Von Jakobi (25. Juli) bis jetzt (13. November) wären 2000 Schilling, das sind 60000 Stück „verlegen“. Auch werde Eisenhändlern, die bloß 15 oder 20 Schilling Eisen in der Niederlage hätten, gleich viel „hinauszuladen“ gestattet als denen mit 400 Schilling und mehr. Der Schaden sei auch deshalb bedeutend, weil nunmehr die Niederleger in Salzburg das Eisen auf der Achse¹³⁸ nach München und Augsburg (direkt) aufgaben. Da man hierfür in Salzburg guten Lohn

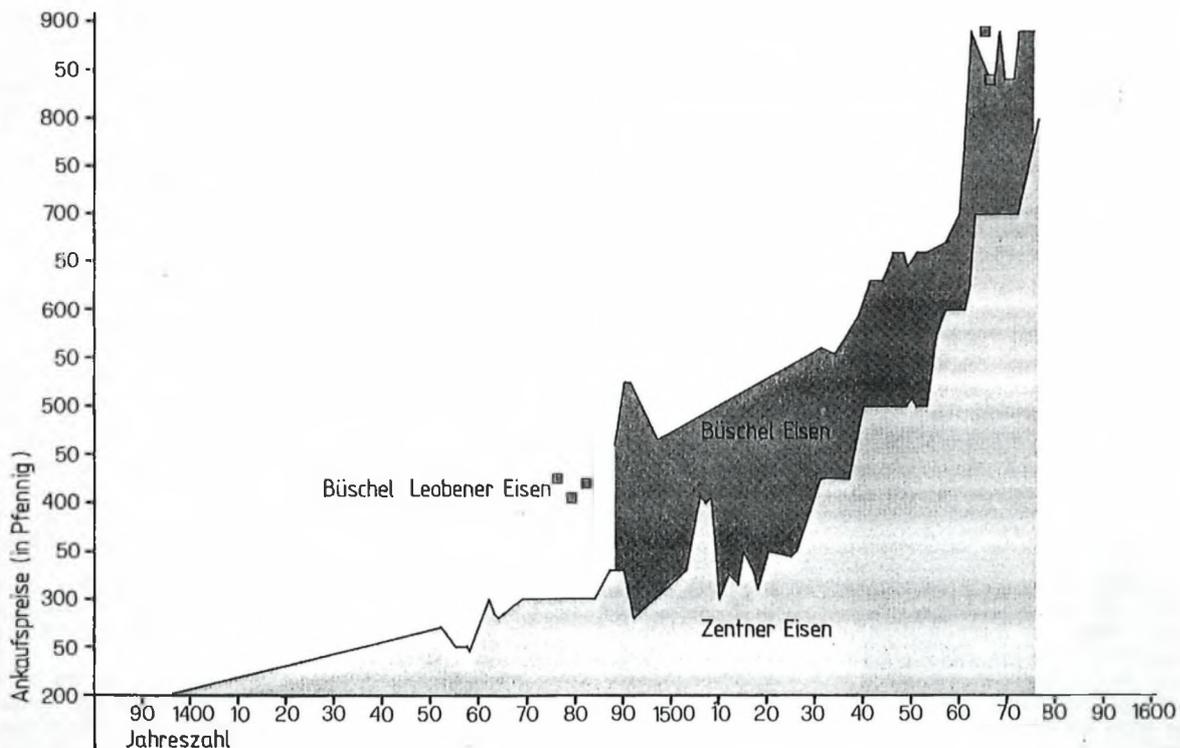


Abb. 3: Preisspiegel für Dießener Eisen am Münchner Markt.

„schreibe“, würden nun die um Hall und Traunstein wohnenden Salzfuhrlaute alle nach Eisen fahren.

Selbst der herzogliche Hofschmied gedachte sich schon 1578 künftig in Salzbürg „um einen jährlichen stillen Eisenkauf zu bewerben“, weil er den Bedarf dort billiger als bei den hiesigen Eisenhändlern decken konnte. Dies spricht ebenfalls für die Konkurrenzfähigkeit (und Güte) des Leobener Eisens.

Den gleichen, aber nun für das Dießener Eisenzentrum geltenden Tatbestand zeigen die Eisenhändler aus Landsberg in ihrer „Verantwortung“ vom 13. 4. 1579¹⁴⁰ auf. Sie berichten von einer laufenden Preissteigerung und einem Pakt der Dießener Schmiede, das Pfund Eisen nunmehr nur noch um 8 Pfennig¹⁴¹ abzugeben, was selbst dem Münchner Hofschmied (!) zu teuer sei. Auch würden sie anstatt vorher zwei nun täglich drei oder noch mehr Zentner schaffen. Woraus leicht zu entnehmen wäre, was sie für guette Wahr machen.

(. . .)

1.2.2 Der Landsberger Markt

Wie sich der von den Münchner Eisenkramern gemachten Eingabe vom 13. November 1579¹⁴⁹ entnehmen läßt, gehörten zu den Empfängern von Leobener Eisen auch Kaufleute der Stadt Landsberg. Deshalb enthalten wohl die allerdings erst seit 1524 vorliegenden Kasten-, Zoll- und Umgeldrechnungen nur einmal und zwar 1575¹⁵⁰ einen Hinweis über Eisen aus Dießen. Zum Bau der Lechbrücke wurden „dem“ Zanger zwei große Eisennägel von zusammen 87 Pfund abgekauft. Auch die Kammereirechnungen weisen keine entsprechenden Posten auf¹⁵¹. Dabei wäre doch die Versorgung von Dießen aus besonders günstig gewesen, namentlich seit dem 1542 erfolgten Anschluß des Marktes durch eine neue Wegeverbindung¹⁵².

Das Kaufverhalten der Landsberger Eisenhändler zeigte sich namentlich auch, nachdem am 8. Juni 1576¹⁵³ eine Ausfuhrsperr über die Dießener Hammerschmiede verfügt worden war. Sie hatten angeblich 1578/79¹⁵⁴ mehrfach größere Eisenmengen, die bereits in der Stadt „an der Waage“ lagen oder dorthin zum Verkauf gebracht wurden, nicht abgenommen, obwohl man den Zentnerpreis um 12 Kreuzer (42 Pfennig) nachließ.

Gegen solche Vorwürfe wehrten sich aber die Landsberger¹⁵⁵, indem sie zunächst das vordem an der Waage befindliche Dießener Eisen als *gar grobe, vbl gearbait vnn vnns unfuegsame, gar vnverdreibliche Wahr* bezeichneten. Sie beklagten auch, daß die guten Erzeugnisse nicht in die Stadt gebracht würden. Wenn nämlich die Schmiede aus Dießen *solche Wahr inn dem Form vnn Werth (wie wirs auß Khärennten, Auer bei Reichenhall, Berzingen vnn auß Freyberger haben) vor andern geben vnn anbieten täten*, stünden sie zum Kauf bereit. Sie wäre ihnen jedoch *nit allain beschwerlich, sonndern gar verdörrlich*, wenn sie all jene Posten

abnehmen sollten, die sonst niemand wolle und dies um einen noch höheren Preis als das vorerwähnte Eisen (anderer Herkunft). Nicht zuletzt würden dadurch auch alle bisherigen Käufer *in annder Stett vnn Märckht getriben*. Jedoch wünschten sie, daß die Dießener ihnen künftig ihre Erzeugnisse jeweils vor anderen und vornehmlich vor den „Ausländern“ anboten.

Mit der neuerlichen Freigabe der Dießener Eisenausfuhr erhielten der Kastner sowie Bürgermeister und Rat von Landsberg den Befehl, daß sie bei den dortigen Eisenhändlern „darob und daran“ sein sollten, daß diese ihren Eisenbedarf bei den Dießener Schmieden vor anderen in „rechtem, ziemlichen und leidenlichen Wert“ erkaufen, damit das Eisengewerbe bei der Stadt erhalten bleibe¹⁵⁶.

Aus einem Bericht des Probstes von 1577¹⁵⁷ läßt sich außerdem entnehmen, daß das Schmieden in Dießen wohl nicht abgeschafft werden könne, *von wegen der vmblygenden Flöckhen und Derffer, so des Eysenwerch alda nemen*. Allerdings verweist er später¹⁵⁸ auf den Übelstand, man dränge den Bauern die Dießener Erzeugnisse geradezu auf und diese vertrieben sie dann weiter¹⁵⁹. Seine Angabe deckt sich mit der Aussage von Landsbergs Eisenhändlern¹⁶⁰, die Dießener würden ihr Eisen *dem negst vmbstizenden Gebaursvolckh vnn (dieses) dann den Kärnern* (verkaufen), *die es hauffenweis von Inen hinwegkhfiern*.

Gegen solche Verstöße griff die Verwaltung sonst energisch durch. So erging 1584¹⁶¹ an den herzoglichen Kastner in Landsberg der Auftrag, von einem Bauern, der 7 Büschel Eisen nach dorthin geladen hatte, diese Fracht ab- und in Verwahrung zu nehmen sowie festzustellen, wie er heiße, von wo er herstamme, bei wem und zu welchem Lohn er die Ladung übernommen habe.

1.2.3 Der ausländische Markt

Anfangs scheinen die Dießener Hammerschmiede mit ihrem Eisen den Lech bei Reichling überquert zu haben, wofür sie jährlich 360 Pfennig in den Landsberger Zoll gaben¹⁶². 1544¹⁶³ entnehmen wir dann dem gleichen Rechnungsbestand, daß sie künftig den Zoll im Pfliegericht Rauchenlechsberg einbringen mußten. Dort ist dieser Betrag ab 1556¹⁶⁴ als Urfahrzoll¹⁶⁵ zu Hirschau tatsächlich bis 1610¹⁶⁶ vorgetragen.

Hauptbelieferungsort nächst München scheint nun tatsächlich Augsburg gewesen zu sein. Wie dort Stichproben in den Baumeisterbüchern ergaben, sind darin tatsächlich (z. B.) 1432 und 1510 Eisenankäufe aus Dießen verzeichnet, im letzten Fall sogar 4 Zentner 65 Pfund Schieneisen, 5 Zentner 59 Pfund Eisen und 5 Zentner 74 Pfund Bandeisen¹⁶⁷; insgesamt also ein Gewicht von nahezu 16 Zentnern. Ganz anders das Ergebnis der in Kaufbeuren und Memmingen telefonisch erbetenen Nachschau! Sie verlief hinsichtlich städtischer Eisenankäufe aus Dießen negativ¹⁶⁸. Dies besagt aber nicht viel,

denn in ihrem Bemühen um Aufhebung der vom Herzog verfügten Ausfuhrsperr brachten die Dießener Hammerschmiede mehrmals vor, daß sie „gegen“ drei Bürgern in Memmingen und Kaufbeuren „als ihren Kaufherren“ verschuldet seien, was sie mit Eisen *abzedigen verschrieben* hätten. Bei anderer Gelegenheit bezeichneten sie diese Gläubiger sogar als ihre „Eisenherren“. Im übrigen durften sie ein Jahr später und zunächst bis Weihnachten an die 500(!) *Centen Ires gemachten Eisens über (den) Lech füren und Ires Gefallns ausser Lanndts* „verhandeln“.

1579 weisen die Dießener Hammerschmiede dann nochmals darauf hin, daß ihre Vorväter und sie seit über Menschengedenken das bei ihrem Hämmern geschmiedete und im Fürstentum nicht verkaufbare Eisen ungehindert nach Augsburg, Kaufbeuren und Memmingen verfrachtet hätten. Ab April 1579 wurde schließlich die 1576 verhängte Einfuhrsperr wieder aufgehoben. Dies jedoch allein auf Widerruf und in der Form, daß die Dießener Hammerschmiede ihre Ware zunächst den „Obrigkeiten“ der einheimischen Orte anbieten und dieselbe bei Bedarf dorthin *im rechten zimblischen Wert volgen lassen* mußten.

Der weiteste bis jetzt bekannte Auslieferungsort war aber Neuburg. Ob dorthin eine ständige Handelsverbindung bestand, ist zwar fraglich, jedoch ergibt ein Schreiben des Pfalzgrafen Philip Ludwig vom Juni 1578, daß dieser zur Donaubrücke bei Neuburg „etliche Zentner Eisen“ benötigte und solches *nindert füeglicher als in diesem Fürstenthumb zu Bayrdiessen* bekommen konnte. Die Genehmigung zur Fertigung und Lieferung, „so sich in allerlei Sorten bis in 100 Zentner“ belaufen mochte, wurde erteilt und auch der Dießener Probst hiervon als Grundherr in Kenntnis gesetzt. Es ist allerdings nirgends ersichtlich, ob die fertige Fracht etwa den Wasserweg benutzte oder mit eigenen Wagen über Land ging, was für wahrscheinlicher gehalten wird. Auch diese Nachricht zeigt, wie begehrt gute Dießener Eisenerzeugnisse waren.

(. . .)

1.3 Der Rohstoffbezug

(. . .) Im Inland und in erreichbarer Nähe gab es damals wohl keine Eisenerzvorkommen von Belang mehr. Da nur der Herzog über das Bergregal verfügen konnte, wäre eine lohnende Ausbeute gewiß in einem der Rechnungsbücher aktenkundig geworden. Die Dießener Schmiede brauchten jedoch Erz (oder Deichel!) als Grundstoff, da sie selbst produzierten und ihnen deshalb die Weiterveräußerung von Halb- oder Fertigwaren kaum Gewinn abgeworfen hätte. Es fragt sich somit, wo sich ihre Hauptrohstoffbasis befand.

Lieferungen aus Tirol kamen nicht in Frage, da dieses Land keine Haupteisenwurz besaß. Der altbayerische Alpenraum dürfte auch ausgeschlossen sein, denn die dortigen Lieferentfernungen, etwa von Aschau oder Marquart-

stein her, waren erheblich weiter als vom Altmühltal. Für eine Einfuhr aus dem schwäbischen Ausland gibt es ebenfalls keinen Hinweis. Lag doch dort Ulm gleichsam vor der Haustür, eine alte Handelsmetropole für Oberpfälzer Eisen, die schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Regensburger Kaufleuten wegen Salz und Eisen Geschäftsverbindungen hatte. Bereits 1391 ist ein Regensburger Eisenschiff im Runtingerbuch belegt. Außerdem stand den Ulmer Bürgern die Produktion des Brenz- und Kochergebietes zur Verfügung. Da diese Stadt nun hauptsächlich die oberschwäbische Hochebene und die Bodenseenumgebung mit Eisenprodukten belieferte, so etwa Biberach, Saulgau, Laupheim, Isny und Kempten, während die Dießener im gleichen Raum Käufer in Memmingen, Kaufbeuren und Augsburg sitzen hatten, konnte eine – für sie bestimmt letztlich vernichtende – Konkurrenzsituation nur dann nicht entstehen, wenn auch in Dießen zumeist Oberpfälzer Eisen verschmiedet wurde. Überdies erfüllten die Dießener Hammerschmiede weitgehend Spezialaufträge.

Obgleich das nähere Ingolstadt bereits seit 1402 über ein Niederlagsrecht für Eisen, Salz und Wein verfügte, möchte der Übernahmeort für Rohmaterial eher in Kelheim vermutet werden. Lag doch dort der Sammelpunkt jener Hämmer an der Altmühl, die auch Deichelbezugsquellen waren²⁰⁵. Außerdem dürfte sich der rein rechnerisch ermittelte Eisenerzbezug von 1,6 Pfund Bergfuder durch den verstärkten Einsatz des beliebteren und wesentlich günstiger zu verwertenden Deichels nicht unwesentlich abgemindert haben.

Für eine Erzbeflieferung aus dem Ausland spricht ebenfalls ein Satz im ersten Beschwerdebrief der Dießener Kugelschmiede gegen die 1576 verhängte Ausfuhrsperrung. Mit ihm wollten sie bekanntlich wieder die freie Ausfuhr ihres Eisens erwirken, das sie „im Land“ nicht verkaufen konnten *und sy hergegen zu Machung des Eysens die Noturfft Zeug und ander Wahn hereinbringen mögen*.

Dennoch bleibt eine letzte Frage offen. Warum hatten sich in Dießen überhaupt Schmiede niedergelassen, wenn es dort keinerlei Eisenerz gab? Hier könnten Untersuchungen über Trichtergrubenfelder weiterhelfen, die schon seit längerem als bevorzugte Schürflätze für Eisenerz gelten. Solch eine Ansammlung wurde 1960 auch im Westerholz entdeckt²⁰⁷, einem Walddistrikt des staatlichen Forstamtes Landsberg. Trichtergruben sind im Alpenvorland weit verbreitet und kommen in zahlreichen Landkreisen Südbayerns vor. Allein 23 Gruppen mit zusammen 9000 Gruben konnten beiderseits des Lechs festgestellt und aufgenommen werden. Die größte Ansammlung ihrer Art ist der Bereich auf dem Dachsberg, 10 km westlich von Augsburg. Dabei wird ganz allgemein eine Höhenlage von 500 m nirgends unterschritten. Das dort gewonnene Material war Brauneisenerz. Grabungen am Dachsberg zeigten, daß dort in einem Kubikmeter unberührtem Sand im Mittel 25 bis 30 Kilogramm Erz

in Form verschieden großer Geoden²⁰⁸ liegen.

Auch wenn sich heute nicht mehr ausmachen läßt, ob es zwischen Ammersee und Windach, also im Gebiet des ehemals herzoglichen Dießer Forstes solche Vorkommen gab, so scheint doch eine Textstelle der ältesten, sicher vor 1461 einzureihenden Forstordnung dafür zu sprechen. Heißt es doch dort unter anderem: *Item es sind auch etlich, die Kol prennen in dem Wald vnd den Syntter zerlassen, geit yeder 1 Zenntner Eyssens*. Namentlich der hohe Eisenzins dürfte für ein ehemals nicht unbeträchtliches Erzvorkommen im oder nahe dem hier untersuchten Raum sprechen. Wobei die Verwendung des Wortes „Syntter“, Schlacke, freilich auch anzeigen könnte, daß die Überreste einstiger Erzgewinnung ebenfalls mit verwendet wurden.

Da nirgends Angaben hierzu auffindbar sind, weist die zitierte Textstelle offenbar in eine Zeit, bevor die Wittelsbacher das Gebiet vom erloschenen Geschlecht der Herzöge von Andechs/Meranien 1248 übernahmen, die sich bis 1068 Grafen von Dießen genannt hatten. Anders wäre eine solche Einnahmequelle bestimmt in den altbayerischen Herzogurbarbaren erschienen.

1.4 Eisensorten, Maße und Preise

Außer Kriegsgerät und hier insbesondere Geschützkugeln, aber auch Hellebarden, waren die meisten Dießener Eisenerzlieferungen für „der Stadt (München) Wagenfahrt“ bestimmt, vielfach wohl als Radeisen (auf die Räder), oder in der Stadt Haus auf Vorrat²¹¹. Daneben gab es aber auch Sonderanfertigungen, vor allem schwere Schaufelzapfen für Mühlen und Hämmer, die zwischen 143 und 158 Pfund wogen, „große“ Eisennägel zum Brückenbau oder eine gewichtige eiserne Stange für die Poliermühle. Dießener Eisen benötigte man aber ebenso für den großen Kessel auf die neue Bleiche, für große Eisenreifen in die Kellerei und zu Stangen auf das städtische Tanzhaus. Auffällig ist das sehr unterschiedliche (Durchschnitts-) Gewicht der aus Dießen angelieferten Sortimente. So wogen etwa die „Eisenstangen“²¹² zwischen 23 und 36 Pfund, wobei sie in den 1560er Jahren nur noch zwischen 23 und 26 Pfund schwer waren. Stäbe oder eiserne Flammen²¹⁴ schwankten zwischen 21½ und 35 Pfund. Die Angaben über Dießener Schieneisen (oder eiserne Stangen!) bewegen sich von 30 bis 33 Pfund und 1563 sind für 10 Wagenschienen, die wohl mit Radschienen gleichzusetzen waren, 168 Pfund als Gewicht vorgetragen.

Auch bei nicht als Dießener Eisen gekennzeichneten Einkäufen lag das Gewicht der 62 erworbenen Flammen Eisen zwischen 26½ und 35 Pfund und dies während der nur drei dafür erfaßbaren Jahre²¹⁸.

Wohl wegen solcher Unterschiede, die vielfach auch herkunftbedingt sein konnten²¹⁹, erfolgte der Ankauf grundsätzlich nach Gewicht, wobei zumindest zwischen 1459 und 1477 ein Bü-

schel Eisen etwa (knapp) 1½ Münchner Zentnern entsprach. Wie die erfaßbaren Dießener Zentnerpreise ab 1396 lauteten und welchen Betrag man damals seit 1488 je Büschel Eisen entrichten mußte, zeigt die Abbildung 3. Insbesondere die kriegsbedingte, zwischen 1503 und 1508 eingetretene Preiserhöhung läßt sich daraus gut entnehmen. Wie überhaupt der Endpreis stets auch eine Frage der Marktverhältnisse (Angebot und Nachfrage) war. Interessant ist, daß fast nie zusätzliche Fuhrlohne und auch nur äußerst selten, etwa bei Sonderanfertigungen, Trinkgelder auftauchen. Die Preise verstanden sich also frei Verkaufsstelle. Übrigens wurde 1576 in München derselbe Pfundpreis von 8 Pfennig erzielt, wie man ihn von den Landsbergern damals hatte ebenfalls haben wollen, und dies bei etwa der doppelten Frachtdistanz dorthin.

Abschließend hierzu nur noch die Entwicklung des Dießener Eisenpreises je Pfund. Dabei werden lediglich die Jahre aufgeführt, ab denen (nach der Aktenlage!) der jeweils neue Preis galt. Die Abfolge lautet: 2 Pfennig (1396), 5 Heller (1450), 3 Pfennig (1470), 3½ Pfennig (1514), 4 und 4½ Pfennig (1531), 5 Pfennig (1540), 5½ Pfennig (1549), 6 Pfennig (1553), 7 Pfennig (1563) und 8 Pfennig (1576), alles in Münchner Währung.

2. Der Kohlholzbedarf und seine Auswirkungen

Eisenerzeugung und das dafür benötigte Brennmaterial bedingen einander. Die ausreichende und ungestörte Versorgung mit Holzkohle war daher im betrachteten Zeitraum von größter Bedeutung. Vielleicht gab sie sogar den Ausschlag dafür, daß sich in Dießen ein Schmiedezentrum entwickelte. Seine Haupterzbasis lag zwar entfernt, jedoch befand sich das Holz direkt vor der eigenen Haustür und dies sogar in scheinbarem Überfluß.

2.1 Die Wälder um Dießen

Zum besseren Verständnis, und weil die Ereignisse zeitweilig gleichgerichtet verliefen, müssen die beiden, damals verschiedenen Grundherren gehörenden Waldkomplexe getrennt voneinander betrachtet werden.

2.1.1 Der Dießer Forst

Nordwestlich des Marktes lag der (alte) Dießer Forst, von dem heute noch rd. 1200 ha²²⁰ in Staatsbesitz stehen. Seine damalige Größe dürfte wegen der erst 1568 einigermaßen abgestellten, etwa zwei Jahrzehnte währenden Rodungstätigkeit²²² im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts noch annähernd 2000 ha umfaßt haben und er war bereits 1568 *ain gemain und zertailt Ding*. Seine erste urkundliche Erwähnung als Bannforst erfolgte 1393²²⁴. Nach Ausweis der Holzbezüge von Forstberechtigten und Beschreibungen von Waldberitten, dürfte er gegen Ende des 16.

Jahrhunderts aus folgenden Baumarten (nach der Häufigkeit geordnet!) bestanden haben: Fichte, Rotbuche, Weißtanne, Stieleiche, Kiefer und Roterle.

Eine 1587 für die Kommission gefertigte Aufstellung zeigt, daß aus diesem Forst allein an Brennholz jährlich 5506 Klafter, also über 12 100 Festmeter²²⁷ benötigt wurden. Während der Bedarf für die herzoglichen Eigenleute keine 300 Festmeter betrug, bezogen allein Dießener Klosteruntertanen rd. 7420 Festmeter²²⁸ aus dieser Menge.

Sämtliche Kommissionen, die meist nach Beschwerdeschreiben der Pröbste²²⁹ 1568, 1576 und 1587 den Dießer Wald beritten und vornehmlich zur Verbesserung seiner Verfassung beitragen sollten, waren ebenfalls im Dießer Forst tätig.

2.1.2 Der Dießer Wald

Er war der größte geschlossene Waldbesitz des Augustiner-Chorherrnstiftes Dießen und lag südwestlich des Marktes. Noch heute befinden sich dort knapp 2000 ha²³⁰ im Staatsbesitz. 1587 dürften es kaum viel mehr gewesen sein. Seine Hauptbaumarten waren damals Rotbuche, Fichte, Weißtanne und Roterle. Erhebliche Teile, namentlich im Südwesten, sind auch heute noch Moorlagen. Aus diesem Bereich wurden 1575 ohne das Quantum für die Schmiede 2086 Klafter, also rd. 5000 Festmeter entnommen, darunter 1200 Klafter (jährlich!) Eigenbedarf, u. a. für das Gotteshaus selbst, seinen Ziegelstadel und seinen Kalkofen. Zu diesem Betrag kam dann noch das jährliche Schmiedholz, das vor 1572 bei 2000, bis 1586 dann für gewöhnlich bei 3000 Klafter und darüber, also um die 6000 Festmeter lag.

2.2 Die Holzernte im Dießer Wald

Wenn auch an der Grenze der Leistungsfähigkeit, so wäre diese jährliche Menge bei entsprechender Obsorge vielleicht noch verkraftbar gewesen. Jedoch hatte die Landbevölkerung neben dem Brennholzbezug, der z. B. in der Forstordnung von 1568 und bei der erstmaligen Rechtsfixierung im Dießer Forst vom gleichen Jahr für jeden Bauern in 16, Huber 8, Lechner oder Söldner 4 und einen Mieter in 2 Klaftern bestand, noch Anspruch auf Bau- (Zimmer-), Zaun- und Lichtholz gegen eine sehr billige „Stammiete“. Darüber hinaus konnte das Stift auch Verkäufe an Auswärtige tätigen. So finden sich etwa in der Klosterrechnung von 1496 710 Stämme, 298 Langbäume, 7 Schneidbäume und 2 Windwürfe. Und zu all diesen Belastungen kam noch der unbegrenzte, alljährlich erfolgende Eintrieb des Weideviehs.

Schon die Kommission von 1568 stellte fest, daß unter den Vorgängern des jetzigen Probstes²³⁶ in des Klosters Gehölzen ein merklicher Schaden durch Holzabgabe und Rodung²³⁷ entstanden sei, auch nichts weiter gehegt wurde, sondern durch Viehfraß und -trieb der Anflug verderb²³⁸. Darum hät-

ten die Eisenschmiede in wenigen Jahren den höchsten Schaden bewirkt und über 1000 Tagwerk zu ihrem Eisenwerk abgeräumt.

Im Kommissionsbericht aus dem Jahr 1576 liest man es dann noch genauer und deutlicher. Man hatte festgestellt, daß dieser Besitz ein ansehnlicher, weiter *Thener Waldt* gewesen, welcher durch die Eisen- und Kugelschmiede allbereits mehr als zur Hälfte abgehauen worden war. Sie hatten zudem alles und jedes Holz, großes und allerkleinstes abgeschwendet, selbst so junges, daß kaum 40 Hölzel eine Waldklafter hielten. Auch außerhalb der Zeitvorgaben, wo es und was ihnen gefällig gewesen, niedergeschlagen und dadurch viele und ganz *plosse* (holzleere) Schläge gemacht. Woraus folge, daß es sich in diesen Schlägen nicht mehr besamen werde und viele Jahre lang dort nichts heranzuziehen wäre, wie der Augenschein in den vor und seit 24 Jahren gemachten Schlägen beweise, da man nur gar Schlechtes wieder gewachsen vorfindet. Darunter auch zumeist nur Erlen oder Birklein und dazwischen etliche *Thennele herfür zeschiessen anfachen*, dann jedoch durch das Vieh verderbt werden, sobald ihnen die Gipfel abgefressen. Weshalb an diesen Orten kein wohl erwachsener Wald zu erwarten sei. Die Schmiede hätten auch selbst eingestanden, daß in diesen Waldteilen große Unordnung gebraucht wurde, jeder habe nach seinem Willen und Gefallen dort gehackt. Wie denn einer mit 40 Klaftern grünem Holz nicht soviel habe aussrichten *vnnnd Khol abgeben* (gewinnen) können, als sonst mit 20 Klaftern Dürholz.

Auch Probst Johannes IV., der schon bald nach der Amtsübernahme im Februar 1575 anzeigte, daß die Wälder des Gotteshauses durch die Rennschmiede *vast abgeödiget und erschwendt* worden und deshalb eine Kommission und nachfolgend Abhilfe erbat, stellte dazu 1579 fest, die Schmiede hätten geschlagen, was sie gewollt, sowie (als Menge nur) angesagt, was sie gelüstete, und die Holzwarde haben ihnen dabei durch die Finger gesehen. Es wäre kein recht stark nachgewachsenes und vollkommenes Holz mehr in des Gotteshauses Wäldern vorhanden, sondern bloß lauter junges, wovon einer 6 oder 7 Stämme und mehr zu einer Klafter brauche. Alles in allem, es gibt keine Wiesbäume, Leiter-, Geschir- oder Gewandstangen mehr, es mußte alles verkohlt werden, da war kein Verschonen. Wie bald sei ein solcher junger Wald abgekohlt. Überdies wolle das Holz nicht mehr wie früher dort wachsen, was etliche Schläge zeigten, die man vor vielen Jahren hinterließ.

An anderer Stelle, im Entwurf einer neuen Ordnung, die wohl vom gleichen Jahr stammte, wird den Schmieden dann aufgetragen, kein schönes Holz mehr zum Verkohlen umzuhauen, das Schnitt-, Schindel- oder Zimmerholz ergebe, auch weder grünes anzufahren noch zu verbrennen. Daß sie künftig ebenfalls *das Dax und alt glegen Holz, auch die Prügl, Est und Güpflholz vleissig aufräum vnd aufhackh vnd nit wie vormal beschehen also erfaulen*

vnd ligen lassen. Schließlich sollten die Stöcke (entsprechend der Forstordnung von 1569) nicht über einen Schuh²³⁹ hoch sein.

Am 18. September 1587 beritt dann erneut eine Kommission den Wald. Vom Kloster aus ging es zunächst auf den *Halsperg*, wo sich die erste Kohlgrube in des Prälaten Holz befand, die Georg Schwarz gehörte. Danach *an die Tann* hinter dem Anger, dort war dessen zweite Grube. An sie schloß sich die dritte Kohlgrube an, Georg Schwarz und Hieronymus Zanger (dem Sensenschmied) zu eigen. Die vierte, *Plinger-rain* genannte Grube besaß Martin Zanger.

Weiter ging es zu des *Püchlers Prindl*, wo Martin Zanger, Moyses Sedlmayr, Thomas Steger und Hans Gastl geschlagen haben. Von dort aus ritt man zum *Wolfspüchel vnd Wolfstein*. Beide Orte waren schon fast holzfrei. Auf dem Wolfstein wirkten vor allem Martin Zanger und Balthasar Kazmair von Dießen, sowie Hans Zanger, der nahebei eine Grube hatte, und Utz Zanger. Jeder verfügte über seine eigene Grube.

Am nächsten, *der Püchel* genannten Ort gewannen Veit, Hans und Martin die Zanger ihr Holz. Hernach *auf dem Michelspach* waren die Kohlgruben von Veit Zanger und Wolf Saller. Von dort aus, an einer Stelle, die *das Loch* hieß, schlug Veit Zanger. Vom Loch ging es weiter zum *Stibl*. Hier lagen die Gruben von Georg Rauch und Hieronymus Zanger.

Schließlich stieß man auf des Zangers Wald²⁴⁵, wo sich Balthasar Zangers und Mang Vischers Gruben befanden. Danach gelangte die Kommission auf das Moos zu den Gruben von Balthasar Lautescher sowie Thomas Steger und erreichte dann wieder den *Michelspach*, wo Balthasar Kazmair, Utz Zanger und Moyses Sedlmayr jeweils zwei Gruben besaßen. Zuletzt kam man noch zum Wald des Hans Zanger. Dort lagen die Gruben von ihm, Veit Zanger und Wolf Saller.

Unter dem 28. September erging dann *in Causa Herzogischen Diessner Forst und des Closters zue Diessen Gehültz betreffend* der Bericht an den Herzog. Zum Zustand des Klosterwaldes wird festgestellt: Diese Eisenschmiede haben dort eine weite, viele hundert Tagwerk (große Waldfläche) *alls auf den Poden, jungs vnnnd alts, allerlay Gehültz nach ein ander hin abgemaist*²⁴⁷ und zum Verkohlen hinweggehauen, was einem Drittel des Gesamtbesitzes entsprechen würde. Alles andere ist gar jung, zumeist mit Fichte bewachsen und Tannenstangen und zuweilen auch Buchenbestand, sowie so dick (= dicht) erwachsen und aufgeschossen, daß man darin nicht wohl gehen, geschweige denn reiten kann. Zu einer einzigen Klafter würde man hier 20 und mehr Stämme gebrauchen.

Ein gleich schlechtes, jedoch überwiegend auf die Einwirkung der Forstrechter zurückzuführendes Bild bot der Dießer Forst des Herzogs. Ihn hatte die Kommission so erschlagen und abgeschwendet gefunden, daß künftig unmöglich weiter *ein solche Anzall Holtz*

als an jezt jährlich abzugeben im Gebrauch hierfür an (ohne) ganze Abödigung deß Vorst gereicht werden könne. Denn der Boden sei an vielen und weiten Orten mösig, sumpffig vnd saur, so zu Erziglung schönes Gehülzt nit artig und tauglich.

2.3 Das Holz als lebensnotwendiger Rohstoff

Holz war damals einfach unersetzlich. Als Baustoff benötigte man es vornehmlich in Rundholzform für Häuser, Brücken, Uferschutz und militärische Befestigungen. Ebenso verwendete man es bearbeitet, etwa behauen, halbiert oder mehrfach aufgetrennt als Bretter, Riegel, Latten und Schindeln.

Als Werkstoff tritt uns Holz weniger in runder Form entgegen, obwohl es auch hierfür genügend Beispiele gibt. Zu nennen wären Keilhölzer, Knüppel, Prügel, Stangen, Leiterhölzer, Wasserrohren, Dachrinnen und Stöcke. Den größten Umschlag hatten dabei bestimmte Zünfte, so die Drechsler, Schäffler, Kistler (Schreiner) und Wagner. Andere Handwerker wie die Schmiede und Schlosser kamen nicht ohne Holzkohle aus und auch der Kien-span als Lichtholz besaß erhebliche Bedeutung.

Als nahezu alleiniger Brennstoff war Holz schließlich nicht nur für den Gewerbebrand der Bäcker, Bader und anderer Berufsgruppen sowie die Köhlerei unentbehrlich, sondern darüber hinaus zur Kalk- und Ziegelherstellung. Welche Ausmaße dabei allein der Hausbedarf einnahm, zeigen die Zahlen des Dießener Bereiches. Dort empfing jeder (Voll-) Bauer aus dem Herzogsforst gemäß den Bestimmungen der Forstordnung ab 1569 16 Klafter (35 Festmeter), wobei als Holzarten je nach Ortschaft und Besitzgröße Fichten, Erlen, auch (alte) Eichen und kleines Lohholz erwähnt sind. Aber selbst jede Hofstätte des Marktes erhielt im Schnitt(!) 7 Klafter (15 Festmeter), *lauter Danholtz*, und jedes Anwesen im Dorf St. Georgen, wo zumeist Bedienstete des Klosters wie Maurer, Zimmerleute, Jäger, Köche, Fuhrknechte und Ziegler wohnten, um die 5 Klafter (11 Festmeter), *lauter Veichtenholtz*.

Das Kloster schließlich gab aus seinem Wald jedem (Voll-) Bauern sogar 30 Klafter (66 Festmeter), dem Bader sowie dem Klosterwirt je 40 Klafter (88 Festmeter), und jeder Feuerstätte in der Ortschaft Wengen im Schnitt um die 10 Klafter (22 Festmeter). Für den eigenen Bedarf nebst Ziegelstadel und Kalkofen verbrauchte es jährlich 1200 Klafter (2640 Festmeter).

(. . .)

2.4 Ein Rechenbeispiel

Es soll hier vornehmlich an Hand der jährlich den Wäldern entnommenen Brennholzmengen überprüft werden, ob diese überhaupt je nachhaltig, d. h. auf die Dauer gesehen ohne Absenkung des Zuwachses und deshalb waldun-schädlich beziehbar waren. Wenn eine

solche Herleitung auch nur Weisergrößen liefert, so erlaubt sie doch eine recht zuverlässige Einschätzung von Entwicklungsrichtungen.

Die beiden großen Waldgebiete, der ehemalige Dießener Klosterwald und heutige Staatsforst Bayerdießen sowie der Dießener Forst bei Riederau, liegen im Jungmoränengebiet des Ammerseebeckens²⁵⁸.

Typisch für sie ist damit das unruhige Relief, ein Kennzeichen aller „jungen“ Landschaften. Ihr besonderer Reiz ergibt sich namentlich aus dem häufigen und kleinflächigen Wechsel von Kuppen und Tälern, Erhebungen und Senken. Erst die Gletscher der Würmeiszeit brachten aus den Kalkalpen das nährstoffreiche Material heraus, weshalb diese Böden leistungsfähig und ertragreich sind.

Abgesehen von zwei schmalen, die Waldungen von Südwest nach Nordost durchziehenden Wallmoränen, bestimmt die Grundmoräne das Aussehen der Oberfläche. Deshalb prägen das Erscheinungsbild mehr oder weniger ausgedehnte sowie nahezu ebene oder nur schwach geneigte Hochflächen, die allerdings von tief eingeschnittenen und zum Ammersee hin entwässernden Gräben und Tälern gegliedert werden. Den Unterbau dieser glazial geformten Landschaft bildet die Obere Süßwassermolasse.

Das vielgestaltige Kleinrelief, die zum Wasserstau neigende Grundmoränenbeschaffenheit und der wegen Alpennähe erhöhte Niederschlag haben die Moorbildung stark gefördert. In beiden Waldgebieten befinden sich auch heute noch zahlreiche Versumpfungsmoore.

Die 533 bis 650 m hoch gelegene Waldlandschaft ist zwar vom feuchtkühlen Alpenvorlandklima geprägt, der kontinentale Einfluß bleibt jedoch durch die während des Jahres großen Schwankungen der Lufttemperatur und das deutliche Überwiegen der sommerlichen Niederschläge bemerkbar.

Von seiner natürlichen Waldzusammensetzung her gehört dieser Landschaftsausschnitt zum submontanen bzw. montanen Tannen-/Buchenwald mit Fichte und etwas Edellaubholz. Die Zunahme von Wärme und Trockenheit in Ammerseennähe begünstigen dort die Stieleiche.

Heute besteht der Kloster Dießener Wald aus 60% Fichte (Weißtanne), 20% Rotbuche, 10% Roterle sowie 10% Stieleiche und Edellaubhölzern wie Linde, Esche, Bergahorn. Für den herzoglichen Dießer Forst lautet das Baumartenspektrum 55% Fichte (Weißtanne), 10% Kiefer, 25% Rotbuche und 10% Stieleiche nebst Edellaubholz.

2.4.1 Der Dießer Wald

Vom damaligen Besitzstand ausgehend, werden als Gesamtfläche 2100 ha unterstellt, wobei nur etwa 1830 ha nutzbaren (Wirtschafts-) Wald trugen. Hiervon ist noch das Bannholz Schorn mit rd. 70 ha in Abzug zu bringen, da es nicht der allgemeinen Holzversorgung

diente. Für die Herleitung bleiben somit 1760 ha Fläche übrig.

Bei einem Holzartenanteil²⁵⁹ von 40% Rotbuche (Ertragsklasse²⁶⁰ 2,5), 30% Fichte (2,0), 20% Weißtanne (2,0) sowie 10% Roterle (1,0) und Vollbestockung beträgt der durchschnittliche Jahreszuwachs²⁶¹ pro 100 ha Waldfläche 600 Festmeter²⁶². Für die Gesamtfläche von 1760 ha ergibt dies 10560 Festmeter.

Es wird nun vorausgesetzt, daß der gesamte²⁶³ ursprüngliche Waldbestand bis zum Jahr 1400 zweimal genutzt worden war, was im Verein mit dem seit eh und je dort üblichen Weidebetrieb zu einer nur geringfügigen Absenkung des Bestockungsgrades²⁶⁴ auf 0,9 (90%) geführt haben soll. Bis 1500 wird seine nochmalige Verminderung auf nunmehr 0,8 (80%) eingeschätzt und während der nächsten 50 Jahre eine erneute Verringerung auf 0,7 (70%). Damit wäre der jährliche Zuwachs auf 1760 ha Fläche noch rd. 7400 Festmeter gewesen, welche Menge die Ausgangsgröße für den später gebrachten Vergleich bilden soll.

Im Zeitraum von 1551 bis 1570 benötigten die Schmiede jährlich rd. 2000 Klafter zur Holzkohleerzeugung und weitere 2086 Klafter dienten der Dekkung des klösterlichen Eigenbedarfes und dem Brennholzbezug seiner verschiedenen Grundholden. Insgesamt sind dies 4086 Klafter oder rd. 9000 Festmeter. Zwischen 1571 und 1587 erhöhten sich die Anforderungen der Schmiede auf jährlich 3000 Klafter, bei gleichbleibenden 2086 Klaftern an sonstigen Abgaben, was insgesamt rd. 11000 Festmetern entspricht. Stellt man nun für die Zeitspanne 1551 bis 1587 Bedarf und Vorrat einander gegenüber, so beträgt das Soll in diesen 37 Jahren rd. 367000 Festmeter, das Haben (Ist) jedoch bloß rd. 274000 Festmeter, also um ein Viertel weniger. Hierbei ist aber noch überhaupt nicht die Nutz- und Werkholzabgabe berücksichtigt, die nach den Zahlen von 1496²⁶⁶ zu urteilen gewiß mit mindestens weiteren 1000 Festmetern jährlich zu Buch schlug.

Selbst bei Vollbestockung, die aber schon aus Gründen der Weidebelastung und wegen der allein auf Naturverjüngung angewiesenen Wiederbesamung²⁶⁷ völlig unmöglich war, hätten dort in dieser Zeit höchstens 390000 Festmeter zuwachsen können. Sie müßten dann allerdings mit dem insgesamt zu befriedigenden Holzbedarfsminimum von 404000 Festmetern verglichen werden.

Die wenigen Zahlen beweisen also vollauf, daß der riesige Kohlholzbedarf der Schmiede schwerste, mit hohen Zuwachsverlusten und teilweisem Baumartenwechsel (Erle und Birke im Vordringen) verbundene Waldverwüstung bedingte. Dies um so mehr, als bei seiner Gewinnung roh und verschwenderisch mit den Holzvorräten umgegangen wurde. Die rd. 4600 Festmeter Brennholz nebst weiteren 1000 Festmetern an Nutzholz für den Eigenbedarf, die Grundholden und zum Verkauf hätte der Wald dagegen unbeschadet und auf Dauer von den Mengenanforderungen her liefern können. (. . .)

2.5 Zur besseren Walderhaltung

Was aber unternahmen die Kommissionen und die Stiftspröbste, um den Waldzustand, namentlich im Klosterbesitz, wieder zu heben?

2.5.1 Der Wald leidet

Bereits 1536 muß der soeben neu erwählte Probst Johannes III. Dietmair den schlechten Waldzustand wahrgenommen und in München gemeldet haben. Dies vor allem auch, weil der Klosterbesitz schon zur damaligen Zeit einer strengen Aufsicht unterlag, nicht zuletzt wegen der in vielen geistlichen Gemeinschaften herrschenden Zügellosigkeit.

Seine Abhängigkeit läßt etwas später die Bayerische Forstordnung von 1568 in zwei Artikeln²⁷⁹ erkennen, die überschrieben sind: „Von der Klöster- und Kirchengüter Gehölz“ und „Daß bei der Prälaten Gehölz gute nützliche Ordnung vorgenommen und erhalten, auch in dieser Ordnung gelebt werden solle.“ Als Begründung dazu heißt es u. a. *in massen Wir dann auff solche Gehülzt nit weniger als auff die Vnnsern guete Achtung zu geben.*

Um 1555, aber bestimmt vor 1558, zeigte dann der Kaplan Johann Förg die Ursachen auf, warum unser Gotteshaus und Kloster . . . *inn ain solichen Abfall geistlicher und zeitlicher Sachen oder Gütter halb kommen ist.* Unter Punkt 8 heißt es da: *Item ehr (der Probst) hat ainen Holtzhay gehabt mit Namen Leonhart Holtzwardt, der auch sein Vötter gewesen, zu Sant Jorgen nachet am Closter und bey ainem Jar gestorben, der ist so arm gewesen, das man ihm nit umb ein Metzen Korn het drawt, ist ihn wenig Jaren so reich ihn des Gotzhauß Hölzern worden, das er dem Prelat Gelt hat glichen, alle Menschen sagen, ehs sey yber 100 Gulden. Item zu Raising hat er ain Holtzwardt, aber nit Schweger und Freundt, darob ich auch nit hab hören klagen wie unzimblich sy im Holtz umbehen.*

Es ist hieraus als ein weiterer Übelstand zu erkennen, daß man gerade bei Vetterleswirtschaft den Bock bevorzugt zum Gärtner machte. Ein solcher „Heger“ überwachte dann die Holzabgabe nicht etwa nach Menge, Hiebort und Art der Bereitstellung, sondern machte selbst Geschäfte auf Kosten der Wälder. Unter dem nächsten Probst Bernhard Freymayr scheint sich alles noch weiter verschlimmert zu haben, denn er wurde 1567 abgesetzt.

Erst sein zunächst nur als Administrator bestimmter Nachfolger Ulrich II. Trieg erreichte schließlich²⁸⁵ eine erste Besichtigung des Klosterwaldes durch die an sich nur im Dießener Forst tätige Kommission. Ihre geradezu vernichtenden Feststellungen sind bereits kurz geschildert worden²⁸⁴. Welche Maßnahmen zur Verbesserung der Waldverhältnisse getroffen wurden, blieb bislang weitgehend verborgen, jedoch erhielten die Schmiede 1569 eine neue Ordnung und jeder von ihnen seine Holzmenge²⁸⁵. Bereits 1573 resignierte dieser

Probst und sein bis 1589 regierender Nachfolger Johannes IV. Reißmair wurde dann 1575 mit Macht tätig.

Am 5. Februar erörterten die Hofkammerräte auf ihrer Vormittagssitzung seinen Brandbrief. In ihm stand, daß *durch die Rennschmitten im Markht daselbs und dem Dorf (Wengen) des Gozhauß Gehülz und Wälde vast abgeödiget und erschwendt werden.* Er bat auf Mittel und Wege zu sinnen, wie man entweder solche Schmieden teilweise abschaffen könne oder ob man sie künftig nur noch mit einer bemessenen Anzahl Holz²⁸⁸ beliefern solle. Gleichzeitig beantragte er, ihm eine Kommission nach Dießen zu schicken. Unter dem 3. Juli 1576 mahnte der Probst die bereits für das Frühjahr zugesagte Bereitung an, *von wegen des Gottshauß Gehülz, so durch die Hamerschmidten . . . gantz erödt vnnd abgeschwendt.* Die Kommissionsmitglieder sagten ihm allerdings nicht besonders zu, da er im Marktrichter von Dießen in Erhardt v. Perfall, dem „Förster“ über den Dießer Forst, und im Kastner von Landsberg nicht die erhoffte *stattliche Commission* aus fürstlichen Räten sah. Es dauerte dann bis zum 8. Juni 1576, ehe die Hofkammer den Auftrag nebst Anweisungen zur Durchführung erteilte.

Wegen Krankheit des Probstes verschob sich die Besichtigung nochmals auf den 25. August. Vorher jedoch und gleichzeitig mit der Behandlung der Kommissionsanmahnung hatte die Hofkammer am 8. Juni entschieden, daß ab sofort kein *Diesserisch Eisen nit mer über Lech oder ausser Lannd wie bisheer beschehen verkhaufft vnnd verfüert werden* solle. Hiervon wurden der Kastner von Landsberg, der Hochzoller von Friedberg und der Richter von Schongau mit dem Auftrag in Kenntnis gesetzt, dieses Verbot streng zu überwachen. Gleichzeitig erhielt der Probst die Anweisung, *das er solches den Schmiden mit Ernst vnndersage vnnd verpiete, das sy Ir Eisen verrer nit ausser Lannds verfüeren, mit der Betonung, da es hieryber beschehe, so wurde man gegen Inen gebürliche Straff fürnemen.*

Der Kommissionsbefund wurde bereits an anderer Stelle aufgezeigt²⁹³. Die Mitglieder verhandelten auch mit den Schmieden, die gegen eine Abschaffung der bisherigen 5 Essen (Feuer) waren, *darvon sich ob der hundert Personen, maisstenthails arme Gesellen erhielten, welche sonst alle mit Weib vnnd Khindt von dannen ziehen müessten.* Sie erklärten sich aber bereit, künftig nicht nur einen, sondern drei Monate lang alle Arbeiten in den Schmieden ruhen zu lassen. Für die restliche Zeit jedoch *begertten sy die Notturfft one ein bestimbte Anzall.*

Das Gutachten der Kommission lautete schließlich dahingehend, daß zu jedem Feuer künftig nur noch 400 Klafter Holz gegeben werden sollten, die jedesmal von den Holzhayen oder Forstknechten ausgezeichnet werden müßten. Sie hätten dann diese insgesamt 2000 Klafter *zu gelegner guetter Zeit*²⁹⁴ schlaugen zu lassen, wobei *das Jüngste vnnd gleichesfalls etliches Grosses zu Be-*

schürmung des Jungen vor dem Windt vnnd In annder Weg, also auch zu einem Samen vom Hieb zu verschonen und die jeweilige Schlagfläche „einzu-machen“²⁹⁵ sei, damit in drei Jahren khain Viech dazue khundte.

Wer aber über die 400 Klafter je Feuer hinaus mehr schmieden wolle, dem bleibe es unbenommen, sich an anderen Orten um Holz zu bemühen. *Damit möchte das Gehülzt widerumben erzüget vnnd aufgebracht werden.* Zusammen mit der Ausfuhrsperrung und künftig guter Ordnung im Schmiedewerk würde sich der Waldzustand langsam von selbst verbessern²⁹⁶.

Die Eisenschmiede waren jedoch nicht damit einverstanden, denn sie wüßten dann *sich selb noch die bestellten Holtzhackher*²⁹⁷, *Kholprenner*²⁹⁸ *vnnd andere nit zu erhalten. Sonderlichen die, welche die Schmiden gelei-bet, vermain(t)en die Notturfft an Holtz vnabprüchig zehaben.*

Unter dem 27. Oktober reichten zunächst die Gebrüder Kugelschmiede ihre Beschwerde bei Hof ein. Ihnen folgten die Vertreter³⁰⁰ der übrigen Hämmer zum 1. März 1577. Beide Male ging es ihnen aber lediglich um die Ausfuhrsperrung. Die Hofkammer blieb zwar bei ihrer Haltung, doch wurde der Probst beauftragt, einen ausführlichen Bericht über seine Schmiede vorzulegen, da der inzwischen eingegangene Kommissionsbericht ersehen lasse, *dz durch die Renn- und Khuglschmid zu Diessen jätlich ein merckhliche Anzal Holz von dem Vorst, so zu dem Closter seiner Verwallung gehörig, verschwendt werde.* Am 27. August übersandte der Probst eine Ordnung *der Eysenschmid daselbs vnnd deren Holzschlags halben, wie es hinfüron mit denen, auf dz etlich Holz erspart werden mecht, zehalten were.* Neben ihrer Genehmigung erbat er sich auch Antwort auf sein schon früher eingebrachtes Schreiben.

Er erhielt daraufhin die Ermächtigung, bis zur endgültigen Entscheidung der Angelegenheit, *die man mit erster Glegenhait für Hand zunemmen gedennckhe*, wie beantragt zu verfahren und mit allem Nachdruck für die Einhaltung der Vorschriften zu sorgen.

Am 9. Oktober wurden die Eisenschmiede erneut vorstellig und baten nochmals um Aufhebung der Sperre. Dabei beriefen sie sich darauf, *dz in diesem Fall* (wegen des Holzschlages) *khain Irrsal mehr verhanden*, weil doch der Probst inzwischen eine Holzordnung „aufgerichtet“ habe, die auch von der „Fürstlichen Kammer“ genehmigt worden war. Trotzdem erfolgte wiederum eine Absage. Noch einmal, im August 1578, wallten die Gemüter auf, wobei es aber immer nur um die Freylassung ihres Eisens ging. Am 25. August errangen die Schmiede endlich einen Teilerfolg, da ihnen *in 500 Centen Ires gemachten Eisen* zur Ausfuhr bis Weihnachten bewilligt wurden.

Nun ließen sie nicht mehr locker und beantragen am 21. Februar 1579 die völlige Freigabe des Eisenhandels. Dabei stellten sie auch vor Augen, obwohl *Ire Widerwertige fürgeben mecht, dz von Irer Hämer wegen der Or-*

ten an Holz Mangl erscheinen soll, werde doch durch dieselben hierinn weit geirrt. Dann durch Herrn Brobsten zu Diessen albereit ein solliche Ordnung fürgenommen worden, dz sy ein Jar nur halb souil Eysen als hieuer schmiden. Auch sollich vnfruchtbar Holz an Orthen, da es anndere nit auspringen khönnen, zum Khollen abhauen . . .

Am 13. April erlangten die Schmiede die völlige Freigabe ihrer Eisenwarenausfuhr, allerdings mit Auflage verbunden und nur auf Widerruf. Über die Waldabschwendung und ihre Holzvergeudung findet sich im Sitzungsprotokoll kein Wort. Diese Seite der Angelegenheit wurde vielmehr in einem an den Probst gerichteten Schreiben gleichen Datums behandelt. Es hieß darin, Vnns gelangt glaubwürdig an, dz dz Eisenschmitten zu Diessen vnnd Wenngen anyez in vil einem merern Ganng vnd Wesen sej, dann es vor Jarn vnnd seiner angestellten Ordnung gwest, dadurch dann ein merckhliche Anzal Holz verschwendt vnnd die Vörsst vnd Gehülz dardurch gar abgeödiget werden. Weil dann solliches angereger seiner angestellten Ordnung gannz zewider, so beuelch man Ime, dz er dasselb alsbald abstell vnnd fürterhin mit merern Ernst als bisher beschehen ob vilberürter Ordnung hallte. Im Fal er es dann für ein Notturfft erachten würde, dz merermellte Ordnung zu Verschonung der Gehülz noch enger eingezogen werde, so solle er dasselbe also zu Wercke ziehen. Dieser unfreundliche Bescheid der Hofkammer war offensichtlich die Folge des von den Landsberger Eisenhändlern kurz zuvor abgegebenen Berichtes.

Wenige Tage später bestellte man Probst und (Kloster-)Richter nach München, zu früher Tageszeit, weil man der Chammer dishalber mit Ime weiter zu handnlen beuolhen. Es ging darum, den Wald widerumb zehaien, weshalb den beiden „auferladen“ wurde, das sy bedennckhen vnd in der Still ein Ordnung begreifen, wie die Verschwendung des Holz ab- vnd ein pessere Ordnung am Vorst anzustellen sein mechte.

Bis 1582 schweigen sich dann die Akten aus. Erst im Frühjahr dieses Jahres wird erneut deutlich, daß es um den Klosterwald noch immer nicht besser stand. Damals zeigte der Probst an, daß er wiederum eine neue Ordnung vorgenommen habe, weil bei den Schmidtn daselbs vnd zu Wenngen ein Zeit heer ein grosser Misuerstandt vnd Vnordnung eingerissen . . . Dardurch mechte seines Erachtens ain Abbruch beschehen vnd etlich Holz erspart werden . . . in Bedennckhung, dz in der Schmid Wald³¹⁴ der maist Thail jung vnerwachsen Holz, dessen man etlich Stäm zu ainer Claffter haben müeß, welches ein grosser Schad sej.

Letztlich aber gäbe es nach seiner Meinung kein besseres Mittel, als daß man von den Schmieden kein Eisen mehr außer Landes bringen lasse, denn dann wurde dz Schmidtwersch nit mehr so groß sein khönden.

Die Hofkammer ordnete daraufhin einen baldigen Bericht des Jägermei-

sters an, dessen Begutachtung jedoch nicht vorliegt. Die neue Ordnung scheint allerdings gutgeheißen worden zu sein.

2.5.2 Die Schmiedeordnung von 1583

Am Peter- und Paulstag 1583 verlesen, beginnt sie mit dem ersten Hinweis: *Nachdem nun biß daher bei den drej Schmidten zu Diessen, Wenngen vnd der Kuglschmidtn dermassen unpilliche Abschwendt- vnd Eredtung des jungen vnerwachsenen so wool als des andern kain Verschon gwest, alles niderwürgt, ob es schon nit Laytter- oder recht gwannndt Stangen geben, das zu erparmen, vnd dessen noch khain Aufhern, wie augenscheinlichen zuersehen.*

Diese neue Ordnung erließ der Grundherr „auf Versuchen“, ob mit ihr etwas erspart werde und unter Androhung „hoher Strafe“, sowie gültig für Leibgedinger und Freistifter.

Die erste Verfügung sah vor, daß alle Schmiede nur noch tagsüber arbeiten durften und nicht wie bisher rund um die Uhr. Der Beginn wurde auf 4 Uhr früh, das Ende auf 6 Uhr abends angesetzt, für den Samstag und sonstige Vorfesttage aber bereits um 4 Uhr. Obwohl nicht eigens angesprochen, waren die Sonn- und Feiertage künftig arbeitsfrei zu halten. Jeder mußte nunmehr seine Schmiedezeit nacheinander abarbeiten, ohne sich mit anderen abzuwechseln. Eine Ablösung nach Zeitablauf sollte nur noch um 4 Uhr nachmittags erfolgen, mit Verpflichtung zur Anzeige durch den Übergebenden.

Nachdem etlich Schmidt durch Außlenndig ausser Landts, auch etlich Paurn im Landtgericht verlegt³¹⁶, Sonndter (Sinter) zu rennen vnd Schmiden zu füern, alßdann dasselb gerennndt Eysen den Paurn in valschem Schein haimlich zustellen, als wann sy solches von Inen erkhaufft. Dieselben verfürn das berüertt Eysen allenthalber in Derffer vnd verkhauffens, das dem Fürsten am Zoll vnd Mauth, den anndren Schmiden, auch Stött vnd Märckhtn nachtaylig. Bej welchem solcher Betrug gemerckht, solle sein Schmidtenzeyth verwirckht haben.

Wer nichts zu schmieden habe, der möge dafür *ainem der des Hanndtwerchs, von seinen Eltern ain Schmidt vnd darumben glerneth, darzu im Marckht oderr Hofmarch haussessig, zu kauffen geben, vnd nit ainem yeden Burger oder Paurn, der nit des Hanndtwerchs.*

Allein mit Bewilligung des Prälaten durfte die Schmiedezeit weitergegeben werden, und nur unter der Bedingung, daß das Gotteshaus dafür *kain Holz noch Waldt* bereitstellte.

Während der Erntezeit war wie bisher 14 Tage vor und nach Jakobi zu feiern. Bei Arbeiten der Kugelschmiede für den (Münchner) Hof galten die alten Bestimmungen (nach Arbeiterledigung entsprechende Feierschichten) weiter.

Die Schmiedezeiten verlängerten sich nicht mehr durch (angebliches) Werkzeugmachen³¹⁷.

Den Schmieden, Holzhackern und Kohlebrennern sollte es bei Strafe verboten sein, *khain scheen Holz zum Verkholten umbzuhauen das Schnidt-, Zimer-, Schindtl- oder ander Werckhholz gibt, kein grünes Holz zu brennen noch anzufahren, dafür aber das Güpffl-, Prügl-, Esst- vnd glegen Holz mit Vlyß aufzuarbeiten und mit zu verwerten.*

Es soll khainer khain Dächs³¹⁸ annderst als an seinem Waldt gewünnen, darzu des alt vnd glegen Dächs darfor aufraumen.

Hammerstiele ohne „Vorwissen“ des Holzwartes zu „hauen“ war untersagt.

Keiner der Schmiede durfte dem andern Kohle oder Holz verkaufen noch Sinter, Holz oder Kohle leihen.

Allen Eisenschmieden blieb es sowohl in ihrem als anderen Wäldern verboten *ainich Zimmer-, Schneyd- oder Schindtlholz zu hackhen, vil weniger one Vorwissen zuuerfüern* noch anderen dies zu gestatten.

Entsprechend der fürstlichen Forstordnung betrug die (äußerste) Höhe der verbliebenen Stöcke einen Schuh.

Dieweyll die Schmidt zum Thayll außwerdtig Holzhackher gehabt, vmb 1 kr (Kreutzer) mer geben, dann preichig gwest, damit sy lengere Scheytter vnd gresser Claffter machen, soll hie mit abgeschafft vnd bej gegebenen Maß vnd Ruetten besteen, welche mit des Closters Marckh gemerckht . . .

Jeder Leibgedinger und Freistifter bekam jetzt ein Verzeichnis mit seiner Holzmenge.

Der augenscheinlichen Erfahrung nach, so halten sich der Schmidt Fuerleuth mit den Kolfuern und sonst andern ettwas zuwider beschwerlichen, erfahren den armen Vnderthannen vnd anndern Ire Äcker vnd Wißmadt. Wann sy darumben angedret, geben sy pese Wort zu Pfannndt . . . Diese Unsitte sollte abgeschafft und verboten sein.

Im 22. und letzten Artikel wird das Strafmaß bekanntgemacht, wobei die Schmiede künftig auch für ihre Knechte, Holzhacker und Kohlenbrenner einstehen mußten. Es lag immer noch bei 3 Pfund Pfennig³¹⁹, wovon der Prälat und das Handwerk je ein Pfund erhielten, während sich jetzt der (Kloster-) Richter und der Anzeigenerstatter den restlichen Betrag teilten.

Überblickt man diese Bestimmungen, so hätten sie bei voller Beachtung den Zustand des Klosterwaldes in absehbarer Zeit bestimmt verbessert. Aus den einzelnen Artikeln sind außerdem weitere Mißstände ersichtlich oder nun besser verständlich, so etwa das Ausmaß des Fürkaufs und der Waldeingriffe, die zwar kein Nutzholzsortiment vom Hieb verschonten, aber dann offenbar nur deren wertvollste Stammteile verkohlten, während man Gipfel, Prügel, Äste und liegendes (Dürr-) Holz als zu arbeitsaufwendig verschmähte. Dazu wurde das Kloster durch falsches Maß mit minderem Holzins betrogen, weshalb die tatsächlichen Entnahmemengen wohl noch beträchtlich höher lagen. Außerdem erfolgte die aus diesem Gebiet bestimmt nicht einfache Holzabfuhr vielfach rücksichtslos über land-

wirtschaftlich genutzte Flächen. Bereits am 21. Juli brachten die Schmiede ihre Bedenken vor, wobei sie sich vor allem gegen die Beschränkung der täglichen Arbeitszeit wandten und lieber an nur drei (24 Stunden-) Tagen je Woche 12 Mäßl rennen wollten.

2.5.3 Ein letzter Versuch

Am 22. Mai 1587 teilte die Hofkammer dem Probst mit, daß man aus seinem neuerlichen Bericht entnommen habe, die notwendige Holzversorgung sei dort, bedingt durch *fürganngne Vnordnung, sonnderlich des Renn- und Eisenschmidts ungebührlich Verhallten und seiner Vorfarn übel Zusehen* nicht mehr gewährleistet. Da eine bessere „Ordnung und Anstellung“ aber gleich *jezt als palden nit ins Werckh gericht werden khön*, die Eisenschmiede und andere Nutznießer jedoch mit der Holzarbeit wie bisher tätig werden möchten, so müsse der Prälat handeln. Namentlich bei den Schmieden wäre dafür zu sorgen, daß man ihnen *die Behülzung souil sich imer thun laß, abkhürz, einziehe und aufschieb, auch alles thue vnnnd hantdle, was zuersparrung des Holz vnd Erzüglung der Wäldt dienstlich sej* . . .

Am 19. August wurde die Kommission angeordnet und als deren Mitglied neben dem fürstlichen Rat Hans Schrenckh der damalige Kastner von Landsberg, Hans Khöppel, bestimmt. Anfangs September mahnte der Probst die Erledigung an, da die Eisenschmiede und andere Leute mit dem Holzhacken, wie üblich, ab Michaeli beginnen wollten.

Der Bericht des herzoglich Dießer Forstes fand dann am 16. September, die des Klostersgutes einen Tag später statt. Für den erstgenannten Wald, dessen Verfassung nicht besser als die im Stiftbesitz war, schlugen die Kommissare an Einsparungsmöglichkeiten vor, dem Markt Dießen nur noch 1000 Klafter anstatt der bisher 1868 zu bewilligen. Das Dorf St. Georgen mit 280 Klaftern Jahresanfall liege näher am Klosterwald, seine Bewohner stünden vor allem beim Stift in Diensten, und ihren Holzbezug müßte deshalb für etliche Jahre der Probst übernehmen. Andernfalls würde man die Holzmenge um den bei anderen Empfängern vorgesehenen Abbruch verringern. Das Badholz für das Kloster, alle Jahre 50 Klafter, sei auch aus dem Forst zu entfernen. Die übrigen Bauern und Bewohner, die ohne St. Georg zur Zeit insgesamt 3280 Klafter jährlich erhielten, sollten auf etliche Zeit um etwa ein Drittel verkürzt werden. Außerdem wünschte man, daß der Probst seine Grundholden aus dem Schorn, auf drei oder vier Jahre, mit mehreren hundert Klaftern Holz beliefe. Auch das Kloster Wessobrunn, dem im Einzugsbereich des Forstes *zue Schöffeltingen ain erwachsen Puechwaldt, so zu dem Closter nit gebraucht wirdet*, gehörte, wurde angehalten, seinen Untertanen in Hübschenried und Ummenhausen mit 48 Klaftern auf eini-

ge Jahre beizustehen. Gleichfalls das Kloster Bernried, das dort allerdings nur 4 Tagwerk Altholz besaß, wollte man einige Jahre lang zur Versorgung seiner in Holzhausen ansässigen Grundholden heranziehen, die jährlich 70 bis 80 Klafter aus dem herzoglichen Forst bekamen.

Schließlich gab es im dortigen Gebiet noch einen „die Schweingrueb“ genannten Wald, *so die Gemain zue Vnterfinigen für aigen anspricht, aber bisher nichts darumben fürlegen khönnen*. Ihre seitherigen 248 Klafter oder ein anderes Maß sollten sie künftig daraus beziehen, *da das Gemainholtz so groß vnnnd weitt*.

Außerdem wäre noch mit den Untertanen des früheren Kastners von Landsberg, Haidenbuecher, in Oberbeuern eine Regelung vorzunehmen wegen der von diesen alle Jahre bezogenen 40 Klaftern. Zwischen ihm und dem über den Forst gesetzten Förster bestand ein Streit wegen eines Holzes²²⁶, der jetzt beim fürstlichen Hofrat auf *Erkhanthnuß oder Entschidit steet*.

Auch im Dießener Wald war eine Neuregelung dringend. *Wie dann der Herr Brobst (Johannes IV., Reismair) die Jar here seiner Verwaltung mermals darumben angesuecht . . . Wie wol der Schadt schon geschehen vnnnd H. Brobst, sonnderlich seine Vorfarn, besser zum Sachen gethon haben sollen, wie dann die Vorstordnung²²⁸ guetts Maß fürscreibt, so wird doch deß, so noch verbliben ist, dess vleissiger aufzeheben sein vnnnd Herr Brobst die Ersparung des Prennholtz in vnnnd bei dem Closter, souil immer möglich, selbsten an die Hantdt nemen. Vnnnd dann den bemelten Vnderthonen ain ringer Anzal, wie vnvarlich bei dem hertzogischen Vorst beschehen möcht, auf etliche Jahr oder bis dem Gehültz wider ein wenig aufgeholffen wirdt, verordnen*.

An Einsparungsmöglichkeiten sah man mehrere vor. Zunächst sollten bei den Schmieden die Leibgedinger und Freistifter gleich behandelt werden und jede der fünf Feuer oder Essen jährlich bloß noch 400 Klafter verbrauchen²²⁹. *Vnnnd das man bessere Ordnung zu Waldt hielte, das Holtz durch den Brobst oder seinen Bevelchhaber ausgezeigt, rechte Maß mit den Clafftern gehalten, zu ordentlicher Zeit als von Invocavit biß Pfingsten²³¹, vnnnd dann von Michaelis biß Marthini²³² gehauen, des Daxen und Ness²³³ zu Nutz gebracht, die Schlögl laut der Vorstordnung gehait vnnnd deß jungen erwachsenden Holtz verschont würde*.

Die Holz- oder Kohlenbeschaffung in anderen Orten blieb ihnen unverwehrt, und bei Bedarf zu den fürstlichen Hofgebäuden oder für Kugeln sollten von Fall zu Fall weitere Klafter bereitgestellt werden.

Die Ausfuhr der Eisenwaren wollten die Kommissare wieder abgestellt wissen. *Inen soll auch nit zuegelassen werden, das sy Teichel rennen, sonnder sich mit dem Süntter betragen*. Wer das Handwerk nicht erlernt hatte oder eine andere „Hantierung“ betrieb, mit der er sich ernähren konnte, war vom Schmieden fern zu halten.

Also möcht man das nachtlich vnzeitlich Schmidten abstellen vnnnd die Sachen mit disem vnnnd anndern dahin richten, das sich diß heufig vnnnd Holtz halber schedtlich Schmidtwerch mit der Weil einzüge vnnnd sich die Schmidtleut verlürn oder sich auf anndere Arbeit begaben.

Der Probst sollte überdies seinen Dienern nicht zu viel vertrauen sowie im Interesse der Waldstandsverbesserung den Zigelstadel und Kalkofen möglichst nicht mehr betreiben.

Abschließend stellten die beiden Kommissare fest, daß die vorgeschlagenen Punkte noch eingehend zu beraten wären, *dann dabei werden sich von den jenigen, so bisher vom hertzogischen Vorst und des Closters Diessen Waldt behültzt worden, vilerlai Einreden begeben vnnnd sich nit gern auf die gering Anzal Holtz bringen lassen*.

Am 19. September wurde den Hammerschmieden ihre Holzverschwendung vorgehalten, die beiden Kugelschmiede, deren Leibgeding 400 Gulden Hauptsumme wert war, sollten nunmehr 600 Klafter erhalten und jede Woche „einen Tag fallen“ lassen. Die übrigen Schmiede bekamen ab Nikolai²³⁵ bloß noch die halbe Schmiedezeit bewilligt und hierfür die Hälfte der bisherigen Holzmenge.

Wie eine Aufzählung ergab, hatten die drei Leibgedinger bisher keine Ordnung eingehen wollen und auf der Kugelschmiede etwa 700 bis 800 Klafter jährlich verbraucht, auf der Schmiede in Wengen mit 36 Tagen (mal 4!²³⁶) Leibrecht zwischen 600 und 700 Klaftern. Im Hammer zu Dießen lautete der Verbrauch für 96 Tage 1090 Klafter, zu Wengen ohne das Leibgeding in 54 Tagen 640 Klafter, wozu hier noch weitere 100 Klafter für den Sensenschmied erforderlich waren. Insgesamt ergab dies einen Bedarf von 3230 Klafter. Mit der neuen Regelung sollten künftig allein bei den Schmieden 1400 Klafter eingespart werden und die Leibgedinger erhielten trotz voller Gült²³⁷ jährlich anstatt 700 lediglich 650 Klafter. Auch wurde eine neue Schmiedeordnung beschlossen, die noch der Genehmigung bedurfte. Der Probst erklärte sich bereit, die Holzbelieferung von St. Georgen auf Zeit zu übernehmen und künftig auch selbst für das der Badbereitung dienende Konventholz (50 Klafter) zu sorgen. Er wünschte jedoch eine schriftliche Zusage, daß bei Verbesserung der Waldverhältnisse im Dießer Forst alles wieder wie früher²³⁹ sei.

Hinsichtlich des Schorn-Waldes zeigte er aber keinerlei Bereitschaft. Da dieser *noch schön, jung vnnnd mitler Weil zue guettem Zimmerholz mag maisten tails erwachsen und dieweiln dann sonsten diser Orten dergleichen nit vorhanden*, schlugen die Kommissare vor, ihn doch zu verschonen.

Der Wessobrunner Abt wollte aus seinem Buchenbestand auch nichts abgeben, versprach aber, die 56 Klafter für seine Untertanen herbeischaffen zu lassen. Dies allerdings ebenfalls nur auf Zeit und es dürften seine Leute inzwischen nicht aus den „Forstbüchern“ getan werden.

Das Kloster Rottenbuch übernahm 32 Klafter für seine Leute, die Klöster Andechs und Bernried verneinten jedoch jede Möglichkeit zur Entlastung des herzoglichen Forstes.

Im Markt Dießen sollten die dort tätigen Bäcker, Brauer und Hafner je 15 Klafter erhalten, alle übrigen Bürger noch 3 und die Mieter lediglich 2 Klafter.

Die Ortschaft Unterfinning war zwar bereit, an jeden Bauern jährlich 2 Klafter aus dem „Gemeindeholz“ zu liefern. Da die Schweingrueb jedoch aus noch jungem Buchenholz bestand, das dann innerhalb von zwei Jahren bereits aufgebraucht gewesen wäre, entschied man sich doch dagegen, da dies *der Wiltfuer³⁵⁰ diser Ortten sehr schädlich*. Künftig sollten die Bauern dort als Meier³⁵¹ noch 10, die Huber 5, die Lechner 3 und die Söldner sowie Mieter ab sofort lediglich zwei Klafter Brennholz je Jahr erhalten. *Allen anndern an den Vorst gewidneten Paurrn vnnd Hindersessen ist der dritt Thail Holz abzubrechen, gegen Nachsehung des dritten Thails Vorsthabers³⁵²*. Als Randbemerkung steht dann noch, daß dieser „Abbruch“ allein und über die Einsparung beim Markt Dießen und der Klöster Übernahme hinaus an die 1000 Klafter ausmache. Insgesamt dürfte der herzoglich Dießer Forst damit um rd. 2000 Klafter auf nunmehr 3500 Klafter entlastet worden sein.

Beim Kloster Dießer Wald dagegen sah die herbeigeführte Abminderung nicht so günstig aus. Selbst wenn die Verringerung des Kohlholzes für die Schmiede um 1500 Klafter Wirklichkeit wurde, hatte der Probst andererseits 280 Klafter für St. Georgen und die 50 Klafter Konventholz neu übernommen. Damit verringerte sich der bisherige Jahresbedarf (5085 Klafter) aber nur auf rd. 3900 Klafter und diese Zielmenge stand und fiel mit dem Verbrauch der Schmiede.

Deshalb stellten die Kommissare auch abschließend fest: *Weiln dann die Erziglung des Gehülzt vleissigs Aufsehens erfordert, wurd von Nötten sein, den Schmidn und derselben Holtzhackern embsiger nachzugehn, das auch hinfüro dz Holtz nit grien vnnd da es noch in Safft verkolt. Zu dem, das ein jedlicher Schmid seinen Schlag, den er aines Jars abmaist, einmach, vnnd vor dem Viech verfrite. Welches dann gar wohl vnnd mit schlechter (geringer) Mühe geschechen khan, dieweil das Stangenholtz vnnd anders mehr an der Hanndt³⁵³. Sofern solches geschicht, hat man gewislich zuverhoffen, das in Khürze der Zeit (nach dem es gar diser Ortten ein gueten gewächsigen Poden) schönes, jungs Gehülzt heernach wachsen würdt. Der jungen Puechen auch zuverschonen, wer viler Nuzbarkeit hallben wol ratsam. So mögen sich doch, wann das Veichten vnnd Dannes daraus würdt gehauen³⁵⁴, also waich vnnd noch von Stamen sein, sy Winds hallben nit bestehen, dann es ist alles ein Gehülzt, das vnndereinander aufwachset wie die Hanffstingl, noch gar jung vnnd clain.*

3. Ausklang und Rückblick

Mit obigem Aktenstück reißt der zuletzt dichte Faden über das Schmiedezentrum ab, dessen eigentliche Blütezeit damit vorüber war. Sicherheit lassen sich aber verstreute Einzelnachrichten auch noch in anderen Archivbeständen auffinden.

Ausklang

Bereits unter dem 13. Februar 1593 erging ein Befehl des Herzogs an den „Vorster zu Dießen“, den Brennholzbezug der im herzoglichen Wald eingewiesenen Bürger, Bäcker und Brauer aus Dießen um ein (weiteres) Drittel zu kürzen und alle anderen Grundholden des Klosters Dießen in die Wälder des Stiftes zu verweisen. Diese Neuerung sollte ebenfalls nur solange Bestand haben, bis *Vnser Vors: widerrumben erwechst und über sich khombt*. Der Fürst forderte seinen Bediensteten zur gutachtlichen Äußerung auf.

Ein Verzeichnuß der Vmbessen am Diesser Forst, welche noch beim Forst bliben vom 20. Februar 1610 zeigt dann schließlich, daß aus diesem Wald nur noch rd. 700 Klafter Brennholz jährlich abgegeben wurden, woran die Bürger von Dießen mit ganzen 150 Klafter beteiligt waren und St. Georgen leer ausging. Lediglich Utting, Unter- und Oberschondorf, Ober- und Unterfinning, Hechenwang, Dettenhofen und Holzhausen sind noch als berechnete Orte aufgeführt.

Den Schlußpunkt soll jedoch das Umrittsprotokoll des Rentmeisters vom 26. Oktober 1602 setzen. Zunächst wurde dem Richter Wolf Ligsalz, der gleichzeitig das „Forstamt“ inne hatte, sein Eigennutz verwiesen. *Bevordersts aber, weiln er dem Vorsstwesen gar schlechlich nachkhombt vnnd den Knechten³⁵⁸ allain den Gewalt last . . . Vnnd seitemalen er gar grob mit den Schmerpamen³⁵⁹ umgehen vnnd seinen Nuz dardurch suechen thue.*

Dies unterstrich Probst Balthasar Günter, der vortrug, daß sich der „Vorster“ Wolf Ligsalz sehr wenig um die Gehölze kümmere und selten selbst hinauskomme. *Er gebe das Holz nyemals zue rechten Zeit ab. Müessen also die Vnderthonen das Holz mit grossem Schaden grien, feicht und naß prennen. Er, Vorster, gebe ohne Respect die guetten fruchtbar Aichen ab vnnd wan man nit darzue thue, werde gar khain Aichreiß mehr umb Dießen sein. In Somma wer Schmiralia geit, der kinde nach seinem Gefallen Holz haben, so ballt vnnd wieuil ainer well. Sonnsten, ohn? Schanckhungen, gehe es gar gemach zue.*

In eigener Sache aber beschwerte sich der Probst bitter über seine Schmiede, *welchen er jürlich in die 2400 Claffter Holz zu Kolen geben müesse. Seye das Gehülzt (also der Kloster Dießer Wald!) dermassen ersaigert³⁵² vnnd erschlagen, das sy zue ainem Claffter Scheiter³⁵³ über 30 Stäm³⁵⁴ haben müessen. Vermeldt, wan man dz Schmelzen nit abschaffe, das das*

Gottshaus khainen Zweckh³⁵⁵ mehr haben werde. Vnnd obzwoil er zu mermalen nit schmelzen³⁵⁶ lassen, so khinde er doch sy nit claghafft machen, derowegen nottrunglich, sy, die Schmid, die halbe Jarszeit allain welle schmelzen lassen. Sey des Gottshaus Gehilz so schütter, dz man aller Ortten mit Häwagen kinde umbkheren, das zuuor die Wildenthier nit wohl haben durch mögen.

Eine Auswirkung dieser so offensichtlich noch immer nicht ins rechte Lot gebrachten Holznutzung im Kloster Dießer Wald durch die Schmiede ist dann zwei Jahre später erkennbar. Am 31. Oktober 1604 nahm der Probst eine neuerliche Abminderung ihrer Holzbezüge vor. Die bisherige Menge von 1505 Klaftern wurde um 260 Klafter gekürzt. Dabei zeigte es sich auch, daß der Kugelschmied gleichzeitig die Klostertaferne betrieb. Weil er seinen Hammer als Leibgeding besaß, stimmte er für sich nur einer Abminderung um 30 Klafter zu, auf nun jährlich 620 Klafter. Insgesamt sind noch 14 Schmiede aufgeführt, wovon zwei weitere im Hauptberuf Bierbrauer waren. Als der übliche Tagesbedarf galten je Esse 10 Klafter.

Rückblick

In dieser Arbeit³⁶⁰ wurde versucht, das bislang weithin unbekanntes Schmiedezentrum am Ammersee vorzustellen, dessen Lieferungen jahrhundertlang nach München und Schwaben gingen. Seine Kugelschmiede verarbeitete lange Zeit den Deichel, der aus Eisenhämmern in Neuenkehrsdorf bei Riedenburg, Altessing und Loch stammte. Welche Bezugsquelle die beiden (gewöhnlichen) Hammerschmieden in Dießen und Wengen für den Metallrohstoff besaßen, ist dagegen nirgends ersichtlich. Wie die alten Forst(nutzungs-)ordnungen und die Erdkunde im dortigen Raum aufzeigen, bestand aber offenbar eine lange Tradition des Schmiedehandwerks, dessen Anfänge zumindest bis in die vorwittelsbachische Herrschaftszeit der Meranier hineinreichen.

Mitbedingt durch ein Nachlassen der Eisenwarenqualität, die neben den Produkten aus Leoben nicht mehr bestehen konnte, und Unzuverlässigkeit gegenüber dem Herzog in den Lieferterminen, vor allem aber wegen ihrer Preisgestaltung, verdarben sich die Dießener Schmiede schließlich weitgehend ihre Absatzmärkte.

Was das einst blühende Gewerbe jedoch letztlich in Mißkredit und Rückgang brachte, war die schier maßlose Beanspruchung von Scheiterklaffern für die Kohlholzerstellung, deren Gewinnung überdies weitgehend ungerechelt erfolgte und zur Ausplünderung sowie schließlich Verwüstung des Kloster Dießer Waldes führte. Namentlich der billige Holzziins von nur 1 Kreuzer pro Klafter und der zunächst unbemessene Holzbezug hatten ja trotz weiter Deichel- bzw. Rohmetallanfuhr mehrere Jahrhunderte lang die Grundlagen für die Dießener Konkurrenzfähigkeit überhaupt gebildet.

Trotz aller Versuche, die Anforderungen einzuschränken, gelang es offensichtlich für lange Zeit nicht, im Klosterwald eine echte Waldstandsverbesserung zu erreichen. Dies bestätigen noch einmal die Klage des Probstes im Rentmeisterprotokoll von 1602 und seine 1604 erneut verfügte Kürzung des Schmiedholzbezuges. Mit der Zeit aber bedeutete es zwangsläufig, daß der Holzmangel die Eisenwarenherstellung immer stärker beeinträchtigte, ja schließlich sogar erhebliche Einschränkungen erzwang. Der Niedergang der dortigen Hämmer war also letztlich die Schuld der Schmiede selbst, weil sie überhaupt nicht häushälterisch mit dem kostbaren und eben nicht unerschöpflichen Rohstoff Holz umgingen.

Anmerkungen

- ⁷ Wurfmaschine (Schmeller)
- ⁸ 1 Münchner Ztr. = 56 kg, 1 lb (Pfund) = 560 g
- ⁹ Die Bände von 1440/49 fehlen
- ¹⁰ 14. Februar
- ¹¹ Dies deckt sich mit der zunehmenden Verwendung von Schießpulver
- ¹² Erbrecht, Leibrecht, Freistift
- ¹³ Siehe hierzu Bruno SCHWEIZER, Die Eisen- und Kugelschmiede zu Dießen und Wengen, in: Lech-Isar-Land, Jahrgang 10 (1934) S. 117 ff.
- ¹⁴ In der Oberpfalz gab es bereits im 14. Jahrhundert neben den „fabricae pedales“ auch Wasserhämmer
- ¹⁵ auch „hintere Esse zu Wengen“ genannt;
- ¹⁶ Wieviele von ihnen Meister waren, ist ungewiß, denn bis 1577 gab es dort keine Schmiedezunft (Bericht des Stiftprobstes v. 10. 5. 1577)
- ¹⁷ Weisat oder Weiset war eine übliche (aber erwartete bzw. sogar ausbedungene) Zugabe, ein Geschenk (Schmeller)
- ¹⁸ 1 Pfund Pfennig = 8 Schilling Pfennig = 240 Pfennig; ab etwa 1500: 1 Gulden = 7 Schilling Pfennig = 210 Pfennig; Pfund und Schilling waren jedoch nur Recheneinheiten
- ¹⁹ Ein Benutzersatz für ein Klostergefährt?
- ²⁰ 1577 berichtet der Probst: *so seind Ir vil, die nit des Handtwerchs der Schmidt, auch nūe darumben gelmeth, sonst ann-der Handthierung darzue*
- ²¹ Im süddeutschen Raum wie auch in der Steiermark hieß das bei jedem Schmelzvorgang gewonnene Eisen Luppe oder Massel.
- ²² Schmieden (Schmeller). Hier wohl im Sinne von verschmieden. Den Folgerungen SCHWEIZERs (wie Anm. 14) (Eine der wichtigsten (?) Vorrichtungen der Hammerschmiede sei das Zusammenschweißen alter Eisenteile und Abfälle zu neuem Schmiedeeisen gewesen) kann ich mich aber nicht anschließen.
- ²³ 25. Juli; das wären 48 Wochen Schmiedezeit im Gegensatz zur Oberpfalz mit nur 40
- ²⁴ Welche Schmiedezeit damit tatsächlich verbunden war, zeigt ein Vorgang von 1587
- ²⁵ Kommissionsbericht v. 25. 8. 1576
- ²⁶ Leibgeding bedeutete eine Vergabe auf Lebenszeit
- ²⁷ Den Freistiftern konnte jährlich aufgekündigt werden
- ²⁸ Warum im vorausgehenden Probstbericht die „nicht verleibte Zeit“ mit „in 239 Tage“ angegeben wurde, ist unklar
- ²⁹ „daß sich bei angeregten ihren Hämmern in die 500 Personen hinbringen“

- ³⁰ Dieses von Mitterwieser erstmals aufgefundene Schreiben wurde von F. S. HOFMANN kommentarlos im Lech-Isar-Land, Jahrgang 12 (1936), S. 185 ff. veröffentlicht.
- ³¹ Alter Lagerort!
- ³² Wein der „Fremden“, die also nicht Münchner Bürger waren
- ³³ Offenbar war dies auch vordem schon und danach durchaus üblich
- ³⁴ Die bei SCHWEIZER (wie Anm. 14) für „Deichel zainen“ angegebene Erklärung, „die hölzernen Wasserleitungsröhren mit eisernen Ringen versehen“ ist irrig. Es handelt sich vielmehr um das Verschmieden von „Deichel“. Dieser sammelte sich am Boden des Wellherdes und wurde als besonders gut gefrischtes Eisen bezeichnet, das man auch rauhen Deuchel oder Deichel, Deihel oder zwygeschmolzenes Eisen nannte. Sein Anfall betrug etwa 20% am Gesamteisen. Er war ein besonders begehrtes Handelsgut.
- ³⁵ Hammerschlag, Metallschlacke (Schmeller)
- Die gesamte Bestimmung war übrigens bereits Bestandteil des Vergabebriefes von 1505.
- ³⁶ Der Bericht „verlegt“ die Kugelschmiede nach Wengen, was aber wohl unrichtig war.
- ³⁷ Auch der Probst spricht schon 1577 von „in die 10 Jahre“ und außerdem, daß man dort nur auf fürstlichen Befehl Kugeln schmieden würde.
- ³⁸ Ehedem im Besitz von Bruno Schweizer, siehe SCHWEIZER (wie Anm. 14)
- ³⁹ BayHStA, HKP Nr. 30 v. 10. 9. 1578
- ⁴⁰ Wohl Polling und sicher das in der Nähe gelegene Oberhausen, welches nach der Apian-Karte von 1560 als „Hausn“ nördlich vom „Willenperg“ lag. Frdl. Mitteilung von Forstamtsrat Hans Döppl, Raisting
- ⁴¹ 32 Hellebarden aus Dießen wurden nochmals 1505 geliefert
- ⁴² Im ältesten Münchner Zolltarif (1320/30) wird erstmals „Chaerndisch (= Kärntisch) Eysen“ genannt.
- ⁴³ Sonntag nach Jakobi
- ⁴⁴ 1 Zentner Amberger Gewicht war 61 kg schwer, in München hielt 1 Zentner dagegen nur 56 kg
- ⁴⁵ Der Hammerschmied von Aschau lieferte 3 Lagl Predtnagl zu je 8000 Stück.
- ⁴⁶ Weitere Abbauorte Bergen und Teisendorf, Frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Michael Schattenhofer, München
- ⁴⁷ Einen solchen Ort gab es z.B. bei Penzing, unweit von Landsberg. Frdl. Mitteilung von Forstamtsrat Hans Döppl, Raisting. Die Schreibweise lautete allerdings zumeist auf Ramsaw, doch wurde stets Dießener Eisen angeliefert.
- ⁴⁸ 1472 wird ein Michael Schmicher von Dießen als Lieferant benannt.
- ⁴⁹ Letztmals 1561, in den Hauptrechnungen des Heilig-Geist-Spitals aber bis 1567, und dann erstmals auch Verkauf von leobischem Eisen
- ⁵⁰ Dieser verkaufte außerdem mehrfach an das Heilig-Geist-Spital in München, so 1558, 1564, 1566.
- ⁵¹ Da Fesl viele Jahre lang immer wieder als Eisenverkäufer auftrat, mußte er wohl doch zwei Münchner Zünften angehört haben.
- ⁵² BayHStA, FA 227/581 Nr. 55 v. 13. 4. 1579
- ⁵³ Wie in Ulm und Regensburg, wo man wegen veränderter Wasserführung auf andere Schiffe bzw. Floße und umgekehrt umladen und deshalb die verschiedenen Handelsgüter niederlegen also stapeln bzw. in Speichern aufbewahren lassen mußte, so auch in Wasserburg, wenn das Handelsgut vom Inn auf die Straße gebracht werden sollte. Dort standen die Eisentransporte allerdings in Konkurrenz

- mit den für den Herzog weit erträglichen Salzgeschäften
- ⁵⁴ „Weil auch der Niederleger zu Salzburg auf einer Axt (Achse) bis gen München und Augsburg aufgeb.“
- ⁵⁵ BayHStA, FA 227/581 Nr. 55
- ⁵⁶ Der gleiche Satz wurde 1576 in München bezahlt.
- ⁵⁷ BayHStA, HKP Nr. 40, fol. 119r
- ⁵⁸ StA Mü, Hofkammer, ÄR La, Kasten-, Zoll-, Umgeldrechnung v. 1575, unfoliiert.
- ⁵⁹ Frdl. Mitteilung von Herrn Neunzert, Stadtarchiv Landsberg.
- ⁶⁰ StA Mü, Hofkammer, ÄR La v. 1542.
- ⁶¹ BayHStA, HKP Nr. 18, fol. 104f.
- ⁶² BayHStA, HKP Nr. 23 v. 1577, fol. 89; Nr. 31 v. 1578, fol. 123rf.; Nr. 34 v. 1578, fol. 105f., und Nr. 35 v. 1579, fol. 167rf.
- ⁶³ BayHStA, FA 227/581 Nr. 55.
- ⁶⁴ BayHStA, HKP Nr. 39, fol. 185 r v. 13. 4. 1579.
- ⁶⁵ BayHStA, FA 227/581 Nr. 33, v. 10. 5. 1577
- ⁶⁶ BayHStA, FA 227/581 Nr. 47, wohl von 1579.
- ⁶⁷ Der als Fürkauf bezeichnete Zwischenhandel stand unter strenger Strafe.
- ⁶⁸ BayHStA, FA 227/581 Nr. 55 v. 13. 4. 1579.
- ⁶⁹ BayHStA, HKP Nr. 61, fol. 63 f. v. 17. 5. 1584.
- ⁷⁰ StA Mü, Hofkammer, ÄR La, v. 1524
- ⁷¹ StA Mü, Hofkammer, ÄR La, v. 1544
- ⁷² StA Mü, Hofkammer, ÄR Rauchenlechtsberg v. 1556, unfoliiert
- ⁷³ Überfahrt; an der Donau nur als Bezeichnung für den (amtlichen) Fährdienst üblich
- ⁷⁴ StA Mü, Hofkammer, ÄR Rauchenlechtsberg v. 1610
- ⁷⁵ Frdl. Mitteilung von Herrn Norbert Hirschmann, Stadtarchiv Regensburg
- ⁷⁶ Frdl. Mitteilung der Archivverwaltungen von Kaufbeuren und Memmingen
- ⁷⁷ Ein Nachweis für diese wohl nicht ganz unbegründete Annahme muß allerdings noch erbracht werden.
- Das Neuenkehrsdorfer „Hamers Aerztschiff“ lag offenbar schon vor 1599 seit längerem bei „Essing“
- ⁷⁸ Hier und im folgenden nach Eduard PFLANZ, Uralter Eisen-Bergbau im Westerholz, in: Landsberger Geschichtsblätter 1970/71, Seite 38ff.
- ⁷⁹ Geode = Konkretion
- ⁸⁰ Hierfür wurden die städtischen Kämmerrechnungen und die Rechnungsbücher des Heiliggeist-Spitals ausgewertet
- ⁸¹ Rechnungsjahre 1492, 1549, 1561, 1563, 1568, 1569, 1576
- ⁸² Werte ab 1544; 1561: Stangen, Flamm-eisen
- ⁸³ 1557, 1559 und 1560
- ⁸⁴ Gegendweise verschiedenerlei Gewichte und Maße!
- ⁸⁵ Frdl. Mitteilung des Forstamtes Landsberg
- ⁸⁶ Mit etwa 300 ha anzusetzen.
- ⁸⁷ BayHStA, Dießen, Markt-, See und Forstgericht, Urkunde Nr. 9
- ⁸⁸ Eine Klafter enthält rd. 2,2 Festmeter Holz
- ⁸⁹ Die anderen Holzbezieher unterstanden den verschiedensten Grundherren, vielfach aber kirchlichen Eigentümern
- ⁹⁰ Erstmals 1536
- ⁹¹ Frdl. Mitteilung des Forstamtes Landsberg
- ⁹² 20. Probst Johannes II. Zallinger, erwählt 1474, gestorben 1496
21. Conrad IV. Maurer, gestorben 1512
22. Hieronymus Viti, gestorben 1535
23. Johannes III. Dietmair, gestorben 1558
24. Bernhard Freymayr, abgesetzt 1567
25. Ulrich II., Trieg, zunächst Administrator, dann Probst, resigniert 1573
26. Johannes IV, Reißmair, gestorben 1589
27. Balthasar Günter, gestorben 1611; nach Pirmin LINDNER, Monasticon

Episcopatus Augustani antiqui, Bregenz 1913

²³⁷ *rheut unnd rhaum*
²³⁸ *durch vretzen des Vieches und der Seges in Poden verderbt worden*
²⁴³ Rd. 28,2 cm
²⁴⁵ Dieser Wald gehörte nicht dem Nutznießer, sondern er war gegen eine pauschale Anerkennung vom Kloster nur auf Zeit vergeben. So findet sich zu.B. in der Klosterrechnung v. 1496: *Item . . . hat gekauft ayn Holz wy eß mit Marchen umb ist gefangen . . . und sols abhacken yn 3 Jaren . . . gibt darumb 3 Gulden und zalt pyß auf dy Ostern.*
 BayHStA, Kl. Lit. Die. Nr. 32, fol. 110r
 Im Rechnungsbuch des Stiftes v. 1503 steht bei einzelnen Schmieden wiederholt vorgetragen: „ . . . 4 Gulden für den Wald . . .“, BayHStA, Kl. Lit. Die. Nr. 34, z.B. fol.2
 Offenbar bestand die Holzvergabe für die Schmiede auch späterhin aus zwei Teilabschnitten. Der Verstiftung einer bestimmten Waldfläche gegen eine Anerkennungsgebühr folgte noch die Abrechnung der tatsächlich entnommenen Kohlholzmenge, wobei der ersichtliche Klaufersatz nur 1 Kreuzer betrug.
²⁴⁷ Abgeschlagen, geerntet
²⁵⁸ Nach Angaben von Forstoberrat Meinhard Süß, Forstamt Landsberg
²⁵⁹ Festgelegt an Hand alter Beschreibungen und der heute gegebenen Bestandszusammensetzung
²⁶⁰ Für die Ertragsherleitung gibt es 5 Ertragsklassen
²⁶¹ Nach den Ertragstafelwerten
²⁶² Frdl. Mitteilung von LtD. Forstdirektor Maximilian Waldherr, Oberforstdirektion Regensburg
²⁶³ Soweit Starkholz, also u.a. riesige Altbuchen und Altannen, überhaupt mit den Äxten (!) fällbar war!
²⁶⁴ Der Bestockungsgrad („Dichtstand“) wird üblicherweise in Zehnteln ausgedrückt, bezogen auf die Ertragstafelwerte
²⁶⁶ Siehe auch unter Kapitel 2.2
²⁶⁷ Die Schlagflächen blieben schon nach dem bayerischen Landrecht 3 Jahre vom Vieheintrieb verschont, was freilich überhaupt nicht als Verjüngungsschutz ausreichte.
²⁷⁹ Bayerische Forstordnung von 1568, Art. 93 u. 94; insgesamt 3 Artikel enthielten Vorschriften über den Wald in kirchlichem Eigentum; z.B. als Entwurf im BayHStA, Staatsverwaltung Nr. 1596
²⁸³ *hat vnns yetziger Herr Brobst daselbs pittlichen ersuecht*
²⁸⁴ siehe unter Kapitel 2.2
²⁸⁵ Ersichtlich aus dem Kommissionsbericht von 1576
²⁸⁸ *mit einer zimlichen Anzal jerliches Holz*
²⁹³ siehe unter Kapitel 2.2
²⁹⁴ Näheres zu dieser Bestimmung in Kapitel 2.5.2
²⁹⁵ Dieses Einmachen bedeutete im allgemeinen keine Zäunung, sondern war für die Hirten eine Kennzeichnung der vom Viehtrieb zu verschonenden Flächen durch Anbringen von Strohwischen, das „Verhängen der Schläge“ genannt.
²⁹⁶ *wurde es sich imer gemach selb abfresen unnd mündern*
²⁹⁷ Die Holzhacker erhielten für je 11 Klafter 1 Gulden Hackerlohn; Die Holzfällung besorgten offenbar andere Personen, da es beim Kloster als Scharwerksarbeit der Grundholden auch Baumschlagtage gab, 1572 mit 10 Pfennig entlohnt.
²⁹⁸ Der Köhlereilohn betrug 1496/1503 pro Klafter 15 Pfennig für das Brennen sowie Zuschläge „pro das Daxen“ und für die Nacht(-Wache).
³⁰⁰ Offenbar waren dies die Vierer (Meister) der Zunft, je zwei Personen aus Dießen und Wengen

³¹⁴ Sie lagen meist an der äußersten Grenze des Stiftes, nahe dem Kloster Wessobrunner Besitz, was sich aus der in Grenzbeschreibungen wiederholten Erwähnung ihrer Kohlgruben entnehmen läßt. Siehe im übrigen die Lage der heutigen Staatswaldabteilungen Kohler (XIV 4), Kohlplatte (XII 13) und Kohlgraben (XIII 4) im Forstamt Landsberg
³¹⁶ Das (verbotene) Verlagsgeschäft bestand offenbar in (teilweiser) Rohstoffbelieferung, Auftragsbeschaffung und Weitergabe von Eisenwaren an Zwischenhändler (Fürkäufer)
³¹⁷ Wohl zumeist als Instandsetzungsarbeiten getarntes Weiterschmieden
³¹⁸ Offenbar diente vor allem das grüne Reisig zum Abdecken der Meiler
³¹⁹ Dieser Beitrag galt somit seit der Schmiedeordnung von 1556 unverändert weiter
³²⁶ Im Bereich des heutigen Distriktes Streitlach des Forstamtes Landsberg gelegen und jetzt 3 ha groß
³²⁸ Bayer. Forstordnung v. 1. 11. 1568
³²⁹ Schon von der im Jahr 1577 tätigen Kommission vorgeschlagen
³³¹ Vom 6. Sonntag vor Ostern bis Pfingsten sind es 74 Tage
³³² 29. September bis 11. November, also insgesamt 44 Tage
³³³ Astwerk nebst Gipfelstücken
³³⁵ 10. September
³³⁶ *ist aber zu vermerken, das solche Tag alle Jahr viermal an aines jedtlichen Schmid khommen;*
 Trotz dieser vierfachen Tageszahl wurde dennoch stets nur ein Viertel, also ein Tag mit 6 Kreuzern bezahlt!
³³⁷ Zins, Gegenreichnis
³³⁹ *wie vor Alters heerkhomen*
³⁴⁰ Der Jagd, hier wohl genauer dem Einstand des Wildes
³⁴¹ Vollbauer auf einem ganzen Hof
³⁴² Ständiges Naturalreichtnis als Gegenleistung für den ehemals unbemessenen Holzbezug
³⁴³ Siehe unter Anmerkung 295
³⁴⁴ Diese Feststellung spricht dafür, daß (fast) nur Nadelhölzer verkohlt wurden
³⁴⁸ Sie wurden durchwegs schlecht bezahlt, so im Dießer Forst mit einem bestimmten Quantum an Forsthafer als Grundlohn. Ihre Haupteinnahmequelle war der Anteil am Anweispeld. Je mehr Holz sie zum Hieb freigaben, um so besser standen auch sie sich.
 1502 erhielt z.B. der Holzhay des Klosters Dießen jährlich 4 Ellen „Kämt“ (Stoffart für Röcke), ein Paar weiße Hosen, einen Kittel, 4 Paar Schuhe und Anweis- sowie Trinkgelder
³⁴⁹ Hier lt. Forst(nutzungs-)ordnung für den Dießer Forst von um 1500 in erster Linie die Rotbuche; bei anderen Orten und schließlich mit der Zeit auch dort lag das Hauptgewicht auf der Eiche
³⁵² ausgeplündert
³⁵³ Es waren also Scheiterklafter! Auch diese Aussage verweist auf die (ausschließliche) Verwendung von Nadelholz für die Kohleherstellung
³⁵⁴ siehe hierzu auch die unter Kapitel 2.2 geschilderte Holzvergeudung
³⁵⁵ Zweckel, Span, Zweig
³⁵⁶ Es muß hierbei also immer noch um die Gewinnung von Eisen aus Erz bzw. die Weiterverarbeitung von Deichel gegangen sein.
³⁶⁰ Für die vielfältig erfahrene Unterstützung wird dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv und den Staatsarchiven in München und Landshut gedankt, insbesondere den Herren Dr. Geier (†) und Dr. Liess sowie den Damen Kunert und Jakobi.

Literatur

Armbruster Max, Geschichte, Organisation und Technik des Ulmer Eisenhandels vom 13. bis 17. Jahrhundert. Wiesbaden 1928
 Bastian Franz, Das Runtingerbuch, Bd. 3, Regensburg 1943
 Bittner Ludwig, Das Eisenwesen in Innerberg, in: Archiv f. österreichische Geschichte, Bd. 89, Wien 1901.
 Götschmann Dirk, Oberpfälzer Eisen, Bd. 5 der Schriftenreihe des Bergbau- und Industriemuseums Ostbayern in Theuern.
 Heilmann Josef, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506 bis 1651, 1. Band, Kriegsgeschichte und Kriegswesen 1506–1598
 Hofmann, S. Lech-Isar-Land 12 (1936), S. 185ff.
 Kohl Werner, Recht und Geschichte der alten Münchner Mühlen, in: Miscellanea Bavaria Monacensia, Heft 15 (1969)
 Lori Johann Georg, Sammlung des bayerischen Bergrechts. 1764
 Nichelmann Volker, Ein Beitrag zur Darstellung der eisenschaffenden Industrie in der Oberpfalz, in: VO 97 (1956)
 Niedermayer Ludwig, Die Hammerwerkseinigungen im älteren Amberger Bergrecht bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, Dissertation Erlangen 1951
 Pflanz Eduard, Uralter Eisen-Bergbau im Westerholz, in: Landsberger Geschichtsblätter 1970/71, S. 38ff.
 Röss Franz Michael, Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung der Oberpfälzer Eisenindustrie . . . in: VO 91 (1950)
 Schweizer Bruno, Die Eisen- und Kugelschmiede zu Dießen und Wengen, in: Lech-Isar-Land, Jahrgang 10 (1934), S. 117ff.
 Solleder Fridolin, München im Mittelalter. München/Berlin 1938.
 Sprandel Rolf, Das Eisengewerbe im Mittelalter, Stuttgart 1968
 Tremel Ferdinand, Das Eisenwesen in der Steiermark und Tirol 1500–1650, in: Kellenbenz Hermann, Schwerpunkte der Eisengewinnung und -verarbeitung in Europa. Köln/Wien 1974
 Vangerow Hans-Heinrich, Beiträge zur Geschichte des Forstamtes Dießen, Beilage zum Forsteinrichtungswerk von 1954
 Vietzen Hermann, Der Münchner Salzhandel im Mittelalter, in: Freie Schriftenfolge des Stadtarchiv München, Bd. 8
 Voith Ignaz v., Der Hammer zu Aicholting oder der Hammer zu Neuenkehrsdorf, in: VHVOR Bd. 6 (1841)

Archivalien

Stadtarchiv München, Kammereirechnungen von 1396 bis 1585
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Klosterliteralien Dießen Nr. 9 bis 87
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Klosterliteralien Ettl Nr. 95, Zollbuch 1477, 1484
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Forstamtsakten 227/581, Nr. 10 bis 139
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbaiern, Hofkammerprotokolle Nr. 3 bis 80
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbaiern, Äußeres Archiv Nr. 4090
 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kloster Dießen, Landshuter Abgabe aus Repertorium 46/2, Nr. 81, 84, 86, 87
 Staatsarchiv München, Hofkammer, Ämterrechnungen Landsberg 1524, 1542, 1544, 1575
 Staatsarchiv München, Hofkammer, Ämterrechnungen Rauhenlechsberg 1556, 1610
 Staatsarchiv München, Hofkammer, Ämterrechnungen Riedenburg 1587 bis 1594
 Staatsarchiv München, Hofzahlamtsrechnungen Nr. 1, 2, 5, 30
 Staatsarchiv München, Hauptrechnungen des Heiliggeistspitals München von 1549
 Staatsarchiv München, Rentmeisterliteralien, Faszikel 25, Nr. 101

Der Landsberger Bund – ein Friedensbündnis in einer konfliktreichen Zeit

In der bayerischen Grenzstadt am Lech wurde 1556 der Landsberger Bund gegründet

Von Anton Lichtenstern

Die Geschichte des Landsberger Bundes führt zurück in das Jahrhundert zwischen dem Thesenanschlag Luthers, dem Beginn der Reformation, und dem Ausbruch des großen Religionskrieges, des 30jährigen Krieges. Aus dem religiösen war bald ein politischer Konflikt und schließlich Krieg zwischen den Religionsparteien geworden. Im Augsburger Religionsfrieden 1555 wurde die Lehre Luthers als gleichberechtigt anerkannt, die Gegensätze waren entschärft, aber nicht beseitigt.

Gründung und Organisation

In dieser Situation lud König Ferdinand II. für den 1. Juni 1556 Herzog Albrecht V. von Bayern, Erzbischof Michael von Salzburg und Vertreter des Magistrats der Reichsstadt Augsburg in die bayerische Grenzstadt Landsberg ein. Die Fürsten mit ihrem Gefolge und die Augsburger kamen nach Landsberg, um hier ein Defensivbündnis zu schließen, das nach dem ersten Versammlungsort „Landsberger Bund“ genannt wurde.

Ein solcher Bund war nichts Neues und nichts Einmaliges. Das bekannteste Beispiel für einen Landfriedensbund ist der Schwäbische Bund, der unmittelbare Vorläufer des Landsberger Bundes war der Heidelberger Bund. Der Zweck war immer der gleiche: Gegenseitiger Schutz der Mitglieder in Kriegen und damit Sicherung des Landfriedens in einer Zeit, in der die Zentralgewalt, der Kaiser, zu schwach war, diese Aufgabe zu erfüllen. Anlaß war sowohl 1553 in Heidelberg wie 1556 in Landsberg die aggressive Politik des Markgrafen Albrecht Alkibiades in Franken. Auch die Mitglieder waren teilweise identisch. Daß der Bund trotz des Übergewichts katholischer Reichsstände kein Bündnis einer Religionspartei war, zeigt die Mitgliedschaft Augsburgs, dessen Bürgerschaft zur Hälfte evangelisch war. Die Einhaltung des Religionsfriedens war neben der Beistandspflicht der wichtigste Artikel des Bündnisvertrages: „Daß niemand feindlich angegriffen, hingegen ein Stand dem anderen, wenn er beleidigt würde, Beystand leisten, und . . . jeder Teil bey seiner Religion gelassen werden sollte.“

Jedes Mitglied mußte im Kriegsfall 200 Mann zu Pferd und 800 zu Fuß in zwei Fähnlein ausrüsten und bereitstellen, was im Notfall verdoppelt und dreifach werden konnte. Die letztere Bestimmung galt nicht für Augsburg. Als Grundstock für eine Kriegskasse hatte jedes Mitglied 10000 Gulden auf-

zubringen. Der Kriegsschatz wurde in Augsburg verwahrt.

Die „Hauptmannschaft“, die Leitung des Bundes mit dem Recht zur Einberufung und Leitung der Versammlungen und den Oberbefehl, hatte ab 1558 ständig der bayerische Herzog.



Der bayerische Herzog Albrecht ließ für den Landsberger Bund 1500 Reiter und den berühmten Landsknechthauptmann Sebastian Schertlin von Burtenbach anwerben.

Schertlin von Burtenbach im Dienst des Bundes

Der Landsberger Bund besoldete Hauptleute und Rittmeister, die im Kriegsfall Soldaten anwerben mußten.

Das Bündnis wurde zunächst für sieben Jahre abgeschlossen, dann aber immer wieder verlängert bis zur Auflösung 1599.

Die Zahl der Mitglieder vergrößerte sich: Auf dem Bundestag in München 1557 wurden die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und die protestantische Reichsstadt Nürnberg, 1558 die Reichsstädte Windsheim und Weißenburg aufgenommen. Den Beitritt schwäbischer Herren und Reichsklöster verhinderte der bayerische Herzog.

Der Bund griff in den vier Jahrzehnten seines Bestehens nie militärisch in einen Konflikt ein. Als der fränkische

Ritter Grumbach 1563 im Handstreich Würzburg erobert hatte, beauftragte Albrecht die böhmischen Rittmeister des Bundes mit der Anwerbung von 1500 Reitern und den berühmten Landsknechthauptmann Schertlin von Burtenbach, langjähriger Stadthauptmann in Augsburg, mit der Aufstellung eines Regiments Landsknechte. Der Konflikt war aber schon gelöst, bevor das Heer aufgestellt worden war. Die Werbungen kosteten den Bund 70000 Gulden, das war die höchste Jahresausgabe des Bundes. Schertlin erhielt übrigens 800 Gulden Jahresgehalt, im Krieg zusätzlich im Monat 600 Gulden, außerdem sechs Wagen, 24 Trabanten, sechs Trompeter, sechs Boten u. a.

1565, als die Türken in Ungarn wieder vordrangen, lehnte Albrecht die vom Kaiser erbetene Waffenhilfe ab, versprach jedoch Geld.

Gescheiterte Großmachtpläne

1563 war das Konzil von Trient beendet worden, durch das die katholische Kirche Mißstände beseitigte und den Anstoß zur Gegenreformation, der Wiedergewinnung der verlorenen Gläubigen, gab. Die politischen Anführer der katholischen Partei in Europa waren Spanien und Bayern, der Kaiser bemühte sich um Ausgleich zwischen den Parteien. Diese Konstellation ist der Hintergrund des Versuchs von Herzog Albrecht, 1569 und 1570 durch Zusammenarbeit mit der spanischen Regierung der Niederlande den Landsberger Bund zu erweitern und ihn dadurch zu einem Instrument der katholischen Partei zu machen. Die evangelischen Reichsstände reagierten auf die bayerische Politik mit Mißtrauen und Bemühungen um einen Gegenbund. Der Landsberger Bund sollte, so ein geheimes bayerisches Gutachten für Herzog Alba, der in den spanischen Niederlanden die Protestanten brutal verfolgte, allerdings weiterhin einige Protestanten als Bundesgenossen haben, um das Mißtrauen der Gegenseite zu beschwichtigen. Wegen der Neuaufnahme wurde nun mit den Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, mit Münster, Jülich, Brüssel, Württemberg, Sachsen, Kurhessen, Brandenburg, den Bischöfen von Straßburg und Speyer und den Reichsstädten Ulm und Straßburg und später mit weiteren Reichsständen verhandelt.

Falls Albrecht sein Ziel erreicht hätte, wäre der Landsberger Bund zu einem bedeutenden Machtfaktor in Europa geworden. Der Kaiser durchschaute die Absicht Albrechts und verhinderte die Erweiterung und Umgestaltung zu einem katholischen Bund unter

Bayerns Führung; er befürchtete eine Gefährdung des Reichsfriedens durch einen Erfolg dieser Pläne. Deshalb wurden auf dem Bundestag in München 1569 nur Mainz und Trier aufgenommen, die Bedeutung des Bundes blieb weiterhin gering.

Das Ende

1579 folgte Wilhelm V. seinem Vater als Herzog von Bayern nach. Auch für ihn waren die bayerischen und die katholischen Interessen identisch, zum Beispiel, als er 1583 im Kölner Bistumsstreit durch einen Feldzug Köln für die katholische Seite behauptete und seinen Sohn als Bischof einsetzen ließ. Der Landsberger Bund versagte –

treu seinem Bundeszweck als überkonfessioneller Defensivbund – dem Herzog in diesem Konflikt seine Unterstützung.

Die Austritte von Trier (1579), Nürnberg (1583), Österreich (1584) und Bamberg (1590) schwächten den Bund, sie waren Stationen auf dem Weg zum Ende. Sogar Bayern, neben Salzburg, Würzburg und Augsburg bis zur Auflösung durch den neuen Herzog Maximilian am 4. März 1599 Mitglied und Führungsmacht, zahlte ab 1587 keinen Beitrag mehr.

Große Taten hat der Landsberger Bund also nicht vollbracht. Trotzdem oder gerade deshalb hat doch seine Existenz dazu beigetragen, seine Aufgabe – den Frieden zu sichern und zu erhalten – zu erfüllen. Er konnte zwar manche

Konflikte, wie zum Beispiel das militärische Eingreifen Bayerns in Köln, nicht verhindern, aber insgesamt übte er doch in einer Zeit der Zuspitzung der Gegensätze eine beruhigende und stabilisierende Wirkung aus – und das ist nicht gering zu achten, wenn man an die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges denkt, der zwei Jahrzehnte nach der Auflösung des Landsberger Bundes ausbrach.

Landsberg und der Landsberger Bund

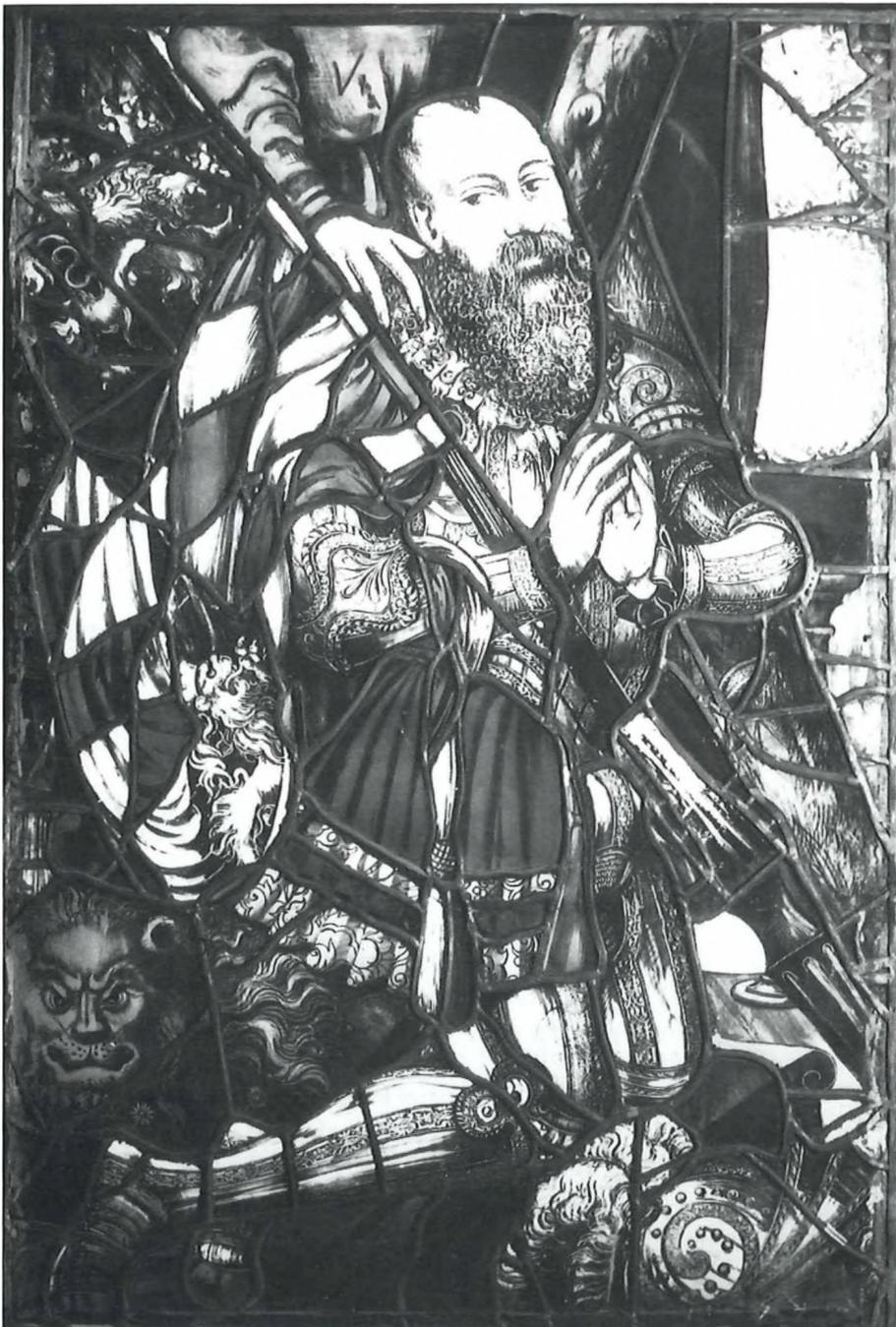
Welche Rolle spielte die Stadt Landsberg in der Geschichte des nach ihr benannten Bundes? Außer, daß er hier gegründet wurde und 1587 ein Bundestag, vielleicht auch weitere, hier abgehalten wurde – die meisten fanden in München statt – kann gesichert nichts darüber ausgesagt werden.

Daß das Haus am Sandauer Tor dem Bund gehörte und daß der Hof ein Turnierhof gewesen sei, wie Schober in seinem Stadtführer von 1922 schreibt, daß hier ständig Soldaten stationiert waren und das Haus deshalb Bayerns älteste Kaserne sei, wie Rieger in seiner Stadtgeschichte von 1933 behauptet, ist archivalisch bisher nicht nachgewiesen, aber auch nicht unmöglich. 1609, also nach der Auflösung des Bundes, war das Anwesen im Besitz der Stadt und wurde als „Untere Mang und Färb“ genutzt. Auch die Bauweise entspricht der Verwendung durch Färber. Vielleicht gelingt es, im Zuge der Denkmalinventarisierung Antworten auf die offenen Fragen zu finden.

An die Zeit des Landsberger Bundes erinnert in der Stadtpfarrkirche das Glasgemälde von 1562, das Herzog Albrecht V., den Hauptmann des Bundes, mit seiner Familie zeigt.

Literatur

- Dreberl, M., Entwicklungsgeschichte Bayerns, Bd I, 1908
- Goetz, W., Beiträge zur Geschichte Herzog Albrechts V. und des Landsberger Bundes, 1898
- Kraus, A., Geschichte Bayerns, München 1988
- Lojewski, G. v., Bayerns Weg nach Köln (Bonner Historische Forschungen 21) 1962
- Pölnitz, G. Frhr. v., Hg., Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, Sebastian Scherlin von Burtenbach, München 1953
- Rieger, Vom Werden und Wachsen der Stadt Landsberg a. Lech, Landsberg 1933
- Rietzler, S., Geschichte Bayerns, Bd. 4 und 5, 1878/1914
- Schober, J., Landsberg am Lech, 1922
- Spindler, M., Hg., Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 2, München 1966
- Zwergler, F., Geschichte Landsbergs, in: Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech, München 1889



An die Zeit des Landsberger Bundes erinnert ein Fenster in der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt. Das Herzog-Albrecht-Fenster zeigt den Herzog – im Bildausschnitt – und seine Familie.

Jacob Fuggers Dorfordnung der Herrschaft Leeder von 1595

Von Franz Haibl

Leeder wurde im 8. Jahrhundert von den Franken als Wehrdorf zum Schutz des schwäbischen Hinterlandes vor bayerischen Angriffen gegründet. Aus dem Flämischen „Lethe, Lede“ (künstlicher Wasserlauf – der Schmiedbach wird durch das Dorf geleitet) leitet sich auch der Ortsname ab.

Nachdem die Rehlinger 87 Jahre Besitzer der Herrschaft Leeder waren, veräußerte sie Hans Jakob Rehlinger laut Kaufbrief vom 24. Juli 1595 an Jacob Fugger den Älteren, Freiherr von Kirchberg und Weißenhorn und Herr zu Babenhausen.

Am 14. September 1595 kaufte Jacob Fugger von Paul Welsler, Ratsherr und Bürger zu Augsburg, das zu Leeder gehörende Dorf Welden dazu. Noch im gleichen Jahr legte er seinen Untertanen in Leeder und Welden seine Dorfordnung vor. Es handelte sich dabei um eine sogenannte Herrschaftliche Dorfordnung „einseitig vom gnädigen Herrn erlassen und den Untertanen durch Beamte vorgelesen, denen darauf der Eid abgenommen, Gehorsam angeboten und auf Übertretungen Strafe angedroht wird.“¹

Als Eigentümer der Herrschaft hatte Fugger nun mit der niederen Gerichtsbarkeit Polizeigewalt (Zwing und Bann) sowie Befehls- und Strafgewalt inne.

Die hohe Gerichtsbarkeit (die sogenannten vier hohen Fälle), die mit Todesstrafe bedrohten Verbrechen des Diebstahls, Straßenraubes, Notzucht und des Mordes, hatte der Landesherr (Landrichter) abzuhandeln, in diesem Fall das Hochstift Augsburg.

Die fuggerische Dorfordnung für Leeder und Welden behandelt in den ersten beiden Teilen das Gerichtswesen.

Im ersten Teil geht es um die Gerichtspersonen, deren Wahl und Vereidigung, im zweiten um den Ablauf einer Gerichtsverhandlung, welcher bis ins kleinste Detail vorgeschrieben wird.

Erst in der sogenannten „Dritten Ordnung“ geht es um die Regelung des alltäglichen Dorflebens.

In der Einleitung für letztere heißt es: „Darauf soll der Vogt zu Leeder im Namen seiner gnädigen Herrschaft jeder Zeit fleißig eine solche Ordnung, welche zur Erhaltung beider Dörfer Wohlfahrt, Ehrbarkeit und Zucht, auch zur Verhütung derselben vor Unrat und Schaden, alle mögen danach tun, die Hindersten und Einwohner daselbst freilich in allem, unablässig und nachgesetzt gehorsamst gelebt werden.“

In der Reihenfolge der Leederer Dorfordnung führe ich nun die einzelnen Punkte auf (sprachlich für uns Unverständliches wurde von mir vorsichtig

und orthographisch dem heutigen Sprachgebrauch angepaßt. Etwaige Erklärungen sind in Klammern beigelegt):

- von der Gemeinde Vierer und Roßbeschauer und dessen Entlohnung
- vom Vereiden der Beamten und Beschäftigten z.B. Roßbeschauer, Pfänder und Holzwart
- die Gebote und Verbote „für alle Mann- und Weibspersonen, Tochter und Sohn, jung und alt, die Knecht, Bauern, Buben, die Mägde und Bauerndienstmägdelein.“
- vom Gottesdienstbesuch und Ausübung des christkatholischen Glaubens
- vom Verheiraten der jungen freien Leut
- vom Verheiraten der Leibeigenen dann was die Untertanen der Herrschaft zu leisten schuldig sind (z.B. Frondienste),
- Pflichten des Schmieds, Baders, Mesmers, Brunnenwartes und des Wirtes.

Als Beispiel für die genau festgelegten Bestimmungen, die von seiten der Herrschaft auferlegt wurden, führe ich im folgenden drei Punkte in ihrer gesamten Länge auf:

„Außerhalb der Wirtshäuser nirgends zu spielen.“

Es soll auch in diesem Gericht und seinen Zugehörungen weder zu Dorf, Feld noch Holz außerhalb der gemeinen (öffentlichen) Tafernen, Bier- und Wirtshaus um mehrer Geld oder Geldwert, als um einen Pfennig bei Tag bis zu der Vesper Zeit gespielt, oder bei Tag bis zu der gleichen bei jemand anderem oder seinem Haus das zu treiben und zuzulassen, keineswegs gestattet werden.

Würde aber einer oder mehrere daselbe darüber gestatten, so soll man einen jeden Übertreter so oft er's überfährt, bei Tag um einen Gulden, bei Nacht um zwei Gulden unablässig zu bezahlen strafen, danach weiß sich jeder zu richten.

Wieviel die Wirte den Unterthanen verbieten und borgen sollen.

Nach dem bisher ettliche Bauern, Söldner und Einwohner des Dorfes zu Leeder und Welden weder sich selbst noch ihre Weiber und Kinder bedenken, sondern so lang der Wirt aufträgt und borget, hienein auf die Kreiden (Kredit) zechen und zehren, bis endlich ihren armen Weib und Kindern ihre Kuh, davon sie ihr Nahrung haben sol-

len, aus dem Stall hinweg getrieben wird.

Sollchem Übelhausen zuvor zu kommen, dem armen Weib und den Kindern bei Zeit behilflich zu sein, will hiermit die Herrschaft den jetzigen und allen zukünftigen Bier- und Weinwirten mit allem Ernst geboten und eingebunden haben, daß sie einem Bauren nicht über vier Gulden, einem Söldner nicht über zwei Gulden aufzuschlagen vertrauen, borgen oder dieselben in ihr (Schulden-)Register tiefer hinein kommen lassen sollen.

Sollte aber ein oder anderer oder zukünftiger Wirt den Bauren oder Söldnern wider dieser Gebot und Verbot weiteres oder mehreres verborgen und vertrauen, so sollen die Bauren und Söldner das selbige, es sei gleich viel oder wenig, zu bezahlen nicht schuldig sein.

Auch bei Anrufung der Herrschaft, des Vogts oder eines Erbaren Gerichts werden die Schulden nicht anerkannt noch verschafft. Außerdem will sich die Herrschaft gegen die Wirt wegen dem übertretenen Verbot die gebührende Strafe ausdrücklich vorbehalten haben.

Doch wo sich auf den Hochzeiten, Stuhlfesten und Kirchweihen einer ein mehreres vertät, so soll damit kein Bier- noch Weinwirt, so er in acht Tag auf das längst nach der Hochzeit, Stuhlfest oder Kirchweih im Beisein von des Bauren oder Söldners Weib und Hausfrau gewisslich abrechnet, Gefahr tragen, sondern jeder Bauer und Söldner zu zahlen schuldig sein. Doch soll keinem Wirt ein Überfluß darin zu brauchen, keineswegs zugelassen sein. Danach weiß sich jedermann zu richten.“

„Strafordnung:

- vom Freveln, falsch und anderen Strafwidrigen Handlungen
- Straf und Buße wegen der Scheltwort (Fluchen, üble Nachrede, Verleumdungen)
- Lugstraf mit zugelegter Ursach und angehengeten Schmachworten
- Schmach und ehrenrührige Wort.
- Ein Widerruf
- von frevenderlicher Handanlegung
- Beschädigung, zwicken, schlagen, werfen oder dergleichen
- raufen und schlagen mit unbewaffneter Hand
- vom Werfen und Schießen.

Straftaten, die vor der Herrschaft oder deren Behausung, oder in Hof, in der Kirche oder Kirchhof, im Bad, bei den Balbierern, oder in der Mühle und Schmidten freveln.

- von der Notwehr
- vom Verwarten (Auflauern)
(die Pflicht irgendwelche Übertretungen, gleich welcher Art, der Obrigkeit anzuzeigen)
- vom Gotteslästern und Unzucht auf der Gassen.
- vom Zutrinken:

Nachdem das Zutrinken (Saufen) nicht allein Gott zuwider ist und der „Teutschen Nation“ abfall ist und daraus allerlei Leichtfertigkeit, Totschlag und andere Gefährlichkeiten entspringen, so will die Herrschaft in Zukunft alle Völlerei abgestellt und vermieden wissen.

Wurde aber einer erwischt, daß er dabei einige Mißhandlungen beging, der soll sowohl wegen der Mißhand-

lung, als wegen Trunkenheit gestraft werden.

- von Unzucht und anderer Unlauterkeit
- vom Überschneiden, Mähen und dergleichen Sachen
- vom Überackern und Überzäunen
- von Meß, Maß, Gewicht und dergleichen“

Im Schlußsatz der Dorfordnung heißt es dann:

„Die Herrschaft hält sich jeder Zeit vor, entweder die Ordnung zu mindern oder zu mehren oder gar abzutun, danach soll sich ein jeder eindringlich richten und sich künftig niemand mit der Unwissenheit entschuldigen.“

Anmerkung

¹ Paul Gehring, Weistümer und schwäbische Dorfordnungen, in Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 4/1940, S. 48–60

Quellen

Jakob Strobl, Chronik Leeder 1928, Gemeinde-Archiv Fuchstal;
Gerichtsordnung Leeder und Welden betreffend anno 1595, Fugger-Archiv Dillingen A. 30.1.1.(a)

Literatur

Peter Blickle, Deutsche Ländliche Rechtsquellen, Stuttgart 1977
Pankraz Fried, Die Ländlichen Rechtsquellen aus den pfalzneuburgischen Ämtern Höchstädt, Neuburg, Monheim und Reichertshofen, vom Jahre 1585, Sigmaringen 1983

Ein einzigartiges Dokument aus dem Schwedenkrieg

Zettel aus dem Jahre 1632: Die Landsberger wollen mit den Schweden verhandeln

Von Klaus Münzer

Unter den Akten des Landsberger Stadtarchivs aus der Zeit des 30jährigen Krieges findet sich ein kleiner Papierfetzen, auf den von flüchtiger Hand mit Bleistift enge Zeilen gekritzelt sind. Dem Schreiber muß als Unterlage ein grobes Holzbrett gedient haben, da sich die Maserung in den Schriftzügen durchgedrückt hat.

Die Überschrift „Puncten zum Accordieren“ verdeutlicht bereits die Situation, in der dieser Zettel beschrieben wurde:

Am 4. Mai 1632 erschien vor dem Lechtor ein schwedischer Trompeter, der ein Schreiben des Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe überbrachte, welcher von König Gustav Adolf zum Generalstatthalter und Oberkommandierenden im Schwäbischen Kreis und Statthalter von Augsburg ernannt worden war.

Graf Hohenlohe fordert darin den Rat zur Übergabe der Stadt an die Schweden auf und verspricht im Namen der Königlichen Majestät zu Schweden, die Bürger samt Weib und Kindern an Leib, Leben, Hab und Gut zu schützen mittels einer Truppe, die als eine „Salva Guardia (= Schutzwache) bei euch einzulogieren“ wäre, „wie Ir Mayestatt mit andern freywillig unnder dero Gehorsamb sich ergebenen Stätten höchst rhuemblich (=rühmlich) gethon (= getan habe).

Im widrigen Falle würden die Landsberger mit der Gewalt der Waffen

überzogen und hätten dann den Untergang der Stadt und das Unheil für Weib und Kind sich selber zuzuschreiben.

Am Schluß dieses Schreibens verlangt er „bey besagtem Trompeter Eur entliche unaufheftliche Anntwort!“.

Das Schreiben ist in Augsburg am 22. April 1632 ausgefertigt. (Allerdings datierten die Schweden als Protestanten nach dem alten Julianischen Kalender, da sie die Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. vom Jahre 1582 nicht übernehmen wollten. Für die katholischen Landsberger war der 22. April der 2. Mai!)

Kontakt mit Mindelheim

Das war also die Situation, in der sich die Landsberger nun befanden. Augsburg und viele schwäbische Städte, darunter Donauwörth, Ulm und Memmingen, hatten sich den Schweden kampflös ergeben.

Die Landsberger hatten auch bereits zehn Tage vorher mit Mindelheim Kontakt aufgenommen, das ebenfalls den Schweden die Tore geöffnet und nach Landsberg berichtet hatte, was die Schweden von ihnen, vom Stift Kempten und vom Kloster Irsee gefordert hatten. Daraus ersahen die Landsberger Stadträte, daß man mit den Schweden verhandeln („accordieren“) konnte.

Und nun lagerten die Schweden unter Oberst Burt auf dem Lechfelde und schoben sich immer näher an die Stadt

heran, in der nur das Landsberger Stadtfähnli mit 250 Mann und 50 herzogliche Kriegsknechte unter Hauptmann Dann lagen. Verstärkung war nicht zu erwarten, da die herzogliche Streitmacht sich auf einen schwedischen Vorstoß nach Regensburg einstellte.

Trompeter erwartet Antwort

Nun erwartete also der Trompeter vor dem Stadttore eine Antwort auf die Forderung nach Übergabe der Stadt. Wohl in dieser Situation berieten sich die Stadtväter, das waren der Bürgermeister im Amt mit seinen drei Bürgermeistern und den restlichen vier des Inneren Rates, was zu erwidern sei.

Als man sich entschloß, dem Beispiel der schwäbischen Städte angesichts der schwedischen Übermacht zu folgen, wurden wohl die abgebildeten „Puncten zum Accordieren“ als unmittelbare Antwort an Generalstatthalter Graf Hohenlohe entworfen und auf den Zettel geschrieben:

„Erstlich vermög Gräflichen schreiben mit weib vnd Khindt hab vnd guet versichert vnd vnspolirt (= ungeplündert) verbleiben
Für die Einquartierung zebiten
Die Catholische Religion frey zelassen
wann man Accordiert fridt vnd sicherheit zehalten
Die Torschleiß vnd anderen gewalt für gemaine Statt zu begeren
Die wachen beederseiths zu gleich zehalten

Die Empter (= Ämter)verwaltung vorzehalten (= zu behalten)
Man soll vns nit werloß (= wehrlos) machen
Wem man den Quartier geben soll“

Die folgenden sieben Zeilen, davon fünf auf der Rückseite des Blattes, sind

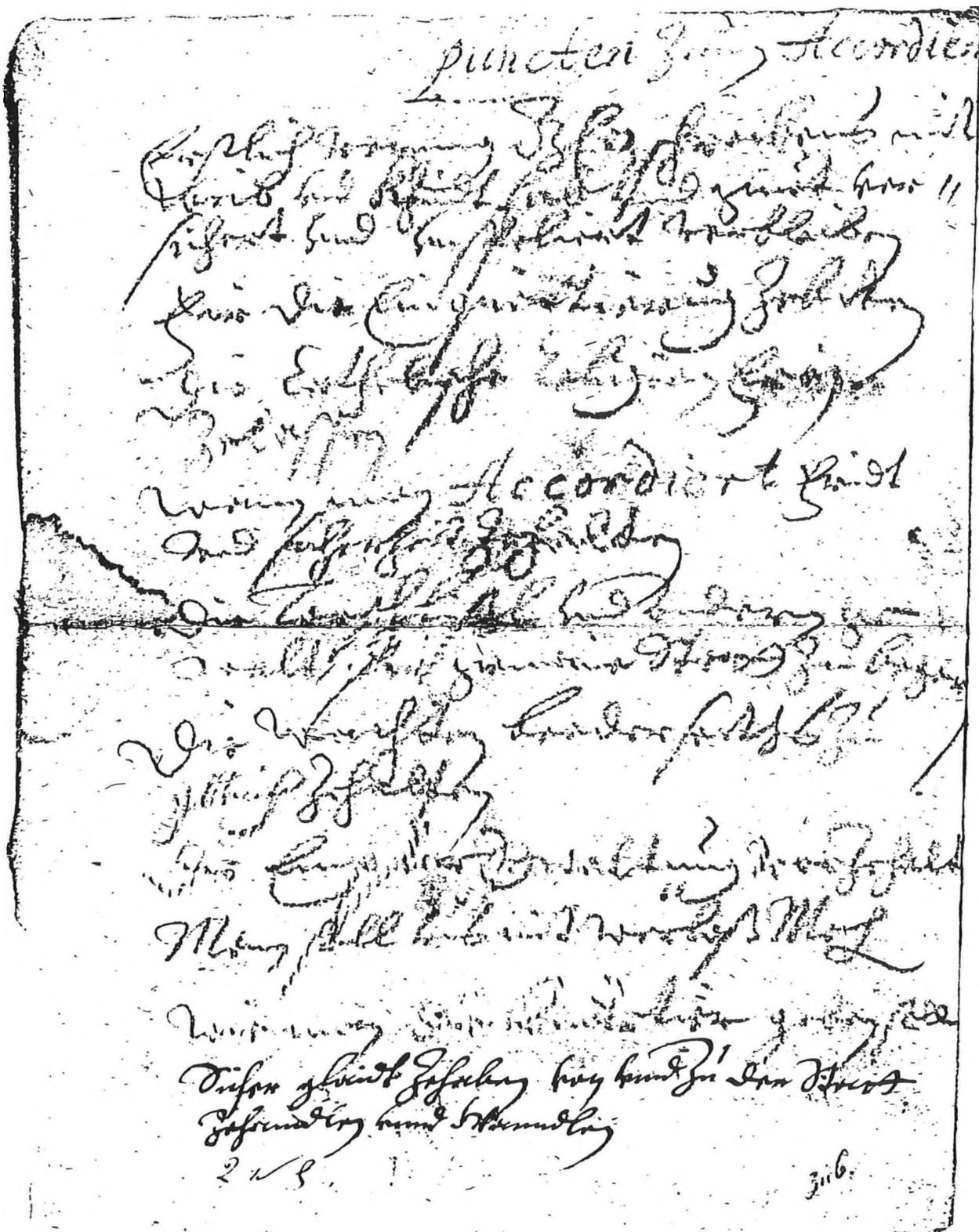
nachträglich mit Tinte von ruhiger Hand hinzugefügt worden:

„Sicher glaidt (= Geleit) zehaben von vnnnd zu der Statt zehandlen vnd wandlen Roß vnnnd Vich (= Vieh) soll unverhindert waidt vnnnd wasser besuechen derffen Alle Varennte gieter (= fahrende Güter), sambt den herein geflehneten

(= Hereingeflüchteten) sollen Salva guardia haben (= unter Schutz stehen) Traidt (= Getreide) Salz vnd gelt soll unverndert verbleiben“

Diese mit Tinte geschriebenen Vereinbarungen sind offensichtlich nachträglich ausgehandelt worden, anscheinend in einer ruhigeren Umgebung. In-

haltlich nicht ganz klar ist übrigens die vierte Bleistiftzeile „Für die Einquartierung ze biten“. Vielleicht ist biten hier im Sinne von „aufschieben“ gebraucht (mittelhochdeutsch „biten“ bedeutet warten, und die „Bitt“ bedeutet auch der Aufschub). Aufschiebend wirkt ja auch die letzte Bleistiftzeile: „wem man den Quartier geben soll“, was ja als Frage gestellt ist und wohl nicht prompt beantwortet werden wird.



Ein kleiner handgeschriebener Zettel, der im Landsberger Stadtarchiv unter den Akten des Dreißigjährigen Krieges zu finden ist, gibt Aufschluß über die Kapitulationsverhandlungen der Stadt am 4. Mai 1632.

Was Jesuiten im 30jährigen Krieg als Augenzeugen in Landsberg erlebten

Übersetzt und überarbeitet
von Klaus Münzer

Über die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges in Landsberg ist aufgrund der Quellen im Stadtarchiv schon viel veröffentlicht worden¹. Die politischen und militärischen Vorgänge standen dabei meistens im Mittelpunkt; die subjektiven Erlebnisse aus unmittelbarer Anschauung traten eher zurück. Wenig erschlossen sind auch die lateinischen Berichte der Jesuiten, die teils für den Provinzial und den Ordensgeneral, teils für die Nachwelt verfaßt wurden.

Diese Quellen finden sich entweder im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München oder im Stadtarchiv Landsberg. Hier in Landsberg sind es drei Manuskripte, bisher noch unveröffentlicht, zwei über die Kriegsjahre 1632 bis 1635 und eins über 1646. Das erste ist von dem Landsberger Jesuiten Albert Muscaius verfaßt, das zweite nennt keinen Autor, doch läßt sich aus dem Text erschließen, daß er P. Adam Dändtl hieß. Dieses ist der umfangreichste Bericht über die Ereignisse von 1632 und 1633 und enthält auch die Erlebnisse der jesuitischen Geiseln in Augsburg. Das letzte Manuskript nennt ebenfalls keinen Autor, es berichtet von der Besetzung Landsbergs durch die Franzosen und Schweden im Jahre 1646.

Diesen Berichten aus dem Landsberger Stadtarchiv soll aber ein weiterer eines anderen ungenannten Landsberger Jesuiten vorangestellt werden, der im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München aufbewahrt wird und den „Excerpta ex Historia Domus Landspergiensis Societatis Jesu“ entnommen ist². Der Vergleich dieser Texte ist nicht ohne Reiz.

I.

1632 und 1633 Auszüge aus der Geschichte

Die Stadt Landsberg wechselt innerhalb acht Monaten siebenmal ihre Herren.

1632: In den drei ersten Monaten dieses Jahres flehten unsere Novizen Tag und Nacht unter Gebeten und Kasteiungen des Leibes zu Gott, um den Feind von uns fernzuhalten. Das Haus hatte 123 Insassen; unter diesen sieben, die aus der rheinischen Provinz hierher geflohen waren, und neun bei uns neu aufgenommen; dennoch schmolz das Noviziat nach drei Monaten aus dem folgenden Anlaß auf wenige zusammen. Als nämlich der Schwedenkönig Gustav Adolph, seinen lutheranischen Bundesgenossen in Deutschland zu Hilfe kommend, den Rhein überschritten hatte und nach Einnahme der meisten Städte

Frankens mit der feindlichen Heeresmacht bis zum Lech vorgedrungen war, lag nichts näher, nachdem sich die Augsburger ihm angeschlossen hatten, als daß auch das benachbarte Landsberg in die Gewalt der Feinde käme, zumal sie die freie Lebensmittelzufuhr auf dem Lech, an dem Landsberg liegt, anstrebten. Deshalb wurde unseren Novizen freigestellt, ob sie zu den Ihrigen zurückkehren oder mit uns das gleiche Los teilen wollten. Als alle standhaft versichert hatten, lieber das Äußerste zu wagen, als das einmal fürs Leben empfangene Ordenskleid abzulegen, brachen am 19. April – nachdem der ehrwürdige Pater Provinzial vorangegangen und ihnen eine Zuflucht in Tirol bereitet hatte – der ehrwürdige Pater Rektor mit vierzig nach Tirol und Pater Franz Dichtl mit vierzig weiteren nach Konstanz auf. Hierauf, nachdem am Mittag die Bürger wegen dieser Abreise sehr erregt und gegen uns geradezu aufreißerisch aufs höchste aufgebracht waren, wurde hier der ehrwürdige Pater Otto Weller als Bevollmächtigter anstelle des Superiors zurückgelassen, mit ihm fünf Patres und fünf alte Laienbrüder, die sich teils um das Haus, teils um die Bürger kümmern sollten. Von diesen begaben sich kurz darauf drei Patres und ein Laienbruder ebenfalls nach Tirol. Hierauf machte sich ein Laienbruder aus einer anderen Ordensprovinz mit den Schweden davon und fiel vom Glauben ab; er nahm einige Sachen aus unserm Hause mit. Nicht lange danach wurde ein Pater aus Tirol zur Unterstützung der beiden Patres zurückgerufen. Dieser wagte sich allzu dreist, wenn auch in Bauernkleidern, auf die Hauptstraße (via regia), wurde von den Schweden abgefangen und traf übel zugerichtet im Münchner Kolleg und von dort aus bei uns ein.

Bürger und Jesuiten unterschiedlich behandelt

Nach dem Abzug der Unsrigen ergab sich Augsburg den Schweden, und am 5. Mai auch Landsberg unter Bedingungen, von denen die wichtigsten waren, daß die Religion sowie unsere und die anderen Priester unbeschadet blieben und keine Besatzung hineingelegt würde. Als dann die Stadt die vom [schwedischen] König geforderte Geldsumme erlegt hatte, zahlten auch wir tausend Gulden. Die letzte Bedingung wurde dann aber nicht eingehalten: am 19. Juli nämlich drang der schwedische Heerführer Andreas Koketiski, ein Schlesier, mit seiner ganzen Heerschar vertragsbrüchig in die Stadt ein, besetzte die Mauern, Türme und Stadttore und führte sich so überheblich und grausam auf, daß die bedrängten Bürger den kaiserlichen Heerführer Kratz in

die Stadt einrücken ließen mit einigen tausend Mann, der die Schweden niederzulegen, ausplündern und in die Flucht schlagen ließ und den Bürgern zu deren großer Freude ihre Freiheit wiedergab. Aber freilich währte diese Freude nicht lang. Als Kratz nämlich vom Anrücken der Schweden erfuhr, machte er sich mit seinen Truppen davon, um, wie er sagte, die Hauptstadt Oberbayerns, München, zu verteidigen. Keinerlei Besatzung ließ er in unserer Stadt zurück, was unsere Stadtbewohner in großen Schrecken versetzte, zumal als das Gerücht überbracht wurde, daß der Feind mit großer Streitmacht anrücke und Landsberg zur Rache für seine Verluste mit Feuer und Schwert verwüsten wolle. Daher wurden am 23. Juli die schwedischen Heerführer Banner und Bernhard von Weimar bei deren Ankunft widerstandslos in die Stadt eingelassen. Als diese nach sorgfältiger Untersuchung den für die Herbeiführung Kratzens Verantwortlichen nicht auffindig machen konnten, enthielten sie sich allerdings jeglicher Feindseligkeit, legten aber die von Kratz vertriebene Einheit wiederum in die Stadt. Diese sprangen grausamer als zuvor mit den Bürgern um, welche für sie gleichsam die Verräter ihrer Kameraden waren. In diesen Verdacht, Kratz herbeigerufen zu haben, gerieten auch wir, fälschlich bezichtigt von irgendeinem Verleumder. Aber unsere Rechtfertigung wurde vom Heerführer akzeptiert, so daß die Angst vor der Einkerkierung, welche unsere Freunde befürchteten, von uns genommen wurde; und diese ganze Zeit über behandelte uns jener schlesische Heerführer äußerst zuvorkommend, er pflegte unser Haus und unseren Garten häufig aufzusuchen, wenn auch die Bürger bei den Arbeiten zum Mauerbau schonungslos behandelt, daheim von den Soldaten aufs höchste belästigt und gezwungen wurden, den Offizieren wöchentlich unglaubliche Geldsummen zu zahlen. Von all dem wurde unser Haus durch die Gunst des Feldherrn verschont, ausgenommen, daß er täglich mit seinem Stabe sich bei uns aus Vorratskammer und Keller versorgen ließ.

Am zehnten August aber wurde von unserm erlauchtesten Kurfürsten Herr Ottheinrich Fugger mit nicht wenigen Truppen beauftragt, die Stadt zu erobern, die er nach achttägiger Belagerung auch einnahm. Danach konnten die Bürger und auch wir aufatmen, so daß etliche Veteranen und Novizen nach hier zurückkehrten, dreiundzwanzig an der Zahl.

Doch am 27. wiederum, nachdem die Stadt nach und nach von Verteidigern entblößt worden war, begannen die Feinde unter dem Herzog Christian von Birkenfeld sie zu belagern. Zahlreiche Geschosse schlugen in unserem Hause ein. Dennoch wurde keiner von

uns dadurch verletzt, was zweifellos göttlichem Schutze zu verdanken war. Besonders drei von uns, die hatten kurz zuvor ihre Zellen verlassen oder waren vielmehr von ihrem Schutzengel hinausgeführt worden. Nach zweistündiger Belagerung wurde die Stadt schließlich übergeben. Eine riesige Geldsumme wurde von uns gefordert, und die Bürger wurden weit grausamer als früher von Caspar de Mortaigne, dem die Stadt überlassen worden war, traktiert. Wir aber wurden durch das Wohlwollen des Militärkommandanten, eines Katholiken, milder denn je behandelt.

Als schließlich am Tage der Unschuldigen Kinder [26. Dezember] unsere Feldherren Aldringer und Fugger anrückten, verzweifelten die Schweden an ihren Soldaten, meist jungen Rekruten, und ergaben sich nach etwa zweistündiger Beschießung. So also wechselte diese Stadt innerhalb von acht Monaten siebenmal ihren Besitzer.

Wiederum ist die Stadt umkämpft

1633: Am 15. April 1633 rückten die Schweden schon wieder zur Belagerung der Stadt heran, begannen diese am 17. und bemächtigten sich ihrer nach dreitägiger Belagerung trotz tapfersten Widerstandes der Bürger, die jenen große Verluste zufügten, zu nächtlicher Stunde. Vier Tage lang erfüllten sie die ganze Stadt mit Mord, Raub und Zerstörung der Befestigungen. Während die Soldateska wütete, erstrahlte wunderbar um uns die Vorsehung und das Erbarmen Gottes. Denn obgleich die Soldaten nahe bei unserm Haus durch die Stadtmauern eindringen und laut riefen, wo denn unser Haus sei, so erblickte es doch keiner, gleichsam wie die Assyrer zur Zeit des Elisäus, sondern sie stürmten am Haus vorbei in die Stadt herab. So war der oberste Heerführer Leonhard Torstenson, ein Schwede, der erste, der mit acht Soldaten unser Haus betrat und es diesen zur Bewachung anvertraute. Am nächsten Tag war das ganze Haus voller Gäste, vorzugsweise hohen Offizieren, Predigern und Augsburger Herrschaften, die alle aufs üppigste zu bewirten waren. Täglich durchstöberten Soldaten Haus und Keller, Lebensmittel- und Getreidevorräte, und am letzten Tage trieben sie alles Vieh fort und verschleppten drei Patres nach Augsburg, die bald darauf nach Erlegung der Summe von 3000 Gulden zu uns zurückkehrten. Das Getreide aber, das sie aus Furcht vor den Kroaten nicht fortschaffen konnten, blieb uns damals, so daß wir uns das restliche Jahr über kärglich davon ernähren konnten. Ebenso behielten wir die Hälfte eines geschlachteten feisten Ochsens, die sie nicht mehr fortschaffen konnten.

Auf diesen beklagenswerten Verlust folgte eine zweitägige Plünderung der Stadt, die aus der Sicht der Bürger schlimmer war als die vorhergehende, wenn man davon absieht, daß niemand sein Leben verlor. Sie begann ausgerechnet am Abend des St. Michaelista-

ges, als niemand an so etwas dachte, geschweige denn befürchtete. Da drang Nikolaus Sperreiter mit 3000 Mann in die Stadt ein, plünderte sie unsäglich und führte zwei Ratsherren und unseren P. Superior mit einem Laienbruder gefangen fort und zog am 10. Oktober mittags ab. So ziemlich auf halbem Wege zwischen Landsberg und Augsburg überfiel sie auf dem Marsche Johann von Werth, nahm ihnen einen großen Teil ihrer Vorräte [Ausrüstung] ab und tötete viele oder zwang sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sobald sich aber die zerstreuten Schweden wieder gesammelt hatten, führten diese die Unsrigen als Gefangene in die Reichsstadt Weißenburg, wo sie etwa ein halbes Jahr zubringen mußten.

Inzwischen wirkte anstatt des gefangenen Vizerektors der ehrwürdige P. Balthasar Heufler als Bevölmächtiger. Während dieser ganzen Besetzung gab es die folgenden wunderbaren Beweise für Gottes Gunst gegenüber uns und den Bürgern:

1. daß niemand – außer einem unvorsichtigen Mädchen auf der Mauer – von einem Geschoß zerfetzt wurde;
2. daß die eingeschlagenen Geschosse keinen Brand ausbrechen ließen, ohne daß er sofort sicher erstickt werden konnte;
3. daß ein einziges Geschoß einen recht großen Teil unseres Daches traf und abdeckte, aber sechs weitere nahe beim Dache einschlugen, ohne größeren Schaden an Mauer und Dachung anzurichten (so daß die Häretiker dies magischen Praktiken, wir aber zusätzlichen Segnungen der Kirche durch P. Melchior Härtel zuschrieben); die meisten schlugen wirkungslos im Garten ein.
4. daß die Abrückenden zwar an vielen Stellen Brände legten, die aber von den Bürgern entdeckt, gelöscht oder erstickt wurden.

Die Grausamkeit der Häretiker gegenüber den katholischen Städtern, sowie die Standhaftigkeit der Mädchen und Frauen bei der Verteidigung ihrer Tugend möchte ich sodann mit wenigen Worten streifen.

Dreihundert kamen beim ersten Einfall dieses Jahres ums Leben, viele ließen sie mehr tot als lebendig zurück, anderen setzten sie mit ausgesuchten Quälereien zu. Mädchen, die von hoch oben herab- oder in den Lech hineinsprangen, kamen auf wunderbare Weise davon. Eine, die mit einem an sich tödlichen Stich lange darniederlag, genas durch das wundertätige Öl unseres heiligen Vaters Ignatius. Zwei andere wurden, strahlend wie Märtyrer, getötet. Ein Beispiel göttlicher Rache möchte ich auch hinzufügen: Zwei, die eine seit alters her von den Frauen verehrte Figur der allerseligsten Jungfrau als Kindbeterin in der Pfarrkirche beraubt und schändlich zugerichtet hatten, gerieten beim Würfeln um die Teilung der Beute in eine solche Wut, daß der eine den anderen umbrachte und jener deswegen am Galgen erhängt wurde.

(Übersetzt aus dem Lateinischen von Klaus Münzer.)

II.

1632–1635

P. Albert Muscai berichtet

Was Albert Muscai², Manuductor, in Landsberg zur Zeit des Schwedenkrieges 1632 bis 1635 meistens persönlich erlebt hat.

Jahr des Herrn 1632: Da man zu Beginn dieses Jahres einen Einfall des schwedischen Königs Adolf Gustav nach Bayern fürchtete, fing man an, die Wertsachen unseres Hauses einzupacken und schickte sie fort. Den Novizen, leicht 80 an Zahl, eröffnete man die bevorstehende Gefahr und ließ ihnen die Wahl, ob sie entweder unter Anlegung weltlicher Tracht zu den ihrigen zurückkehren wollten, freilich mit der Bedingung, daß sie nach Beruhigung der Kriegslage hierher zurückkehren, wobei ihnen die Zeit der Abwesenheit vom Probationshause als Anwesenheit zugute gerechnet würde, – oder ob sie die Soutane anbehalten und mit uns alle Wechselfälle auf sich nehmen wollten. Da nun alle einstimmig das letztere erwählt hatten, wurden sie am Montage nach dem Weißen Sonntag (Quasimodo), das war am 19. April, in zwei Scharen geteilt; die eine ging unter Führung des Hochw. P. Rektor nach Tirol, die andere unter seinem Gehilfen P. Franz Dietel in die Schweiz; einige Patres und Fratres des Augsburger Kollegs waren ihnen vorausgegangen.

Bürgerhaß gegen Jesuiten

Die Abreise regte die Bürger derart auf, daß sie die Patres beschimpften und bespuckten, am folgenden Tage mehrere in weltlichen Kleidern Entlassene ausplünderten und gegen unser Haus anstürmten. Ein Teil erpreßte von uns Bier, ein anderer schwang Steine drohend in den Händen, als ob sie uns steinigen wollten. Wegen dieses Aufschlages schickte der Rat der Stadt jemanden mit der Entschuldigung, daß all dies nicht auf seine Veranlassung geschehen sei. Zu einem Eindringen in unser Haus kam es jedoch nicht.

Als aber Augsburg von den Schweden besetzt war, zogen nach und nach noch einige Veteranen ab, die alle in Bayern und Tirol schimpflich aufgenommen wurden, weil behauptet wurde, wir seien die Anstifter dieses Krieges gewesen und ließen nun die armen Bürger im Stich und suchten sichere Plätze auf. Standhaft blieben immer hier von Anfang dieser Kriegswirren bis zum Ende, vom Falle Augsburgs bis zu dessen Wiedergewinnung P. Superior und der Prediger sowie drei Laienbrüder. Etwas hätte ich fast vergessen, was ich vom hochedlen Herrn Praefekten in Schongau erfuhr: daß nämlich ein Schiffer (ein flosman) damals gegen den ehrwürdigen P. Welser ein Beil geschwungen habe, als ob er ihm einen Hieb versetzen wolle. Gewiß sind zwei Novizen mit Schlägen bedacht worden, bei dem einen sah ich die Spuren davon

im Gesicht; auch in den Gasthäusern fanden sie kaum Aufnahme. Von so großem Haß glühten damals die Katholiken gegen uns.

Nach vier Monaten im Exil wieder zurück

Ich habe mich vier Monate im Exil mit einem anderen Pater als Gefährten bei einem Pfarrer aufgehalten, der drei Stunden von Innsbruck entfernt wohnte. Von diesem wurden wir aufs freundlichste behandelt und waren ihm, seinen Hausleuten und der ganzen Pfarrei recht lieb.

Im September, als Landsberg wieder von den Kaiserlichen zurückerobert worden war, wurde ich mit einem Laienbruder zurückberufen, wo ich das, was ich nun berichte, persönlich erlebt habe. Kaum einen Monat hatte ich hier zugebracht, als sich Unruhe und Furcht verbreitete, daß die Augsburger oder die Schweden im Anmarsche seien, was auch wirklich zutraf. Denn am Vortage von hl. Simon und Juda, in der Frühe nach dem Ave-Maria-Läuten, begrüßten sie uns etwa zwei Stunden lang mit recht großen Geschützen und zielten besonders auf unser Haus. Da hätte eine Kugel, die durch ein Fenster einschlug und ein Gewölbe zerstörte, ohne Zweifel einen unserer Patres getötet, der in seinem Zimmer studierte, wenn er nicht kurz vorher – sicher auf göttliche Eingebung – das Zimmer verlassen hätte. Als dann die Stadt durch Akkord, wie es hieß, übergeben worden war, mußten wir etliches Geld, Wein und Bier drangeben. Teuer kam uns auch der Soldat, der zum Schutze unseres Hauses beordert wurde. Aber dieser wurde abberufen, und als Nachfolger teilte uns der katholische Kapitän ebenfalls katholische Soldaten zu. Diese saßen mit uns zu Tisch und kamen besser mit uns aus, ebenso die übrigen schwedischen Hauptleute, von denen sich einige sogar mit uns unterhielten, wie auch einige Soldaten, welche häufig freundschaftlich unser Haus besichtigten und auch den Gottesdienst besuchten, mehr übrigens als die Kaiserlichen. Daher bezeichnete uns nicht zu Unrecht ein kriegsgefangener bayerischer Offizier als Neutrale, weil wir mit beiden Seiten auskommen konnten.

Als die Schweden fast zwei Monate in der Stadt gehaust hatten und die Bürger durch Geldeintreiben und auf andere Art gequält hatten, siehe, da tauchen am 18. Dezember mittags die Kaiserlichen auf, erschüttern aufs heftigste durch schwere Geschütze die Stadtmauern und waren nahe daran, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen, wenn sie nicht, getäuscht durch ich weiß nicht was für ein Gerücht oder aus Furcht, nachts von der Stadt abgezogen wären. Am 28. des selben Monats jedoch kehrten sie wieder zur Stadt zurück, beschossen sie abermals mit schweren Geschützen und wurden nach sechs Stunden eingelassen. Die schwedischen Offiziere wurden gefangen abgeführt, die Kapitulation der Soldaten wurde akzeptiert. Dann brachten

+

Albertus Muscaeus Manu-
ductor Landsbergae tempore
Suecici tumultus ab anno
Dni 32 ad 35 ibidem
facta sequentia
pleraque coram
vidit.

Annus Dni 32.
Principio huius anni cum Rex
Suecicus Adolph. Gustavus in Ba-
variam irruptione timeretur, pre-
tiosa nra aedis convasari coepta
sunt, aliq. amandata, Novitius
qui numerus 80 faule erant, instaur
periculum indicatum, optioq. illis data
ut aut resumptis vestib. secularib. ad suos
redirent ea tamen conditione ut belli tu-
multu sedato huc reverterentur, absenti-
aq. tempus a domo probationis illis pro
praesentia computaretur aut toga retin-
ta omnem aliam nobiscum experirentur.
Cum ergo unanimiter postulari omnes ele-
gissent feria 21 post Dom. Quasimodo que
fuit 19 Aprilis, in duas turmas divisi du-
cib. R. P. Rectore Tirolim et L. Francisco
Dietel eius Socio Helvetiam petierunt, eos
aliquot Prae E. Collegi Augulbari inco-
lae praecelherunt. Eorum detestatio adeo ciner
exacerbavit ut dicta et tanta impo eos iecerint,
et die insequente aliquos in vestib. seculari-
rib. dimittos spoliarunt et ad domum nram
accurrerint post ceremoniam ubi quentes,

Aus dem Jahre 1632 stammt dieser Teil der Aufzeichnungen des Jesuiten P. Albrecht Muscai, Manuduktor in Landsberg (siehe II).

sie Schwaben wieder in die Gewalt des Kaisers, jedoch mit Ausnahme der bedeutenden schwäbischen Städte Ulm und Augsburg.

Das Jahr 1633: Dieses Jahr war für die Landsberger höchst leidvoll wegen der zweimaligen Eroberung und Plünderung durch die Feinde. Die erste geschah am 19. April und dauerte bis zum 23. desselben Monats. In dieser Zeit feuerten die Schweden vier Tage lang, während die Stadt von den Bürgern in der Hoffnung auf Entsatz durch den nahen Aldringer verteidigt wurde, viele größere Geschosse besonders gegen unseren Garten und unser Haus ab. Jedoch nur eines zerstörte einen Teil unseres Hauses, während die übrigen meistens in dem Garten oder hart neben dem Hause einschlugen, ohne viel zu

schaden; freilich gingen alle Fenster zu Bruch. Nach Einnahme der Stadt aber wurden viele Bürger und Anwohner, die hierher geflohen waren, sogleich getötet, etliche andere so mißhandelt, daß viele nach und nach daran starben; die Unglücklichen wurden ausgeplündert und sehr viele gefangen fortgeführt, darunter sogar der Pfarrer, dessen Pfarrkirche übel daran war. Vor ihrem Abzug ließen die Feinde die Befestigungswerke schleifen und zerstören, daß sie den Bürgern keinen Schutz mehr bieten konnten.

Dem Pförtner eine Ohrfeige ...

Wir und unsere Kirche blieben durch Gottes Güte auf wunderbare Weise heil und unverletzt. Denn ob-

wohl die Soldaten in tiefer Nacht in die Stadt eingedrungen waren und bereits eine volle Stunde darin wüteten, so kam doch keiner vor dem obersten Anführer zu uns, der sofort vier Soldaten zu unserem Schutz beorderte; und als er uns alle, die wir nahe bei der Pforte auf Knien unseren Tod erwarteten, aufmerksam betrachtet hatte, hob er einen, der laut um Schonung flehte, mit der Hand auf mit dem Worten: „Herren und braven Soldaten wird kein Leid geschehen!“ Diesem folgte auf dem Fuße Schlammesdorfer, der dem Pförtner eine Ohrfeige versetzte und ein Faß Wein beschlagnahmte. Ein anderer Soldat versuchte unserem Bruder Magnus einen tödlichen Hieb zu versetzen, aber Magnus wich diesem aus und entfloh. Anderes mußten wir persönlich nicht erdulden. Der oberste Anführer nämlich, ein Schwede von Geburt, war früher als Gefangener in Ingolstadt von den Unseren, wie er sagte, freundlich besucht worden. Daher vielleicht gegen uns milder gestimmt, lud er sich zu Mittag zu uns ein und zu seiner Seite die höheren Offiziere und Augsburger Herren, sowie die Prediger und die bedienenden Soldaten. Diese alle belegten für vier Tage unsere Gemächer und den Speisesaal. Andere aber, die in der Stadt lagen, kamen den ganzen Tag über Bierfordernd zu uns herauf, so daß in kurzer Zeit unser mit 80 Fässern besten Bieres wohlgefüllter Keller leeresoffen war. Die Augsburger Schnapphähne aber führten aus dem Stalle alles Vieh fort und schafften einen großen Teil des Getreides weg. Auch den Rest hätten sie noch mitgenommen, wenn nicht die Furcht vor den Kroaten ihnen die Rückkunft verleidet hätte.

Bei seinem Abmarsche nahm der Oberkommandierende drei unserer Patres nach Augsburg mit, die aber nach kurzer Zeit nach Einlösung von 3000 [Gulden] frei zurückkehrten. Zur gleichen Zeit ließ uns ein anderer Anführer 5 Soldaten zurück, damit wir nicht etwa nach dem Abzug der Anführer von Soldaten ausgeplündert würden. Das tat er von sich aus, ohne daß wir darum gebeten hatten.

Der zweite Einfall geschah am Feste des hl. Michael, von niemandem erwartet gegen Abend durch eine ganzes Regiment unter Führung Sperreiters, das zwei Nächte und ebenso viele Tage hier blieb. Sie verletzten zwar niemand, schleppten aber das, was nach dem ersten Einfall übriggeblieben war, mit fort und entblößten so die Einwohner aufs äußerste, so daß angesehene Bürger ohne Schuhwerk, in Strümpfen und mit zerrissenen Kleidern wie Bettler auf die Gassen und uns klagend entgegenliefen. Der Anführer selbst erpreßte vom Stadtrat eine ungeheure Summe Geldes und führte trotzdem einige vornehme Männer gefangen mit sich fort, unter ihnen auch unseren P. Superior mit einem Laienbruder, damit er ihn gegen einen Prediger, der in Ingolstadt gefangen lag, austauschen könne. Jener Anführer beorderte gleich bei seinem Einfall zwei vornehme junge Militärs zu uns, die uns hervorragend beschützten und höflich mit uns umgingen. Als Lohn mußten

wir ihnen 100 Gulden und zwei Pferde geben.

Unser Superior wurde in Weißenburg, einer Freien Reichsstadt (*Imperiali oppido*) gut fünf Monate gefangen gehalten, nicht auf Veranlassung des Anführers, sondern der Bürger dieser Stadt, die hofften, für ihn noch mehr Gefangene auszulösen.

Schweden achten Neutralität der Stadt

Danach blieb Landsberg von weiteren Feindseligkeiten verschont, da es mit Zustimmung des Kurfürsten gegen eine monatliche Summe mit den Schweden Frieden geschlossen hatte, was Neutralität genannt wird. Diesen Frieden hielten die Schweden so unverletzlich, daß, obwohl sie ganz Schwaben besetzt hatten und darin lange unter den größten Verpflegungsschwierigkeiten blieben und endlich in Bayern einfielen und Landshut eroberten, dagegen Landsberg von ihnen doch keinerlei Arges widerfuhr, mehr allerdings von den um die Stadt streifenden und Beute machenden Kaiserlichen. Diese machten auch den Weg nach München unsicher, auf welchem Lebensmittel hergeholt wurden.

Während dieser Zeit der Neutralität beschlich die Stadtbewohner aber die Angst, die Schweden oder die Augsburger könnten abermals diese ausgeplünderte und geplagte Stadt überfallen, so daß viel der Ein- und Anwohner aus der Stadt entflohen. Diese Gerüchte ängstigten uns nicht weniger als die anderen, hatten wir doch, was erstaunlich war, dem schwedischen Befehlshaber in Augsburg so wenig bezahlt, obwohl viel Lösegeld von uns verlangt worden war.

Die Jahre des Herrn 1634 und 1635: Im Jahre des Heils 1634 erreichte uns gerade am Tage Mariae Geburt die freudige Nachricht von der Niederlage der Schweden bei Nördlingen. Danach marschierten die Kaiserlichen sofort hierher und wollten sich hier festsetzen, um Augsburg einzunehmen. Der Stadtrat aber ließ sie nicht ein, aus Furcht, die Stadt würde, wenn sie die Neutralität nicht wahrte, nach Abzug der Kaiserlichen von den Augsburgern schlimm behandelt werden. Schließlich, von den Kaiserlichen gezwungen, nahmen sie sie – was gut und gedeihlich sei! – in die Stadt auf. Diese Soldaten beschützten dann die Stadt gegen feindliche Angriffe und verhinderten die Verproviantierung der Augsburgers aus Bayern derart, daß diese sich im März 1635, von äußerster Hungersnot und Mangel an allen Dingen getrieben, sich zur Übergabe an den Kaiser gezwungen sahen, weshalb wir hier mit Recht jubelnd ein Tedeum anstimmten.

Seuche breitet sich aus

In diesen zwei Jahren herrschte auch die Pest, zweimal vom August bis in den Dezember, und raffte viele hinweg, noch mehr als vorher im Som-

mer der Hunger. Im ersten Jahre besuchten zwei von hier alle Angesteckten; unser Pater Prediger, der sich nicht angesteckt hatte, mit dem wir im Hause wohnten, ohne daß er selbst von uns abgesondert war; sein Gefährte, aber der älteste der Laienbrüder, wurde von der Pest ergriffen, legte sich nieder und wurde wieder gesund. Als die gleiche Seuche im folgenden Jahr drei Novizen befiel, pflegte sie dieser unversehrt. Von diesen starb einer, der Weltpriester und ein hervorragender Gelehrter (*Doctor*) war; die beiden übrigen, der eine ein Franzose und Student, der andere Sachse und Laienbruder, genasen. Während ich dies schreibe, ist die Zahl der Novizen so angewachsen, daß es siebzehn sind. Landsberg, am 24. Februar 1636. Derselbe wie oben Alb. Muscaius.

(Übersetzer:) *Perach*, 23. 8. [19]07. L. K. Wittmann, Pf.(arrer). *Durchgesehen und sprachlich überarbeitet von Klaus Münzer.*

Anmerkungen zu I. und II.

¹⁾ Franz Zwinger, Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Landsberg während des Dreißigjährigen Krieges. Programm der Kgl. Realschule Landsberg 1882. Derselbe, in: Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech, München 1889, Seite 51–66. Paul Winkelmayr, Die Leidenstage der Stadt Landsberg im Schwedenkrieg 1632/33; in: Landsberger Geschichtsblätter 30. Jgg. (1933) Sp. 1ff. A. Maier, Landsberg in der 2. Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; in: Landsberger Geschichtsblätter 38. Jgg. (1948), Sp. 1 ff. P. Sigbert Kalb, Landsberg im 30jährigen Krieg; in: Landsberger Geschichtsblätter 42. Jgg. (1952), Sp. 49–53. Ernst Vogt, Landsberg am Lech im Dreißigjährigen Krieg; in: Landsberger Geschichtsblätter 70./71. Jgg. (1972/73) S. 7–21. Eduard Pflanz, Torstenson zur Erstürmung Landsbergs; w.o. S. 22–26. Münzer/Schwab, Schwedische Greuelthaten im Kriegsjahr 1633. Aus den *Litterae Annuae* der Landsberger Jesuiten; in: Landsberger Geschichtsblätter 85./86. Jgg. (1986/87) S. 40–44.

²⁾ BayHStA München, Jesuitica 2018 I. Excerpta ex *Historia Domus Landspergiensis Societatis IESU*, fol. 29ff.

³⁾ Pater Albert Muscai wurde am 30. September 1577 in Augsburg geboren und trat mit 20 Jahren dem Jesuitenorden bei. Zunächst unterrichtete er viele Jahre Grammatik, dann wirkte er 34 Jahre lang ununterbrochen im Landsberger Hause als „*Novitorium Manuductor*“, was wohl soviel wie Betreuer der Novizen bedeutet. Aus seinem Nachruf in den „*Litterae Annuae*“ von 1658 (BayHStA München, Jesuitica 209) erfahren wir, daß er zwar nicht viel handelte, aber viel erduldet, sowohl als das Landsberger Probationshaus im Schwedenkriege vielmals bedrängt wurde, als auch während des Wüsten der Pest; dennoch sei er aus diesen Übeln immer unversehrt hervorgegangen. Er verstarb als Achtzigjähriger im Range eines *Coadjutor Spiritualis* am 27. März 1658.

III.

1632–1635

P. Adam Dändtl berichtet

Beweis für Gottes außerordentliche Vorsehung und wunderbare Nachsicht, welche Gott gegen die Seinen zu üben pflegt.

Im Jahre 1631 n. Chr. Geb. am Tage, als Magdeburg von den Unseren genommen wurde [= 20. 5. 1631], kam es mir, da ich in aller Morgenfrühe im Schlafe lag, vor, als ob das zwei Zimmern gemeinsame Gewölbe einstürze und ein ungeheueres Krachen verursache. Dies jagte mir größten Schrecken ein, und plötzlich ganz wach, dachte ich in der Liebe Gottes nach: Was ist das? Wozu dieses Krachen? Als dann das umlaufende Gerücht zu uns drang, Magdeburg sei von Tilly genommen, da dachte ich gleich: das ist wahr, und das Gerücht lügt nicht; denn der Vorfall im Schlafe schien mir dieses Gerücht nicht bloß anzuzeigen, sondern handgreiflich zu beweisen.

Geschoß zerstört Gewölbe

Im Herbst des nächsten Jahres 1632 aber dachte ich anders. Als nämlich der Schwedenkönig schon Herr Bayerns war und der Pfalzgraf von Birkenfeld am Feste Simon und Juda Landsberg belagerte [= 28. 10.] und mit ziemlich großen Geschossen Teile auch unseres Kollegs, besonders mein Zimmer beschoß, das ich neben P. Heinrich Eisenreich bewohnte, schlug eine riesige Kugel – es war eine halbe Kartaune – dort ein und warf das beiden Zimmern gemeinsame Gewölbe herunter. Da erkannte ich klar, was der Traum bedeutete, zumal die einschlagende Kugel das Zimmer so zerstörte, wie es mir im Schlafe vorgekommen war. Hierin kann man einen kräftigen Beweis für die göttliche Vorsehung erkennen: Denn dieses Zimmer mußte man inzwischen mehr als andere heizen, wegen des daneben wohnenden Paters, der keine Kälte mehr ertragen konnte; da ich nun wegen der großen Hitze dasselbe weder bewohnen, noch darin den Predigtstudien obliegen konnte, wechselte ich auf Geheiß des H. H. Paters Rektor in das Zimmer gleich neben der Kirche, bayerwärts [= nach Osten], in das meinige zog P. Konrad Bürgi. Und im Herbst darauf, im Jahre 1632, wo dieses Zimmer beschossen wurde, befand ich mich wegen der ungarischen Krankheit im Krankenzimmer, und ohne an die feindliche Beschießung oder irgendeine Gefahr zu denken, hatte ich wirklich nur mit meiner Krankheit zu tun. Morgens nun gerade an dem Tage, wo das Zimmer den ärgsten Schlag auszuhalten hatte, saß P. Konrad Bürgi darin; 20 Minuten, ehe krachend das feindliche Geschoß einschlug, verließ er es und ging zum P. Vizerektor Otto Weller, der gerade im Gang zur Kirche auf und ab ging, mit der Frage, wann die hl. Messen gelesen würden. Er erhält Antwort und will gerade in die Sakristei gehen, da, kaum war er vom P. Vizerektor wegge-

gangen, schlug auch schon das Geschoß im Zimmer ein. Wäre er dort geblieben, hätte ihn die feindliche Kugel getötet.

Im gleichen Jahre um Ostern herum, der Schwede war noch nicht da, bedrohte uns aber zum erstenmal, traten die Oberen des Kollegs aus genannten Ursachen zusammen, um über der Novizen und unser Schicksal zu beraten, wie man leicht einsehen kann. Und nicht nur einmal wurde ich gefragt, ob ich mir auf meinem Posten zu bleiben getraue, wenn die Schweden und noch größere Gefahren hereinbrechen werden; darauf antwortete ich: Ja, ich will bleiben und nach Kräften meine Pflicht tun. – Einige Tage darauf, ehe die Novizen fortgeschickt wurden, sah ich im St. Lukasgange zum Fenster hinaus und dachte so nach, was wohl zum allgemeinen Wohle und Gedeihen gereichen könne. Einige Zeit in diesen Gedanken befangen, sah ich zwei Patres von der Stadt über die Stiege heraufkommen. Als sie deren Mitte bereits überschritten hatten, sahen sie zu den Fenstern herauf, durch die ich sie herankommen sah, und nickten mir zu, als ob sie mich von ferne begrüßen wollten. Als ich mich darauf erkundigte, wo denn die Gäste seien (denn ich meinte, sie seien bereits eingetreten), ich hätte sicher Patres die Stiege heraufkommen gesehen, antwortete man, niemand sei gekommen, niemand habe die Pforte durchschritten. Bald schien es mir, es seien P. Konrad Bürgi und P. Georg Brunner sel. gewesen, die damals in Schongau Mission hielten, bald andere: einer mit schwarzem Bart und von mittlerer Größe, der andere rothaarig und kräftig gebaut. Der Pförtner antwortete, jene zwei seien schon nach dem Mittagessen von Schongau gekommen, aber gleich wieder vor zwei oder drei Stunden gegangen. Ich steige wieder zu den Fenstern über der Haustür hinauf, doch ich mag hinschauen, wo ich will, sie sind verschwunden. Wenn es demnach keine von unseren Patres gewesen sind, so weiß ich nicht, wer sie waren; vielleicht solche, die wachen, wenn wir schlafen, denn „wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, wacht der Wächter umsonst“.

Landsberg wird den Schweden übergeben

Im Jahre 1632, als der Schwede sich bei uns mit einigen vorausgeschickten Reitertrupps übers Lechfeld her bemerkbar machte, und dann ihr Anführer, der Obrist Port, bereits hart an der Stadtbrücke, vom Stadtmagistrat die Übergabe gefordert hatte, versammelten sich die Ratsherren im Rathause und berieten, was zu tun sei. Da an dieser Beratung auch einige der Unsrigen teilzunehmen wünschten, erschienen dabei auch P. Vizerektor und P. Tobias Winkler mit Herrn Dekan. Was sie da berieten und taten, liegt auf der Hand. Als man nach der Versammlung heimkam, erteilte ein gewisser Pater [offensichtlich P. Rektor!], ich weiß nicht aus welchen Erwartungen über unser Los bestürzt, unserer Sache und dem Hause

schlechten Rat. Er befahl das Haus und alles aufzugeben, wollte daß alle fortgingen und vermehrte so Gefahr und Furcht, seufzend, daß alles verloren sei. Er mahnte, die Gefährten sollten sich zerstreuen und vor dem Abzuge das allerheiligste Sakrament zu empfangen. Nach dessen Empfang bat er den P. Vizerektor um Vergebung, nahm zugleich Abschied von ihm und entfernte sich mit zwei Coadjutoren; und was sonst noch im Hause war, ging mit ihm außer P. Vizerektor, mir und dem Laienbruder Johannes Weinsperger.

Während dieser Verwirrung im Hause wird die Stadt übergeben; der Feind marschiert durch das geöffnete Tor ein und, nachdem Landsberg, gleichsam der Schlüssel Bayerns, besetzt ist, geht er ein und aus, hier nach Bayern, da nach Schwaben. Was tun da wir, eine kleine Herde, in Bälde Schlachtvieh und Fressen der Feinde, ohnmächtiger als eine Kinderfaust, ja als der kleine Finger!

Man pocht an die Haupttür, auch an die obere Tür mauer- und gartenwärts klopft es. Was tun? Soll man die Feinde hereinlassen? Das sei ferne! Ich nehme also die Schlüssel und begeben mich zur oberen Haustür. Dort treffe ich zwei Coadjutoren, einer aus unserer, der andere aus der rheinischen Provinz, in weltlicher Kleidung mit Sack und Pack, die sich in unseren Mauern aufgehalten hatten und hofften, sich bald unbenutzt entfernen zu können. „Warum“, frage ich sie, „seid ihr nicht schon früher fort? Wollt ihr euch jetzt entfernen, wo es unmöglich ist, weil es draußen von Feinden wimmelt? Ich fürchte, ihr werdet, kaum draußen, ihnen zur Beute fallen.“ Durch solche und ähnliche Worte bewogen, zogen sie es vor, das Kriegsglück mit uns zu riskieren. Der eine erhielt das Amt des Hausverwalters, der andere die Kleiderkammer zugewiesen. Zugleich wurden sie angewiesen, die fremde und weltliche Kleidung abzulegen und sich wieder des gewohnten Ordenskleides zu bedienen.

Die Stadt ist besetzt

Inzwischen berichtet ein Bote, der Feind habe die Stadt betreten. Das gleiche wollte uns der Wirt wissen lassen, bei dem sich der schwedische Anführer, Herr von Porta, einquartiert hatte: es wäre nicht ohne Nutzen, wenn wir uns hinunterbegeben und entgegenkommend zeigen würden, denn die Dinge bekämen ein anderes Aussehen, nämlich durch feine Bildung und klösterliche Bescheidenheit. P. Vizerektor entschuldigte sich so höflich als er konnte, und zwar – soweit ich es verstehen konnte – damit er sich einigermaßen von den gegenwärtigen und jüngst vergangenen Aufregungen und Schwierigkeiten, die ihn sehr angegriffen hatten, freizumachen und den gesunden Menschenverstand wieder klarzubekommen vermöchte. Denn die so plötzliche Veränderung der Dinge, die Entfernung der Patres nämlich und besonders derer, von denen das ganze Hauswesen abhing, und des einen am allermeisten, der

sich nicht schämte, uns und das ganze Haus zu verlassen; dies hatte den so trefflichen Pater, trotz seines festen Gemütes, aufs tiefste angegriffen. Zudem wußte er – gemäß dem alten Sprichworte: „Was man nur einmal tun darf, muß man lange überlegen“ – gar wohl, welche Klugheit nötig sei, die listige und versteckte Tücke von Feinden zu ent- waffnen, die sich in Schafspelze hüllen, damit sie seinerzeit, wenn sich die Gele- genheit bietet und ihr Interesse es for- dert, sich als desto tüchtigere Wölfe zei- gen können, als je sanftere Lämmer sie von allen gehalten worden waren.

Am folgenden Morgen früh sechs Uhr kam ein Abgesandter des schwedi- schen Anführers zu uns mit der Nach- richt: sein Herr sei sehr erstaunt dar- über, daß wir uns gestern bei ihm nicht hätten sehen lassen. P. Vizerektor ent- schuldigte sich, begab sich dann so bald als möglich mit mir als Begleiter hinab und sprach, als er beim Oberst vorgelas- sen wurde: er wäre gleich gestern herab- gekommen, wenn er nicht erfahren hät- te, daß der Herr von wichtigen Geschäf- ten in Anspruch genommen sei; deshalb habe er seine Vorstellung auf heute ver- schieben wollen, habe dann aber ge- fürchtet, unhöflich zu erscheinen, wenn er so ungestüm und ohne wichtigen Grund den Herrn aufsuche. Zugleich empfahl er sich und seine Hausgenos- sen, nachdem er aufgezählt hatte, wie- viele noch da seien. Durch diese und andere derartige Worte zufriedenge- stellt, zeigte sich der Oberst gegen uns freundlich und leutselig.

Mit Geiseln nach Augsburg

Nachdem der Oberst so die Stadt und unser Haus besetzt und sich zwei oder drei Tage über alles, so weit es anging, mehr oder weniger gut infor- miert hatte, zog er nach Augsburg ab, nahm aber mit sich einige Bürgermei- ster und Ratsherren und an unser statt unseren Richter. Diese sollten mit dem schwedischen Reichskanzler Oxenstirn und Herrn Grafen Hohenlohe, dem Kommandanten und Gouverneur der Stadt Augsburg, sich über eine Kriegs- kontribution verständigen. Wir waren bei seinem Abzug nach Augsburg zuge- gen und baten ihn unter Überreichung eines Ehrengeschenktes, falls uns eine hohe Kontribution auferlegt würde, sich mit Rücksicht auf unsere Armut ins Mit- tel zu legen, was er auch tat. Während sich so die Dinge mit dem schwedi- schen Oberst zum erstenmal abspielten, blieben wir im Gasthause, da es uns nicht gut schien, in unser Haus zu ge- hen, ehe der Oberst und seine Truppen die Stadt räumten und abzögen, und sahen sie abziehen. Unsern Schlupfwin- kel, in dem wir uns bis dahin verborgen hielten, scheint einer von den schwedi- schen Reitern aufgespürt zu haben, denn in dessen Richtung, wenn auch vergeblich und erfolglos, schoß er seine Büchse ab. Während der Abwesenheit des Obersten bewachten einige Solda- ten, Schutzwache [Salva Guardia] ge- nannt, die Stadt.

Die fetten Ochsen der Patres

Danach kamen nach Mittag einige Höhergestellte und Vornehmere aus der vom Oberst zurückgelassenen Besat- zung, um unser Haus zu besichtigen, darunter ein gewisser Anführer der Wachmannschaft [excubiorum praefec- tus], der gegen meinen Einspruch und von mir verfolgt, den Ochsenstall zu sehen verlangte. Er fand auch darin zwei sehr fette Ochsen, die er streichel- te, offensichtlich entzückt von ihren mächtigen, wohlgenährten Rücken. Nur zu gern, glaube ich, hätte er sie mitgenommen, wenn er nicht geglaubt hätte, seinen kaum beherrschbaren Ap- petit zügeln zu müssen, um nicht gleich zu Anfang anzuecken und unklug oder unmenschlich zu erscheinen. Wenn hier nicht P. Vizerektor dazwischenge- treten wäre, der sich zufällig beigesehlt und ihn durch den Garten ins Refektori- um geführt hätte, so hätte er auch noch den Kornspeicher zu inspizieren versucht. Was er indessen mit P. Vize- rektor verhandelt hat, weiß ich nicht. Am nächsten Tage kam er wieder und ließ die beiden Ochsen fortführen und über den Lech nach Augsburg bringen. Wie nun die zwei so gewaltigen Tiere dorthinkamen und die Augen auf sich zogen, trugen sie uns bei den Schweden Entgegenkommen und Freundschaft ein, wie jedermann in vielen Dingen leicht feststellen konnte. Mehr hierüber kann man teils aus den Annalen, teils aus dem Berichte des P. Vizerektor, der kurz nach diesen Vorfällen eine heikle Verhandlung mit Herrn Oxenstirn in Landsberg führte, teils aus dem Berichte des P. Tobias Winckler, der an der Ver- handlung des P. Vizerektor mit dem Schweden teilgenommen hatte, ent- nehmen.

Überfall beim Krankenbesuch

Im gleichen Jahre 1632, als der Schwede in der besetzten Stadt schon lange mit den Seinen im Quartier ge- legen hatte, erteilte uns der schwedische Stadtkommandant, Herr Codisci mit Namen, entsprechend seiner Freund- lichkeit und des Wohlwollens uns ge- genüber, den Rat, wir sollten keinen von seinen leichtbewaffneten Soldaten einfach bei uns einlassen; er sei ganz sicher davon überzeugt, wir würden so das Unrige ruhiger besitzen, gewisser bewahren und sicherer leben können. Diesen Rat wollte besonders ich so ge- nau als möglich befolgt sehen (wenn auf mich, wie öfters, wieder der Pforten- dienst traf), und wollte durchaus keinen einlassen, sondern jedem den Eintritt verwehren, seien es Aufschneider, Or- donanzen und Soldaten dieser Art, soll- ten auch einige sich recht darüber är- gern. Später ging ich einmal, zu einem Kranken gerufen, in die Stadt hinab: Da ging ein Soldat mit einem gewaltigen Stein zweimal auf mich los und hätte auch seine gewalttätigen Hände von mir nicht zurückgehalten, wenn sich nicht einige höhergestellte Militärs dazwi- schen geschaltet hätten, die derartige Vorgänge in ihrer Gegenwart für enteh-

rend hielten. Einer von ihnen rief aus: „Wenn sich noch einmal einer im ge- ringsten gegen die Jesuiten zudringlich oder feindselig zeigt, der entgeht dem Galgen [furca] nicht!“

Als Friedberg in Flammen stand

Im Jahre 1632, zur Zeit als Friedberg durch die Feinde in Flammen aufging, nahm Cratz glücklich Landsberg in Be- sitz, mußte aber, weil in seinem Rücken Panier und [Herzog von] Weimar, sehr mächtige und kampflüsterne Feinde, ihn mit einem zahlreichen Heere be- drohten, wieder abziehen. Da hatten wir reichlich Gelegenheit, uns in Ge- duld zu üben:

(1) Denn zum ersten war der schwe- dische Anführer Herr Codisci, ein wahr- er und leiblicher Sohn jenes Codisci, der einst dem Kaiser gegenüber zu den aufrührerischen Böhmen gehalten hat- te, von General Cratz aus Landsberg vertrieben worden und nach Augsburg gezogen, von wo er einem der Patres durch einen Landsberger Bürger sagen ließ: er werde bald wieder zu uns zu- rückkehren und eine gute Arznei [ab- synthium] bei uns finden, und wenn er sie nicht finde, uns mit sich nehmen. Es schien, er wolle uns mit diesen Worten Friedberg, das vom Feinde in Brand ge- steckte, so entsetzliche und bedauerns- werte Friedberg ins Gedächtnis rufen, dessen traurigen Anblick wir vor Augen hatten, wie es noch rauchte und nahezu in Asche versank.

Auch „Retter“ plündern

(2) Zum zweiten waren die Bürger in der schlimmsten Lage. Gleichsam als die einzige Rettung Oberbayerns hatten sie den General Cratz von München nach Landsberg gerufen und ihm, wirk- lich schlecht beraten, die Tore der Stadt geöffnet; ihm, der weniger auf das Wohl der Bürger, als vielmehr auf reichliche Beute aus war, und der, wenn er auch alle seine Truppen zusammenzog, der so großen feindlichen Macht doch nicht gewachsen war. Da konnte man leicht einsehen, daß der Feind, sobald er dies und anderes auf vorschnellen Rat hin Geschehene erfahren würde, Schuldige wie Unschuldige gleich bestrafen werde.

(3) Zum dritten hatte panischer Schrecken wegen der Räumung der Stadt fast alle befallen, der durch Ge- rüchte von der ganz nah bevorstehen- den Ankunft der Feinde ins Maßlose gesteigert wurde.

(4) Zum vierten packten die wohl- habenderen Bürger ihre wertvollste Ha- be zusammen und zogen auf Befehl Cratzens mit ihm fort. Sie meinten ins- gesamt, auf diese Weise sich und ihre Habe leichter zu sichern; aber sehr vie- le, ja fast alle hatte ihre Meinung betro- gen: kaum hatten sie den Fuß zur Stadt hinausgesetzt und auf freiem, unge- schütztem Felde fortzuziehen angefan- gen, da wurden aus befreundeten Solda- ten Feinde und nahmen den flüchtigen Bürgern und ihren Frauen nach Fein- desart die beste Habe, ihr Gold und Silber nämlich und fast alles, was man

draußen in der Fremde zur Fristung des Lebens braucht.

(5) Zum fünften war Dr. Galgenmüller, der angesehene Pfarrer von Friedberg, der kürzlichen Einäscherung entronnen und hierhergekommen. Der schilderte nun die trostlose Lage der Bewohner Friedbergs und die Wut der Schweden und Augsburger allen in anschaulichster Weise. Hierdurch aber steigerte er nur noch die allgemeine Angst und den panischen Schrecken, der bei allen fast über alles Maß überhand nahm. Auch einer der Unsrigen scheint ihm Glauben geschenkt zu haben und hat mit den Bürgern draußen gemeinsames Elend und Unglück erfahren.

(6) Zum sechsten: In dieser Bedrängnis berieten sich die übriggebliebenen Bürger, die im Gegensatz zu den durch die Ereignisse Entmutigten noch eine mögliche Rettung sahen, in unserem Hause, was zu tun sei, und teilten den drei beigezogenen Patres ihre Ratschlüsse mit.

Auf Knien um Gnade gefleht

(7) Zum siebten: Inzwischen rückte das ganze Heer Weimars und des Generals Banier schneller als der Wind heran und schloß die Stadt von allen Seiten, bald näher, bald ferner ein, während die Bürger, schwankend zwischen Sack und Stein [inter saxum et saccum], weder zu Gewehr noch zum Schwerte griffen. Alle glaubten, die Stadt werde der Plünderung oder dem Feuer verfallen.

(8) Zum achten: Einige Tage, bevor wir in dieses Dilemma gerieten, waren P. Vizerektor und P. Bürgi in ländlicher Tracht aus Tirol zu uns zurückgekehrt. Beide gesellten sich jetzt zu den angeseheneren Bürgern, die am Stadttore Angesichts des schwedischen Heeres auf den Knien lagen und um Gnade flehten, damit, falls sowohl der Stadt wie unserem Hause größeres Übel drohen sollte, jeder nach seinen Kräften bitten könnte. Mich und die übrigen Mitbrüder ließen sie zu Hause. Wahrhaftig ein großes und reichliches Maß an Unterwürfigkeit, und wie angemessen! Derjenige aber, der gesagt hat: „In der Trübsal bin ich bei ihm, ich werde ihn erlösen und verherrlichen etc.“, der hat seine Getreuen, die auf ihn hofften, über alles Erwarten vor Feuer und Schwert und unzähligen anderen Gefahren bewahrt und unversehrt erhalten. Der eingedrungene Feind nämlich hielt sich an Speise und Trank, an Gold und Silber, schonte aber die Leute. Hier muß man wieder seine Zuflucht nehmen zu den Annalen oder zu den Berichten von P. Vizerektor und P. Bürgi, wenn etwa außerhalb etwas der Erzählung Wertes vorgefallen sein sollte, denn ich habe nichts von dem, was auswärts vorging, erfahren.

Als die beiden aber heimkamen, begleiteten sie zwei Soldaten mit geladenen Schußwaffen, und öfters schien es, als ob sie auf die Unsrigen losschießen wollten, da sie stets ein heftiges und feindseliges Wesen zur Schau trugen. Da obige Patres, zu Hause angekommen, sich nach und nach diesen zweien

entziehen wollten, ging ich zwischen den beiden mit ihren geladenen Waffen so lange durch das Haus, bis sie endlich, zu Tisch geladen, diese ablegten und mich und die anderen sich wieder sicher fühlen ließen.

Als Banier und der von Weimar zu Landsberg übernachtet hatten, ließen sie in aller Frühe das Zeichen zum Abmarsch geben und gedachten, wie befohlen, mit dem Heere nach Tirol aufzubrechen. Etwa um 9 Uhr vormittags, als das Heer schon in Bereitschaft stand, riß ein Reiter ziemlich heftig an der Türglocke. Da der Pförtner gar zu lange ich weiß nicht in welchem Winkel steckte, öffnete ich ihm zufällig; er aber sprach voll Groll: „Ihr Jesuiten seid die Anstifter allen Unheils! Eure Schuld ist es, daß so viel Mord und Raub, Verwüstungen, Bedrückungen der Waisen, Unrecht und Schaden an Hoch und Nieder zu Hause und auswärts verübt werden!“ Darauf ich: „Hör doch auf, mit solchen Verleumdungen unseren Orden und unsere Religion zu beschmutzen! Wenn wir so wären, wie du uns schilderst, so dürften wir weder von deinem König aus, noch viel weniger vom Kaiser, den Fürsten und anderen hohen Herren aus länger leben und Ordensleute sein, da sie doch alle unseren Beistand zum Heile der Gläubigen und zur Bekehrung der Irrgläubigen suchen.“ Durch dieses und ähnliches besänftigt, ließ er sich vom Kellermeister ein bereitgehaltenes Gefäß mit Wein füllen, mit der Bemerkung: „Man muß die Vögel rüepfen, weil [= solange] man khan“ entfernte er sich mit dem Weine.

Hände auf den Rücken gebunden und verspottet

Bei ihrem Abmarsche nun unterstellten General Bannier und der von Weimar die Stadt dem Befehle des Herrn Codisci, des selben nämlich, den der General Craz vertrieben hatte. Als uns jener wieder besuchte, sprach er: „Habe ich nicht gesagt, daß ich bald wiederkehren werde? Aber seid guten Mutes, denn solange ich da bin, wird euch nichts Widerwärtiges und Böses zustoßen!“ So freundlich war er gegen uns, daß er zum P. Vizerektor äußerte: Wenn er katholisch wäre, würde er ein ähnliches Paradies (damit meinte er unser Haus) stiften und erbauen und alle seine Einkünfte in diese Schenkung stecken. Anfangs war uns derselbe ziemlich abgeneigt wegen gewisser Briefe, die der Landsberger Pfleger von Innsbruck aus seiner Magd in Landsberg geschickt hatte (in denen unter anderem stand, alle 14 Tage komme ein Bote der Jesuiten nach Innsbruck, durch den er genau über alles informiert werde). Er drohte uns Vernichtung und ein schlimmes Los an, wie uns verlässliche Bürger hinterbrachten. Aber P. Otto Weller, der Vizerektor, konnte ihn wieder besänftigen. Seine Leute aber waren von dieser Liebenswürdigkeit ihres Kommandanten weit entfernt. Einmal ergriffen sie unsern Magnus Angerer, der gerade nur seinen Fuß über unseren Garten hinaus gesetzt hatte. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken und

fürten ihn wie einen Narren in der ganzen Stadt herum. Nach allerlei Unfug und Spott brachten sie ihn, immerhin wohlbehalten und unversehrt, ins Haus zurück, schämten sich aber nicht im geringsten, hierfür, wie sie zu sagen pflegten, auch noch einen Trunk zu verlangen.

Fremdes Lob: Eines Fürsten würdig . . .

Inzwischen hatte der Schwedenkönig den General Bannier von seinem begonnenen Marsche zurückbeordert, und dieser beeilte sich, mit seinem Heere auf verschiedenen Marschwegen nach Augsburg zu kommen. Aus diesem Heere suchten uns einige Weimarische Soldaten auf (welche an einer Stelle bis zur Tiroler Grenze vorgestoßen waren), um unser Haus und den Garten zu besuchen. Einer von ihnen deutete mir auf das Schloß der Stadt hinüber und sagte: „Ich gratuliere euch, daß ihr hiergeblieben seid und euer Haus nicht verlassen habt. Seht, wie jenes mehr einer Ruine und einem Trümmerhaufen gleichsieht als einem Schloß; so zum mindesten würde euer Haus aussehen, wenn ihr es auch nur ein einzigesmal ganz verlassen hättet“. Es besuchte uns auch der Leibarzt des Generals Bannier, aus seiner Unterhaltung zu schließen ein gebildeter Mann, im übrigen ein Irrgläubiger. Dieser spendete unter anderem unserer Gesellschaft folgendes Lob: „Die Gesellschaft ist wahrhaftig eine Mutter und hat gelehrte Söhne!“ Auch ein Prediger suchte unser Haus auf, der entgegen der Regel ein liebenswürdiger Mann war. Wir gingen im Garten auf und ab, da fragte er mich, was unsere Patres, die in den Lagern als Feldprediger dienen, an Lohn bekommen. Ich antwortete, sie müßten ihres Ordens und ihres Gelübdes eingedenk sein und dürfen daher außer Nahrung und Kleidung nichts haben, und auch das nur, wie es unter Soldaten zu bekommen sei. Darüber wunderte er sich sehr und fragte dann, warum wir eine so noble Behausung hätten. Unsere Niederlassung sei eines Fürsten würdig; wir seien ja sonst bei allen Anhängern seiner Sekte überaus beliebt und angesehen, aber daß wir so prächtige und kostspielige Bauten aufzuführen lassen, erregte großen Neid. Ich antwortete: wir seien Ordensleute und daher mit allem zufrieden, was wir von Gottes Güte empfangen; dieses Haus aber sei nicht auf unsere Kosten, sondern auf Kosten der gutherzigen Stifter und Wohltäter erbaut; daß es aber so schön, so angenehm und gefällig und wirklich eines Fürsten würdig ist, das müsse man in Dankbarkeit den so gütigen Stiftern anrechnen, die nämlich durch diesen frommen Aufwand der ganzen Nachwelt ihre Liebe zu uns Ordensleuten kundtun wollten. Wenn er übrigens eintreten wolle, werde er finden, daß wir weder großen Aufwand treiben noch erhebliche Kosten verursachen, sondern gottlob alles so sei, wie es sich für Ordensleute gezieme.

Damit zufrieden, fügte er bei, wir hätten schöne Bücher, und wenn wir das eine oder andere ihm schenken

würden, so wäre ihm dies ein sehr lieber Gegenstand. Ich antwortete, dies oder jenes Buch zu nehmen oder zu geben sei nicht in meiner Macht, sondern dies stehe dem Oberen zu. Und da er um ein Bändchen bat, gab ich ihm mit Erlaubnis des Oberen eines von Drexelius, wofür er sich bedankte. Als er aber den eingeschriebenen Vermerk: „Dem Kurfürsten“ las, murmelte er aufgeregt wiederholt in sich hinein: dem Kurfürsten, dem Kurfürsten! Als er sich endlich verabschieden wollte, fragte er noch, was für eine Ansicht wir über den Krieg und seinen Ausgang hätten, und an welchem Ort wir meinten, uns künftig aufhalten zu werden. Ich antwortete, wo immer wir sein mögen und was immer der Ausgang des Krieges sein möge, wir als Ordensleute würden stets dem Willen Gottes und unserer Vorgesetzten folgen. Zu allerletzt, schon im Begriffe den Garten zu verlassen, sprach er noch: „Ich fürchte, euch und euer Haus erwartet zuletzt Ruin und Verderben“. Fast zur gleichen Zeit kamen die Köche oder vielmehr die schwedischen Küchenchefs, die den P. Vizektor außerordentlich bedrängten und alle möglichen Gewürze von ihm verlangten.

Messe mit Kanonendonner

Im Jahre 1632 zog am Feste des hl. Laurentius [= 10. August] der General Ottheinrich Fugger mit einem großen Heere auf Befehl des Kurfürsten nach Landsberg, um dieses den Feinden zu entreißen. Da seine Ankunft gerade während meiner Predigt bekannt wurde, zerrann diese ganz, so daß ich mitten in ihr abbrach; und ein Bürger begleitete mich als Gefährte nach Hause, voller Freude, daß unser Heer schon ganz nahe bei der Stadt sei. Als dann einige Tage später die Stadt aus ziemlich großen Geschützen beschossen wurde, fuhren wir zu Hause fort wie immer die Messe zu lesen, und währenddessen krachten beim Stufengebet, beim Gloria, bei der Wandlung und am Schlusse der Messe die schweren Geschütze, als ob sie nicht so sehr um den Feind niederzuringen, sondern zur Ehre und Verherrlichung des heiligen Opfers als Feldgeschrei in der Kirche widerhallten. Was sich übrigens mit dem kaiserlichen Heere abspielte, ist, glaube ich, aus den Annalen ersichtlich.

Ein frommer Feind

Im gleichen Jahre 1632, nachdem, wie oben erwähnt, der Pfalzgraf von Birkenfeld am Feste Simon und Juda die Stadt den Bayern entrissen hatte, waren zwei Majore (wie sie es nennen) Befehlshaber der Besatzungstruppen. Der eine mit Namen Montanni, wild und ein Barbar, nicht besser als ein Tyrann, der andere, Nicolaus von Dalten, ein Ire und guter Katholik. So sehr sich dieser auch gegenüber den Bürgern anders aufführte, so bewies er doch uns gegenüber eine große Zuneigung: (1) Erstens nämlich sorgte er [für uns] aufs beste durch eine Schutzwache. (2) Zweitens ließ er mich in sein Quartier

rufen, wo er mir durch einen Dolmetscher aus Briefen die Vorschriften wissen ließ, die er von seinem General Birkenfeld zur Aufrechterhaltung der militärischen Zucht erhalten hatte. Unter anderem hatte er Befehl, er solle alle Mühe aufwenden, daß wir durch seine Soldaten durchaus in keinerlei Gefahr gerieten. (3) Öfter schickte er nach mir, ich möchte seinen Soldaten auf Verlangen mittels eines rechtschaffenen und zuverlässigen Mannes als Dolmetscher die Beichte abnehmen. Ich habe dies auch getan und bin ihnen nicht selten in dieser Sache beigestanden. Unter anderem bereitete ich einmal einen Verwundeten auf den Tod vor. Nachdem alles ordnungsgemäß vollzogen war, kniete er [der Major] – selbst ein Beispiel seltener Frömmigkeit – nieder, sprach ihm in irischer Sprache Mut zu und tröstete ihn, sprach ihm Gebete vor und machte mit eigener Hand auf seine Stirne das Kreuz. – Obwohl der deutschen Sprache nicht mächtig, besuchte er doch öfter zur Erbauung der Zuhörer die Predigt. (4) Er ersuchte mich, wenn von seinen Soldaten auch nur ein einziger seine Schranken überschreiten oder den Bürgern zu viel Bedrängnis verursachen sollte, so möchte ich es rügen und ihm anzeigen, er werde mich nie im Stiche lassen; denn als wahrer Katholik werde er mir nicht nach Art der Schweden beistehen, sondern tatsächlich, soweit er könne, den weltlichen Arm gegen jede Ungerechtigkeit zur Verfügung stellen. Er hat es auch getan: Als nämlich ein Soldat einen Verwandten unseres P. Georg Spaiser mit einer allzu schweren und beträchtlichen Forderung bedrückte, und das noch dazu häufig, da dachte ich bei mir: solches müsse man melden und derartige Bedrückungen durch die Soldaten ihm ernstlich ans Herz legen. Ich ging also zu dem Herrn und ließ ihm durch einen Dolmetsch den Sachverhalt mitteilen. (Er war gerade von einem Kreis von zahlreichen Offizieren umgeben, darunter auch ein häretischer Prediger aus dem schwedischen Lager.) Sobald er von meiner Anwesenheit erfuhr, ließ er sofort die Offiziere stehen, führte mich in sein Gemach, ließ sich vom Dolmetsch berichten und sorgte dann aufs beste für den Bürger, der nun vor der schweren fortwährenden Bedrückung Ruhe hatte.

(5) Sobald er vernahm, daß von irrgläubigen Militärs in der Öffentlichkeit etwas vorgebracht wurde, was nach seiner Ansicht gegen die rechte Lehre verstieß, rügte und berichtete er es, sowohl zu Hause wie draußen, besonders aber bei Tische. (6) Er versicherte: „Obwohl ich nur durch die Ungunst der Zeiten bei den Schweden bin, bis sich mir eine günstige Gelegenheit fortzukommen bietet, habe ich jedoch immer die Katholiken verteidigt und werde sie verteidigen; und in dem Punkte bin ich der gleiche, der ich in unserem Heere war. (7) Als er nach Augsburg zurückgerufen wurde, übersandte er mir durch seine Leute eine sehr schöne Kopfbedeckung [pileum] und schenkte sie mir. (8) Sollte es zum Sterben kommen, pflegte er zu sagen, so solle sein ganzes Eigentum uns gehören. (9) Als die Stadt, wie man

später hören wird, das Härteste zu erdulden hatte und die Bürger teils geplündert, teils gemordet, teils gefangen fortgeschleppt wurden, logierte er bei unserm Bader [scarificator] und rief fortwährend: „Ach, wie werden die guten Patres mißhandelt werden!“ Man hatte ihn aber zu diesem Quartier verbannt, weil die Seinigen meinten, er sei zu sehr jesuitisch.

Dessen Kollege, der obengenannte Herr Montanni nämlich, so wild und barbarisch und so abgeneigt – entgegen dem sonstigen Benehmen der Schweden – er ohne unser Verschulden auch gegen uns war, so bewiesen sich doch seine Bediensteten gegen uns freundlich, besonders der Mann, der für dessen Familie und Hauswesen sorgte, anstelle einer Schutztruppe sein Haus bewachte und den Ein- und Ausgehenden öffnete. Dieser begleitete mich mehrmals in voller Ausrüstung nach Hause, wenn ich von einem Kranken heimkehrte, obwohl er ein Irrgläubiger war. Auf meine Frage, warum er das tue, antwortete er, es gefalle ihm, daß ich ohne Bedenken Kranke und Infizierte besuche; seine Prediger täten nichts dergleichen.

Hier muß man viel entnehmen aus den Annalen, den Berichten von P. Vizektor, P. Konrad Bürgi und anderen über das, was unmittelbar nach der Besetzung der Stadt am Feste Simon und Juda vor sich ging. Ich schreibe hier nur, was ich selbst erfuhr und zur Kenntnis brachte, nachdem ich von der ungarischen Krankheit [= Fleckfieber] genesen war. Was nach der Einnahme der Stadt vor sich ging, weiß ich nicht, außer dem einen, als zu mir Kranken vom Herrn Dekan einige Prediger ins Krankenzimmer geführt wurden, die ich nicht gleich auf den ersten Blick erkannte; sie sagten mir nämlich, sie seien Priester aus Augsburg. Ich fragte sie, wann endlich der durchlauchtigste Herr Kurfürst käme, es hieß nämlich bei den Unsrigen, daß er käme. Als dies die Prediger begriffen zu haben schienen, entschuldigte der Herr Dekan die Gesagte und fügte hinzu: „Der gute Pater leidet an der ungarischen Krankheit.“

1633 – Wieder die Schweden!

Im Jahre 1633 im April, nach Ostern – nachdem vom Feste der Unschuldigen Kinder ab [= 26. Dezember 1632] die Kaiserlichen zusammen mit den Bayern die von ihnen besetzte Stadt geschützt hatten, ohne von den Schweden gestört zu werden, die sonst, um diesen befestigten Ort einnehmen zu können, tausend Anschläge unternommen hätten – nach Ostern also erwies uns Gott wahrhaftig Wunder seiner Vorsehung und Macht, als – ich weiß nicht was für ein böser Geist die schwedische Streitmacht gegen die kaiserlichen Soldaten, die die Stadt behaupten sollten, aufstachelte. Von allen Seiten nämlich, hier näher, dort ferner, wurde die Stadt von den Feinden durch Belagerung eingeschlossen. Ein Festtag, zugleich Sonntag, wies mir meine übliche Tätigkeit an, und in aller Frühe an diesem Tage woll-

te ich gerade die genaue Zeit der Predigt und die Uhrzeit von der Stadtuhr ablesen, da traf unser großes Gebäude, das gegen unsern Garten und den Wasserturm außerhalb der Befestigungsmauer gerichtet ist, vom erzürnten schwedischen Kriegsgott ein Blitzstrahl, nämlich eine aus Feldgeschützen abgefeuerte Kugel, durch deren rasanten Flug und Aufprall unser Haus teilweise erschüttert, sowie eine Türe durchschlagen, aus den Angeln gehoben und zu Boden geschleudert wurde. Da ich nun meinte, dies müsse P. Vizerektor erfahren, besonders den Umstand, daß der Feind sich anschicke, vom Wasserturm her unser Haus und die Stadt zu beschießen, ging ich sofort und meldete ihm, wie der Feind den Sonntag begonnen hat. Pater Vizerektor kam es anzuschauen. Der Feind, durch nichts abgehalten, schleudert einen zweiten Blitzstrahl auf unser Haus. Nichts schützt den P. Vizerektor, der mit mir auf der Schwelle des Hauses die Zerstörung feststellen wollte, und von der Kugel getötet worden wäre, hätte ihn nicht Gottes Vorsehung ein Paternoster und Ave lang zögern lassen.

Um 8 Uhr dann kehrte ich nach gehaltener Predigt, in der ich die Stimmung der Bürger zu heben suchte, nach Hause zurück. Da sah ich den Teil des Hauses, dessen Türe eingeschossen worden war, schrecklich verwüstet: die Erde überall aufgerissen durch die Gewalt der Geschosse, die solche Löcher geschlagen hatten, daß man meinte, einen gedeckten Tisch darin unterbringen zu können; an den Fenstern so viele Scheiben eingeschlagen, als wenn sie vom Hagel getroffen worden wären; das Dach ohne Ziegel, der Boden von allerlei Trümmern bedeckt, die kupfernen Dachrinnen teils heruntergeworfen, teils von den Dächern herabhängend und beim nächsten Anlaß fallend; alles voll Furcht und Entsetzen vor dem Feinde. Dies rief auch den Mutigsten die Vergangenheit ins Gedächtnis, zeigte ihnen die Gegenwart ohnedies und gab ihnen von der Zukunft durch diese Vorfälle einen Begriff.

Durch dies und andere dergleichen Umstände bestimmt, segnete unser guter P. M. Melchior Härtelius das Eisenzeug und die anderen Trümmer der geborstenen Geschosse, die man im Garten aufgesammelt hatte, besonders deswegen, weil die Soldaten aus langer Übung und Erfahrung versicherten, daß kein anderes Mittel besser und wirksamer sei, den Schaden, den diese Geschosse anrichten konnten, zu verhindern oder doch zu vermindern. Nach seinem Beispiele legten die Novizen (die erst kurz zuvor aus Tirol hergeschickt worden waren) in der Kapelle unseres hl. Vaters Ignatius einige fromme Gelübde ab, in bestimmten Worten und auf Papier festgehalten, wohnten der hl. Messe bei und opferten diese der göttlichen Barmherzigkeit für unser und der ganzen Stadt allgemeines Wohlergehen auf. Hierbei standen auch die Patres an glühendem Eifer nicht zurück, sondern lasen sowohl in der Kirche wie in der Kapelle zu Ehren unseres hl. Vaters in der gleichen Meinung die hl. Messe. Diese gemeinsame Andacht und

Frömmigkeit war ganz besonders angezeigt wegen der Schwachheit und Unbeständigkeit der menschlichen Seele, die sich an derartige Aufregungen – die ihr ja doch nur stets zu ihrem Nutz und Frommen dienen sollten – noch nicht auf rechte Art und wie es sein sollte gewöhnen konnte. Da waren die augenblicklichen Nöte, die wir zu leiden hatten; dann das wechselnde Kriegsglück (heute nämlich triumphierte der Feind, morgen unsere Landsleute und Freunde), dann Geldforderungen, Mißhandlungen, die Allgemeinheit treffende Belastungen, die der Feind nicht nur als Feind und die eigenen Soldaten auch als Freunde mit sich brachten und herbeiführten; besonders aber die Novizen selbst: diese waren von Tirol nach Landsberg geschickt worden, um von hier aus an andere Orte gesandt zu werden, gerade zu der Zeit, als alle Wege und Stege von den Feinden gesperrt waren.

Dies alles bewirkte, daß bei dieser Lage und nachdem der gütige und allmächtige Gott, den Seinen innerlich nahe, es so wollte und zuließ, jeder für sich nicht das Bessere, sondern das Härtere wählte und in Demut und Unterwürfigkeit sich gefaßt machte, alle Launen des Krieges tapfer und standhaft zu ertragen.

Landsberg wird beschossen

Inzwischen umschwirrten ganze drei Tage lang die glühenden Kugeln wie Krähen unser Haus und die ganze Stadt, und die Feldgeschütze, die sie einsetzten, um die Mauern niederzuwerfen und dem Erdboden gleichzumachen, wurden über dem eiteln und nichtigen Versuche fast müde. Über uns aber wachte vor und nach der Einnahme der Stadt durch die Feinde über alle Maßen Gottes Vorsehung: Und zwar vorher: da wurde ich zu einem Kranken gerufen und betrat mit einem Begleiter sein Haus; nach dem Versehung suchte ich die Pfarrkirche auf und nahm mich dort – dem Zwang der Umstände nach und auf Bitten des Dekans – mehrerer an, die die Last ihrer Sünden loswerden wollten; dabei kümmerte es mich nicht, daß der rückwärtige Teil der Kirche wie die übrigen Häuser von den Feldgeschützen getroffen wurde. Von da wurde ich zu einer verwundeten Soldatenfrau gerufen, die von den Wällen, von wo aus die unsrigen den Feind abwehrten, heruntergebracht worden war; diese wollte schon längst der Irrlehre abschwören; in der zur Verfügung stehenden Zeit, die die Krankheit, der Schmerz oder vielmehr der nahe Tod zuließ, bereitete ich sie auf den würdigen Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altares vor, absolvierte sie und sorgte für die hl. Kommunion.

Es war schon der zweite Tag, seit dies geschah und die Stadt so hart belagert wurde, da kam nach dem Mittagessen ein zum Rate gehörender Bürger zu mir, ganz niedergeschlagen, ich weiß nicht ob wegen der gegenwärtigen Notlage oder in Voraussicht der kommen-

den. Der fragte mich: „Was ist ratsamer: die Stadt zu verteidigen oder sie unter bestimmten Bedingungen nach Überkunft neuerdings den Feinden zu übergeben?“ Darauf ich: „Beides ist riskant, sowohl die Verteidigung der Stadt wie auch die Übergabe an die Feinde: wird sie verteidigt, so ist zu befürchten, daß im Falle des Unterliegens Stadt und Einwohner den ärgsten Schaden leiden werden; wird sie aber nicht verteidigt, sondern dem Feinde nach Unterhandlung übergeben, so ist zu befürchten, daß sie unter Mißachtung der Unterhandlung und Verletzung der verabredeten Bedingungen neuerdings unter das so harte Joch der Schweden gezwungen werde; vom Bayernherzog würde sie aber dann, wenn sie um Hilfe bäte, nicht erhört, da es den Anschein habe, als neige die Stadt den Schweden zu, billige ihre Absichten und freue sich über ihre Erfolge, oder aber sie sei unter schmachlichen Bedingungen übergeben worden; ich jedenfalls, wenn ich in der Lage der Bürger wäre, würde lieber für die Verteidigung der Stadt gegen die Feinde mein Blut vergießen und sterben als sie schimpflich aufzugeben; was ich da übrigens als Rat gegeben habe, ziele besonders darauf ab, daß die Bürger, wenn sie ihm folgen sollten, dies nicht meinethwegen, sondern aus eigenem Antrieb tun sollten, damit die Schuld nicht, wenn die Sache schief gehe, auf mich als Urheber geschoben werde; wenn sie aber nicht tun wollten, was als das allerbeste erscheine: von mir aus mögen sie die Stadt halten oder dem Feinde ausliefern, ich sei ein Ordensmann, der sich nicht gerne in Angelegenheiten einmische, die seinem Stande fremd seien.

Während ich dies dem guten Bürger in Gegenwart des P. Melchior Härtel, der der gleichen Ansicht war und sich fast ebenso äußerte, so auseinandersetzte, schlug eine gewaltige Kugel, eine von den glühenden, in das Dach ein, unter dem das nach St. Lukas benannte Zimmer liegt. Der obere Teil des Daches wurde fast ganz abgedeckt und in den Garten hinabgeschleudert und alle Zimmer unter diesem Teil des Daches innen und außen grauenhaft verwüstet; zudem rauchten bereits die Betten, welche von unserem Kleideraufseher im oberen Stockwerk über dicke Stangen gelegt aufbewahrt wurden und verbreiteten einen Geruch wie von einem schwelenden Brande.

Da zeichneten sich die Novizen, die kürzlich aus Tirol gekommen waren, durch ihren Eifer aus, indem die einen als Helfer der Laienbrüder Wassereimer herbeischleppten, andere unters Dach eilten, wieder andere die Betten in den Garten hinunterwarfen und alle bemüht waren, das Haus vor dem befürchteten Brande zu bewahren. Die Novizen aber, welche einen solch unermüdlischen Eifer bei dieser schwierigen und gefährlichen Arbeit zeigten, waren die folgenden: Georg Fasoldt, Markus Daz, Gabriel Ridler, Adam Sulger, Georg Hochenecker, Georg Muglin, Georg Alber, Balthasar Kleuber, Kaspar Schies, P. Chrysogonus Manhart und Heinrich Manzig.

Tore der Stadt geöffnet

Der dritte entsetzliche Tag [= 9. April 1633] war über der Stadt angebrochen, viele Anstürme des Feindes hatte die Besetzung der Stadt bereits abgeschlagen, und der ständige Einsatz der Geschütze zur Zerstörung der Stadtmauern war nichtig und vergeblich gewesen. Der Feind erweckte weniger den Anschein, als ob er einen letzten Sturm auf die Stadt wagen wolle, sondern schien vielmehr an Aufgabe der Belagerung und schimpflichen Abzug zu denken: da ergriff wider alle Erwartung Unschlüssigkeit die Herzen fast aller Bürger. Die Angeseheneren dachten an Übergabe, die Geringeren sowohl unter den Einwohnern wie unter der Besatzung (den einen oder anderen ausgenommen), auf welche doch die ärgsten und meisten Lasten des Krieges fielen, wollten die Stadt mit den Waffen verteidigen. Es wurden daher verschiedene Beratungen nach beiden Seiten hin gehalten, ihr Resultat war jedoch die Übergabe der Stadt durch die Eingeschücherteten, teils einigen Bürgern, teils ganz wenigen Offizieren. Die Nachricht hiervon begann sich erst gegen die Nacht herumsprechen, während der Feind schon von allen Seiten eilends in die Stadt eindrang und alle, die ihm in den Weg kamen, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Stand und Stellung gefangen nahm, ausplünderte, mordete und aufs äußerste quälte. Damit jene vorzüglichen Ratgeber übrigens, sowohl Bürger wie Offiziere, die die Übergabe der Stadt gewünscht hatten, irgendeine Rechtfertigung ihrer Ehrbarkeit und der Sorge ums Allgemeinwohl hätten, schützten sie größten Pulvermangel vor, auch daß Horn zahlreiche Truppen zur Verstärkung der Belagerung, unter der die Stadt litt, abgesandt habe, während die brieflich von Altringer versprochene Hilfe zur Befreiung der Stadt von der Belagerung ungewiß sei. Solche und andere derartige Beschönigungen brachten sie vor, wodurch sie mit ihrem so voreiligen Rat durchgedrungen waren. Wie falsch sie damit lagen, erwiesen einige von ihnen selbst, die nach der Besetzung der Stadt durch die Schweden gefangen und zu unserem Kolleg gebracht worden waren: Als sie sich darüber bei den Schweden mit der Begründung beschwerten, unter ihrer Verantwortung hätten sich ja die Dinge so entwickelt und sei die Stadt in fremde Hände übergeben worden, da antwortete der erstaunte Schwede: „Selbst wenn es Offiziersburschen, und nicht erlesene Soldaten gewesen seien, die sich als Besatzung bei der Verteidigung der Stadt so tapfer und standhaft gezeigt hätten, so hätten sie doch über alle unsere Angriffe, über all die Mauerbrecher, ja über unsere ganze Bemühung gelacht.“ So mußten auch die braven Bürger und Soldaten, die ganze drei Tage lang dem Feinde bei Tag und Nacht tapfersten Widerstand geleistet hatten, gern oder ungerne nachgeben und öffneten also dem Feinde Tür und Tor zur Stadt, so daß dieser unsagbare Greuelthaten verüben konnte.

Was Gott vor der Einnahme der Stadt in so vielen und großen Gefahren

für uns getan und wie sehr er uns gestärkt und beschützt hat, kann aus dem Vorgegangenen jedermann leicht entnehmen; wie aber jetzt nach Einnahme der Stadt die göttliche Vorsehung über uns gewacht hat, wird man aus dem Folgenden wahrnehmen.

Torstenson an der Pforte

Nach Einnahme der Stadt also vorgehen fast zwei Stunden unter dem Wüten des Schwertes und einer barbarischen, mehr als nur feindlichen Wildheit. Hierauf kam einer der Feinde, der Kommandeur der Geschütze namens Johannes Dorsenson [= Torstenson] mit einer Schar Soldaten, die ihm den Weg zu unserem Hause zeigten, endlich zu uns. Man klopfte ziemlich heftig und, wie alle bemerkten, feindlich an die Pforte. P. Vizerektor (und ich hinter ihm) ging ihm entgegen, ließ erst noch in der Vorhalle Lichter anzünden und befahl dann dem Pförtner zu öffnen. Vor ihm [Torstenson], der sogleich mit seinen Soldaten eintrat, beugte er angemessen das Knie und bat um Gnade. „Lebt Ihr Inwohner noch alle?“ rief jener, „seid Ihr noch nicht ums Leben gekommen oder umgebracht?“ P. Vizerektor antwortete ihm: „Wir leben, Gott Lob, der uns vor jeder Todesgefahr heil und unversehrt bewahrt hat. Und damit wir weiter leben, bitten wir Euer Ehren um Gnade“. Daraufhin verpfändete jener sein Wort, versprach uns Schonung und erteilte den Soldaten, die mit gezückten Schwertern in der Hand nach Blut dürsteten, den Befehl, uns alle aufs sorgfältigste zu bewachen und eifrigst achtzugeben, daß nicht einer von uns den Fuß vor die Tür setze. Wir waren ja für ihn eine fette Beute, und er wollte nichts versäumen, sondern alles tun, daß sie ihm nicht vom Nächstbesten entrisen werde.

Inzwischen hatten die Novizen, die kürzlich aus Tirol gekommen waren, wie unschuldige Lämmer zum Opfer bereit, auf dem Boden knieend im inneren Gange neben dem Kamine des Aufenthaltsraumes gewartet. Als aber der vorderste von ihnen den eintretenden Feind um Schonung gebeten hatte, erlangte er sie leicht. Im Refektorium trank er [Torstenson] das ihm vorgesetzte Bier. Danach führte ihn P. Vizerektor im Haus herum und überall dorthin, wo er wollte. Ich blieb bei seinen Begleitern im Speisesaal. Was weiter geschah und gesprochen wurde, entnehme man dem Bericht von P. Vizerektor.

Zum Auftakt eine Ohrfeige

Auf Johannes Torstenson folgte kurz darauf der berüchtigte Statthalter [Tyrrannus] Schlamenstorff, der – wie in den Annalen zu lesen ist – gleich beim Eintritt unserem Pförtner eine schallende Ohrfeige gab. Als ich ihn beim Betreten des Hauses durch die Vorhalle empfangen wollte, überhäufte er mich und meinen Begleiter fortwährend mit Schmähereien aller Art, wie: „O ihr hurensohn [vom Schreiber abgemildert zu: huren schön!], warumb bin ih nit der

erst in daß Collegium gewesen, ih mein ih wolt die huren schön zolet haben“. Dies und ähnliches sprudelte er unausgesetzt heraus, während ich ihn auf jede Weise beschwichtigen wollte und ihn in das Refektorium und dann in den Keller führte, den er unbedingt sehen wollte. Dort rief er, ich weiß nicht von was für einem Geist und Sinn oder vielmehr Wahn angestachelt: „Haltet ihr Jesuiten hier keinen bösen Geist in der Flasche [daemonem in vitro]?“ Darauf ich: „Hört doch mit solchen Geschichten auf! Du findest bei uns eine lautere Gesinnung, mit teuflischen Geistern haben wir nichts zu schaffen.“ Dann er: „Wieviele Fässer Wein und Bier habt ihr?“ „Eines“, antwortete ich, „welches du hier abgesondert siehst, ist einzig für das Meßopfer bestimmt und zu keiner anderen Verwendung, es sei denn ein Notfall träte ein. Die wenigen anderen Fäßchen enthalten Bier.“ Darauf jener: „Das Meßopfer schlägt euch aus dem Sinn! Den Wein hebt ihr für mich auf, und gebt keinem andern nur einen Tropfen davon! Und wenn andere ihn verlangen, dann sagt, daß ich ihn für mich beanspruchen will“. Nach diesen Worten verließ er den Keller, und als er erfuhr, daß der Kommandeur Johann Torstenson das Haus verlassen habe, ging er ebenfalls gleich und stieg zur Stadt hinab. Als die beiden fort waren, glaubten wir, aus einem Meer von Elend, Gefahren, Drangsalen und Sorgen heraus zu sein und meinten, uns für die restliche Zeit in Ruhe wiegen zu können. Aber noch war des Elends, der Gefahren, der Drangsale und Sorgen kein Ende, noch warteten unser größere und schwerere Gefahren, noch war zum Ruhen keine Zeit. Denn die Soldaten, die unsere Wächter sein sollten, wurden zu Räubern. Sie liefen nämlich wie die Irren im Hause umher, suchten, wen sie, Bürger oder Bauer, schnappen könnten, und riefen immerfort: „Alle, die uns in die Hände fallen, sind des Todes!“ Einer von ihnen, stark berauscht, der sich, ich weiß nicht ob mit Absicht oder nicht, mit seinem Schwert verletzt hatte, bespritzte fast den ganzen Boden mit seinem Blute. Ich wich die ganze Nacht kaum von seiner Seite, weil ich hoffte, wenn er nach fremdem Blute dürstete, ihn auf jede Weise daran hindern zu können. Darum bemühten sich wechselweise auch andere nach Kräften, wie der Laienbruder Benedikt Parstorffer und P. Melchior Härtel sel. Andenkens, wenn auch vergeblich; denn als der Betrunkene im Garten draußen einen Bauern erwischt hatte, stürzte er sich gewissermaßen auf allen Vieren auf ihn, bald ihn kitzelnd, bald nach seinem Blute trachtend. P. Melchior fiel auf die Knie nieder und bat inständig für sein Leben, aber vergebens: vor seinen Augen durchbohrte er den guten Mann mit seinem Schwerte. Weil dieser aber nicht gleich seine Seele aushauchte, konnte er noch beichten und von seinen Sünden absolviert werden. So verging die ganze Nacht unter so vielen Sorgen und Gefahren, bis der Tag anbrach, der wieder allen viel zu erdulden abverlangte. Die Schutzwache nämlich, die auf schwedischen Befehl die Schlüssel an sich genommen und

den Pförtner beiseite geschoben hatte, versah nun dessen Amt und öffnete die Pforte. Soldatische Willkür, alles zu versuchen und zu tun, war mit den Schweden eingerissen. Denn alle, die hereinkamen, traten nicht ein um uns zu besuchen, sondern vielmehr um uns zu quälen und zu mißhandeln, oder um zu tun, was ihnen schwedische Willkür eingab.

100 Dukaten für ein Leben

An die erste Stelle derer, die uns auf solche Weise heimsuchten und uns Anlaß zur Geduld gaben, ist mit Recht jener Vorbius zu setzen, ein den Augsburgern bekannter Schwede, den man seinen Sitten und Kenntnissen nach eher der Schusterzunft als dem Offiziersstand zurechnen möchte. Als er erfahren hatte, daß kein Wein mehr im Keller war, und man zur Mittags- und Abendmahlzeit ihm nur Bier vorsetzen könne, stieg er rasend vor Wut von seinem Zimmer in die unteren Räume des Hauses herab und fuhr den P. Vizerektor, dem er dort zufällig begegnete, an: „Warum besorgst du keinen Wein für mich? Ich versichere dir, wenn ich keinen Wein bekomme, wirst du noch heute totgeprügelt!“ Darauf P. Vizerektor: „Wir hatten nur ein einziges Fäßchen Wein, das wir, abgesehen von einem Notfalle, ausschließlich für das Meßopfer aufbewahrten. Dies aber hat Herr Schlammendorffer für sich reserviert, und es ist auch teils hier, teils außerhalb des Hauses aufgebraucht worden. Wenn Er außer diesem noch anderen Wein vorfinde, möge Er bei seinem Wort, mich totzuprügeln, bleiben. Ich werde es gerne erleiden.“ Wie Vorbius waren übrigens auch seine Leute, besonders die Köche, die unserem guten Benedikt Parstorffer durch Leeren der Küche und der Töpfe so zusetzten, daß er sich gezwungen sah, sein Heil im Hühnerstall zu suchen, wo er nicht nur den Tag, sondern auch die Nacht zubrachte, und wenn er sich den Augen dieser Taugenichtse so nicht entzogen hätte, wäre er bestimmt nicht unversehrt geblieben. Seinen Platz nahm Laienbruder Johannes Weinsperger ein, der ihre Peinigungen besser ertrug.

An zweite Stelle kann man einen Augsburger Kaufmann setzen, der einen Bürger, den Sohn unseres einstigen Bierbrauers, wie sein Vater sehr um uns verdient, gefangengenommen hatte. Als ich von der Wache zu diesem Bürger geführt wurde, fiel er gleich auf die Knie und sprach: „O mein Pater, alles hat man mir genommen, meine ganze Habe trage ich nun an mir; 100 Ducaten verlangt man für mein Leben, und wenn ich diese nicht bezahle, ist es darum geschehen. Ich bitte also Euer Hochwürden, geht in meinem Namen zum P. Vizerektor, daß er sich mir erkenntlich zeige und die aus Not eingegangene Schuld begliche.“ Ich ging also zum P. Vizerektor mit der Meinung, man müsse dem guten Bürger gefällig sein, und erbat von ihm 100 Gulden, die mir aufgezählt wurden. Der Kaufmann war damit aber nicht zufrieden, weil damit die ganze gemachte Schuld nicht beglichen war, und schlug den Mann mit einer

Rute, die er in der Hand hielt, heftig über die Schultern, führte ihn von unserem Hause weg nach Augsburg und hielt ihn dort gefesselt im Kerker, bis er das letzte Viertel der vollen Schuld bezahlt hatte.

Hofnarr als Ränkeschmied

An dritter Stelle folgten der Graf zu Rhein und Herr Domkircher, welche in Haltung, Mienen und Betragen einen gebührenden Anstand zur Schau trugen. Ihre Diener und sehr viele Soldaten ihres Gefolges ahmten diese nach, aber durchaus nicht der Hofnarr, ein witziger Mensch oder vielmehr ein Ränkeschmied. Dieser nahm, frecher als alle, den Platz in der Mitte ein, wie wenn er im Theater auftreten wollte, damit er die Person, die er spielt, desto besser darstelle und die Szene, die er aufführen wollte, gelungener begönne; voll Spott fing er an: „Da bist du also! Und höre gut zu, was ich sage: Einige von den Jesuiten werden ausgewiesen. Sprich ja! Einige werden enthauptet. Sprich ebenso! P. Ziegler, der Beichtvater des Bischofs von Mainz, wird nicht mehr vor dem Papst [coram summo pontifice] erscheinen. Stimme zu! Der Rhein und Deutschland sollen ihm versperrt werden. Stimme mir bei! O wenn er doch zu den Garamanten und Indern geschickt würde! Recht so? Einige der Jesuiten müßten bei uns Superintendenten werden: Einverstanden?“ Dies und viel anderes brachte er für den Augenblick mit vollen Backen vor, ohne auf irgendeine Person Rücksicht zu nehmen, was dennoch mit allgemeiner großer Geduld ignoriert wurde, bis ihm der Graf zu Rhein Schweigen gebot. Als sie sich dann dem Gemache des hochwürdigen P. Provinzials näherten, begegnete ihnen von der anderen Seite der P. Vizerektor. Sieh da, wie sich da der Herr Domkircher plötzlich veränderte und aufhörte, freundlich und wohlwollend zu sein! Wie er da zum Verleumder der Religion oder vielmehr zur Geißel der Jesuiten wurde! Er beschimpfte nämlich die katholische Religion, lachte über die Anrufung der Heiligen, und was wir die Überlieferung heißen, nannte er bloßes menschliches Machwerk.

Eine heiße Diskussion

Dann brachte er viele Gestalten des Alten Testaments – aus Genesis und Exodus – vor, welche die Menschwerdung Christi des Herrn versinnbildlichten. Als wir nun zur Verteidigung der Überlieferungen der Kirche und ihres uralten Ursprunges von den Aposteln und ihren Nachfolgern die Worte Christi zitierten: „Ich habe euch noch vieles zu sagen, ihr aber könnt es jetzt noch nicht ertragen“, entgegnete er: „Ich habe wohl gedacht, daß man mir diese Worte entgegenhalten wird, aber sie beziehen sich nicht auf die Überlieferungen der Kirche, sondern haben einen anderen Sinn.“ Dann aber, gefragt, welchen anderen Sinn sie denn hätten, konnte er dies durch keinen Bibelspruch belegen. Da sagte zu ihm der

Graf zu Rhein: „Ih hett nit gemainet daß der herr dannoh so ges[ch]ikht were“, und ging weiter. Hinter ihm folgten Dienerschaft und Soldaten; diese hatten die kleinen Geißeln [disciplinis], die an den Bettgestellen der Novizen hingen, an sich genommen und führten damit auf dem Rücken eines Schweines, dann aber auch auf dem Rücken des P. Vizerektor einige Streiche und taten damit ihre Verblendung und Narrheit allen Anwesenden kund.

An vierter Stelle die Generäle Horn und Weimar, die sich von P. Vizerektor und P. Melchior Härtel durchs Haus in die Kirche führen ließen, wo sie alles betrachteten und dort verweilten. Was sie dort trieben, muß man den Annalen oder dem Berichte des P. Vizerektor entnehmen.

An fünfter Stelle die Prediger, welche, nachdem sie die Verwüstung im ganzen Hause gesehen hatten, ins Refektorium eilten. Einer derselben, ein roher und wilder Mensch, der bei jedem dritten Worte schimpfte, sagte unter anderem in Gegenwart der Novizen zu mir: „Ihr Jesuiten seid die Urheber all dieser Kriegswirren usw.“ „Leicht, mein Herr“, erwiderte ich, „läßt sich so etwas behaupten, aber daß es sich leicht beweisen läßt, sehe ich nicht.“ Darauf der Geck: „Weit leichter läßt es sich vielmehr mit einem einzigen Vernunftschluß beweisen und darlegen (diesen brachte er nun mit einer wahren Stenortimme vor): Wer immer in Glaubensfragen irrt, irrt auch in ökonomischen Dingen; ihr aber irrt in Glaubensfragen, also auch in ökonomischen; da ihr aber die wirtschaftlichen Verhältnisse falsch einschätzt, seid ihr also die Urheber all dieser Wirren usw.“ Ich wandte ein, der Obersatz sei falsch, weil er von falschen Prämissen ausgehe; nach Ablehnung seines Obersatzes konnte er aber in einem fast viertelstündigen Disput keinen neuen Schluß mehr bilden. Da trat ein Reiter herzu und sprach: „Bringt mir einen Trunk und streitet zu anderer Zeit!“ In dieser Kunst des Wortdrehens schien der Prediger des Weimarers ein Meister zu sein. Unter anderem fragte er: „Wie wird dieser Ort genannt?“ Ich sagte, er heiße Probationshaus, nämlich deshalb, weil hier auf die Probe gestellt werde, wer in den Jesuitenorden eintreten wolle. Darauf jener: „So darf man es nicht nennen, sondern eine Brutstätte aller Bösen. Der Übelste aller Zwei- und Vierbeiner nämlich, der Lorenz Forer, ging daraus hervor; und der hört nie auf, durch seine Schriften uns und die besten unserer Anhänger anzugreifen. O wenn der in unsere Hände fiele, dem wollten wir lebendig die Haut abziehen!“

An sechster Stelle ist ein grausamer Soldat einzureihen, oder vielmehr ein Dieb und Räuber. Dieser hatte aus dem Stalle einen Ochsen in den hinteren Garten geführt, willens, ihn dort zu schlachten. Durch das Gebell eines Hundes, sehr laut nach seiner Art, wurde Laienbruder Magnus Angerer darauf aufmerksam, wandte sich gegen den Soldaten und rief: „Laß den Ochsen gehen! Wenn dich die Schutzwache bei dem Diebstahl ertappt, kommst du

nicht ungestraft aus dem Garten.“ Der Soldat, von dem Unsrigen beim Diebstahl erwischt, zieht sein Schwert in der Absicht, diesen schwer zu verwunden oder gar zu töten. Doch als er es schon zum Stoße schwang, wurde er von dem Unsrigen durch dessen überraschende Geschicklichkeit überwunden; er entwand das Schwert seiner Hand, ergriff die Gelegenheit, seinem Feinde zu entschlüpfen, und kehrte unversehrt zu uns zurück.

An siebenter Stelle sind Soldaten aufzuführen, die, als infolge des Mangels an Weltgeistern ein neugeborenes Kind zur Taufe in unsere Sakristei gebracht wurde, den Taufenden und den Täufling bei der Handlung auf jede Weise zu hindern trachteten; es wäre ihnen auch gelungen, wenn nicht die Autorität ihres Anführers, der das Gemach des P. Provinzial bewohnte, gleichsam als weltlicher Arm gerufen, diesen Einhalt geboten hätte.

Endlich sind alle die zu erwähnen, ob Soldaten oder Offiziersburschen, die in der Vorhalle innerhalb der Pforte so wüste Gotteslästerungen und Schmähungen ausriefen und wiederholt solche haarsträubenden Schandtaten ankündigten, daß sie den guten P. Härtel so aufregten auszurufen: „Lieber sollte man die Flammen des Fegfeuers erdulden als solches sehen oder hören müssen!“

Was sonst noch bis zu unserer Gefangenschaft in Augsburg im ganzen Hause vorfiel, möge man teils den Annalen, teils dem Berichte des Vize-rektors entnehmen.

100000 Gulden oder Geiselhaft

Herr Torstenson, der Schwede, wollte nach Einnahme der Stadt eine auferlegte Summe von 100000 Gulden von uns, die dies verweigerten, erpressen. Deshalb befahl er, es sollten drei Patres nach Augsburg in Geiselhaft gebracht werden, und ließ sich durch keine Bitte zur geringsten Nachsicht erweichen. P. Härtel, P. Widman und P. Adam Dändtl [es ist der Schreiber!!] boten sich freiwillig an, dies Los zu erdulden. Kaum hatten sich diese Herrn Torstenson gestellt, so wurden sie auch schon mit zwei Bürgern, die von ihrer Abführung keine Ahnung hatten – wurde ihnen doch nicht einmal so viel Zeit gewährt, daß der eine von ihnen hätte seinen Hut holen können –, abgeführt, um sie lechabwärts per Schiff nach Augsburg zu schaffen. Nach Besteigen des Schiffes erreichten die Patres durch sofortiges inständiges Bitten zu Gott soviel, daß das Schiff eine beträchtliche Zeit, nämlich drei Stunden lang, festlag, kaum von der Stelle zu bewegen war und, in Bewegung gebracht, bald wieder auf einer Sandbank festfuhr: eine deutliche Lehre! Wenn doch unsere wilden Feinde daraus gelernt hätten, daß sie ihr feindliches Wüten und die Lust, Unschuldige zu quälen, aufgeben sollen! Jedoch umsonst: Nicht im mindesten ließen es diese Ruchlosen, auch noch Gott und die Heiligen zu lästern. Wenn sie der reißende Lech verschlungen hät-

te: ihre noch nicht abgewaschene Schuld hätte den Tartarus verdient! Also verließ man das Schiff, und die Patres sollten auf Geheiß der Soldaten den weiteren Weg nach Augsburg zu Fuß zurücklegen. Da jedoch wegen häufiger Regengüsse der Weg unterbrochen war, mußten Wasserläufe durchschritten werden. Die Soldaten sahen sich nun gezwungen, gegen ihren Willen die unliebe Last, das heißt die Patres, auf den Rücken zu nehmen und so die Wasser zu durchqueren.

Nach Überwindung zahlreicher Rinnsale kamen sie ziemlich spät nach Augsburg, wo die Wache an dem Stadttore in tiefem Schläfe lag, aus dem sie weder durch Schreien noch durch Schimpfen unserer Begleitmannschaft aufzuwecken war. So mußte man in tiefer Nacht vor ein anderes Tor ziehen. Hier wurden sie von der Stadtbesatzung erhört. Sobald diese den Grund unserer Ankunft erfahren hatten, meldeten sie es dem Herrn Oxenstern, dem damaligen Stadtkommandanten [civitas gubernator]. Nach empfangener Antwort wurden wir in das Wachhaus hineingeschickt, das bereits von allerlei menschlichem Abschaum voll war. Hier erwies uns einer der Landsberger Bürger, unser Weggefährte, große Liebe: er hatte nämlich für uns Patres einen Schluck Wein aufgetrieben, in folgedessen sich bei den Erschöpften der Schlaf, den sie schon einige Tage aus Furcht vor den Feinden entbehrt hatten, leichter einstellte. Was aber das bei dem fortwährenden Lärm der Ein- und Ausgehenden für eine Ruhe gewesen ist, kann man sich leicht vorstellen.

Beißender Spott in Augsburg

In aller Frühe besuchte uns der schwedische Major, wie sie ihn titulieren, und verkehrte hinreichend höflich mit uns. Aber kurz darauf kam es anders. Denn schneller als der Wind hatte sich in Augsburg herumgesprochen, daß Jesuiten von Landsberg hergebracht und in jenem Hause unter Bewachung festgehalten wurden. Es gab einen ziemlichen Auflauf, aber weniger um uns willkommen zu heißen, als vielmehr um uns tüchtig, wenn auch nicht übermäßig, mit Spott und Schimpf zu überhäufen. Unter dem derartigen Knäuel von Menschen nahmen nicht den letzten Platz die berüchtigten Mägde und Weiber der Irrgläubigen ein; einige derselben heuchelten Mitleid, andere flitschten die Zähne, wieder andere machten Anspielungen auf Heiligkeit und Unschuld, alle – ausgenommen die eher aufgeregten und erzürnten Bürger – brachten erstaunlich geschickt spielend den beißendsten Spott zum Ausdruck und belästigten uns so sehr, daß sogar der Wachhabende meinte, man müsse solchem Gespött ein Ende machen; wäre das nicht geschehen, hätten diese üblen Belästigungen unserer Patres noch länger fortgedauert.

Besagter Wachhabender nahm die Patres zum Mittagessen zu sich und ließ währenddessen bei Herrn Torstenson, der inzwischen nach Augsburg gekommen war, anfragen, was mit den auf

seinen Befehl hierhergebrachten Patres anzufangen sei. Kaum hatte Herr Torstenson von unserer traurigen Lage erfahren, als er sofort den Befehl gab, die Patres in ein Gasthaus zu führen, ihnen dort ein eigenes, entsprechend großes Zimmer anzuweisen und sie aufs Anständigste zu behandeln. Nicht unangenehm war ihnen diese Anordnung Torstensons, und sie begaben sich bald darauf dorthin.

Die Nacht konnte man ruhig verbringen, aber doch nicht, ohne daß die fortdauernde Sorge um die aufzubringende Summe das Gemüt der Patres bedrückte. Man beschloß darauf nach kluger Beratung, die Sache bald in Angriff zu nehmen und mit Torstenson persönlich zu verhandeln. Man bat brieflich darum, setzte es zwar nicht gleich, aber schließlich doch durch. Inzwischen wurden die Patres von verschiedenen Heerführern besucht, von denen einer, als er sah, daß sich die den Patres beigegebenen Wachen im gleichen Gemach wie diese breitgemacht hatten, diese sofort hinauswies, wobei er deren Unverschämtheit tadelte. Ihm folgte ein Prediger, der die Patres fragte, wie es ihnen gehe; er versprach ihnen jede Rücksichtnahme und daß sie bald Zutritt zu Herrn Oxenstern oder zumindest zu Herrn Torstenson, dessen Gefangene sie ja waren, erhalten würden. Die Sache ging nach Wunsch aus; sie wurden nämlich nicht nur vorgelassen, sondern sogar zu Tisch gebeten. Unter verschiedenen Gesprächen wurde über die als Kontribution zu zahlende riesige Geldsumme verhandelt, um einige Milderung zu erreichen, jedoch ohne Erfolg. Ein den Patres Bekannter [gestrichen: der früher in Landsberg als Sieger eingezogen war] nahm Anteil und ließ sich zu ihnen führen, um ihnen seine Vermittlung anzubieten. Er hielt sein Versprechen und schlug den Patres mehrere Mittel vor: eine goldene Halskette, die verkäuflich sei, sollten sie erwerben, denn durch ein solches Geschenk sei Herr Torstenson sicher umzustimmen. Die Patres trugen einen gewichtigen Grund vor, warum sie das nicht tun würden. Er sah diesen ein und verhandelte mit jenem so weit, daß er die Summe von 10000 Gulden auf 3000 herunterhandelte, mit der ernsthaften Bezeugung, daß er keinen Fuß mehr rühren werde, wenn sie sich auch diese Summe zu zahlen weigerten; denn er sei überzeugt, wenn sie noch lange Einwendungen machen würden, werde Herr Torstenson auf die frühere Summe hinaufgehen; sie sollten also die Sache vorantreiben und die erwiesene Gnade anerkennen. Die Patres erwiderten mit einer Bitte: wenn also die Sache anders nicht geregelt werden könne, möge man ihnen, da ja im Gasthaus keine Gelegenheit sei, das Geld aufzutreiben, erlauben, das Kollegium der Gesellschaft Jesu aufzusuchen.

Die Erlaubnis wurde unter der Bedingung erteilt, daß sie stets in das Gasthaus zurückkehren. Der Augsburger Hochwürdige P. Rektor setzte sich nun seinerseits für sie ein und bot sich und das ganze Kollegium als Bürgen für jene an, so daß ihnen gestattet wurde, sich dort aufzuhalten und zu wohnen. Dies

wurde zur Vigil von Kreuzerfindung erreicht, und am Feste selbst [3. Mai] durften die Patres wieder wie sonst Gott das heilige Meßopfer darbringen.

Hochwürden P. Rektor berief das ganze Haus zur Beratung dieser Angelegenheit zusammen und schloß sich völlig der Meinung der Landsberger Patres an, daß man diese Summe bezahlen müsse, was auch geschah. Auf welche Weise und woher jedoch das Geld zusammengebetzelt wurde, das muß man bei P. Härtel oder anderswo erfragen.

Nach Zahlung der Kontribution durften wir in Begleitung zweier Augsburger Patres abreisen. Viele sind der Meinung, daß diesen eine große Gunst zuteil wurde. Wir trafen in Landsberg unter zahlreichen Glückwünschen der Bürger ein. An einem Sonntage, nachdem ich die Predigt beendet hatte, fragten sie mich, wie ich aus der Gefangenschaft entkommen sei. Als ich es ihnen berichtete, tauchten plötzlich schwedische Reiter auf, entgegen den geschlossenen Abmachungen, wonach künftig weder ein kaiserlicher noch ein schwe-

discher Soldat in der Stadt aufgenommen werden sollte. Einer setzte mir sein Gewehr an die Brust, drückte aber nicht ab. Trotzdem jagte er aber dadurch den Bürgern einen Schrecken ein, die mich schon tot glaubten.

Mehr über diese Ereignisse muß man teils den Jahrbüchern entnehmen, teils den Berichten des P. Vizerektor und anderer Überlebender.

Im nämlichen Jahre 1633, als der schwedische Anführer Sperreiter die Stadt am Feste Sankt Michaels von neuem plünderte, was da geschah, darüber befrage man die Annalen.

Im Jahre 1634 fing mitten im Sommer die Pest an sich auszubreiten und hörte nicht eher zu wüten auf, als bis im März 1635 viele Gelübde geleistet wurden. Was geschah, darüber befrage man die Annalen und die Berichte anderer. Soweit dies und nun ist Schluß. Gott sei Lob!

(Übersetzt am 16. August 1907 zu Perach von Pfarrer L.K. Wittmann, überarbeitet von Klaus Münzer)

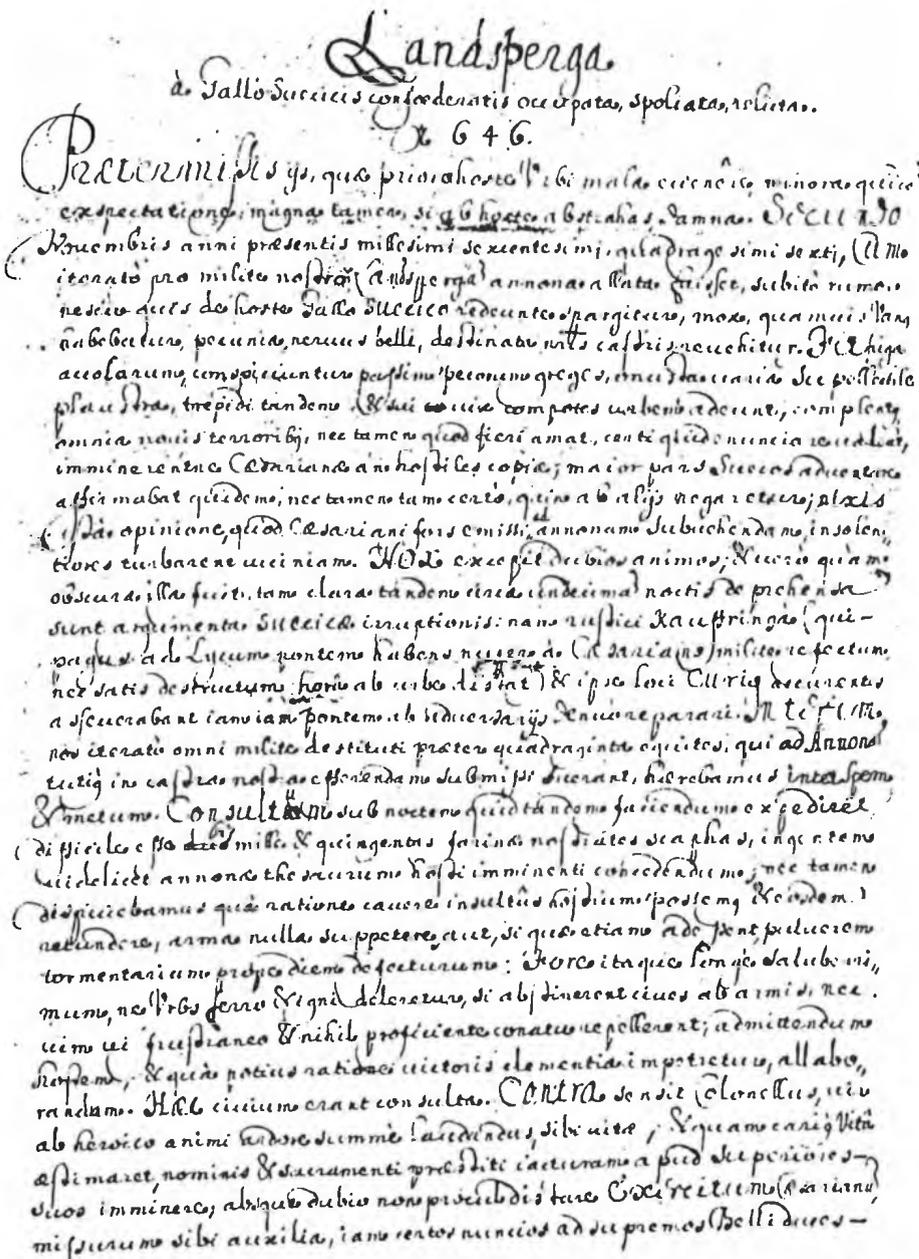
IV 1646

Einem unbekanntem Jesuiten danken wir dieses Protokoll über die schweren Leiden der Bevölkerung Landsbergs im Jahre 1646; verfaßt in lateinischer Sprache und niedergelegt als geradezu klassische Schönschreibübung selbst in härtesten Zeiten. Aus dem lateinischen Original übersetzt lautet der Titel des ebenso anschaulichen wie bedrückenden Berichtes, den dieser ungenannte Jesuit als Augenzeuge der damaligen Geschehnisse (1646) niederlegte: „Landsberg – von den verbündeten Franzosen und Schweden besetzt, geplündert und wieder verlassen: 1646“

Diejenigen Übel, die der Feind zu einer früheren Zeit der Stadt zugefügt hatte, sollen hier übergangen werden. Sie waren zwar geringfügiger als erwartet, trotzdem war der Schaden erheblich.

Erste Gerichte und Nachrichten über das Nahen der Feinde²

Dieses Jahr, am zweiten November [1646], wurde erneut Proviant für unsere Soldaten nach Landsberg geschafft. Da verbreitete sich plötzlich irgendwie das Gerücht, es kehrten die französischen und schwedischen Feinde zurück. Obgleich man nicht viel darauf gab, brachte man doch bald das Geld – den Lebensnerv des Krieges – das eigentlich für unsere Befestigungen bestimmt war, wieder fort. Die umwohnende Bevölkerung begab sich auf die Flucht; allenthalben sah man Viehherden und Karren, mit vielerlei Hausrat beladen, schließlich strebten die Flüchtlinge, verängstigt und ihrer selbst kaum mächtig, in die Stadt und verbreiteten von neuem überall Schrecken. Trotzdem vermochten sie, wie es zu geschehen pflegt, keine sichere Nachricht darüber zu geben, ob nun kaiserliche oder feindliche Truppen heranrückten. Der größere Teil behauptete zwar, die Schweden kämen, jedoch nicht mit solcher Gewißheit, daß es nicht von anderen bestritten worden wäre. Diese waren nämlich der Meinung, die Kaiserlichen wären vielleicht ausgeschickt worden, um Getreide zu requirieren, und versetzten nun durch ihre allzu große Rücksichtslosigkeit die Umgebung in Unruhe. Als die Nacht kam, war man noch im Zweifel. Indes, so dunkel die Nacht war, so deutlich waren die Beweise für einen schwedischen Angriff, die man nun endlich um die elfte Nachtstunde erhielt. Denn Bauern aus Kaufering – ein Dorf am Lech, eine Wegstunde von der Stadt entfernt, wo es eine Brücke gibt, die kürzlich von kaiserlichen Soldaten wiederhergestellt worden war und nun nicht ausreichend zerstört werden konnte – und auch der Pfarrer des Ortes eilten herbei und versicherten, daß die Brücke bereits von den Feinden von neuem wiederhergestellt werde. Uns hatten inzwischen abermals alle Soldaten verlassen bis auf



Die Reproduktion zeigt einen Ausschnitt des Titelblatts der Original-Chronik über die Leiden der Bürger Landsbergs 1646.

vierzig Reiter, die entsandt worden waren, um den Transport des Proviant in unsere Mauern zu sichern. Und so schwebten wir zwischen Hoffnung und Furcht.

Beratung in der Stadt

Des Nachts beriet man, welche Maßnahmen am besten zu treffen seien: Es sei gefährlich, 2500 hier gelagerte Scheffel Mehl, also einen gewaltigen Proviantvorrat, dem anrückenden Feinde zu überlassen. Und dennoch sahen wir keine Möglichkeit, wie wir uns gegen die Angriffe der Feinde schützen und diese zurückhalten könnten. Es stünden nicht genügend Waffen zur Verfügung, und auch wenn welche da wären, würde in Kürze das Schießpulver ausgehen. Daher werde es bei weitem das Beste sein, um die Zerstörung der Stadt durch Schwert und Feuer zu verhindern, wenn sich die Bürger von den Waffen fernhielten und nicht vergeblich und zwecklos versuchten, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Man solle den Feind herankommen lassen und sich darum mühen, nach Möglichkeit beim Sieger Milde zu erreichen. Dies waren die Beschlüsse der Bürger.

Dagegen meinte der Colonel, ein höchst lobenswerter Mann von feurigem Heldenmut, er müsse seinen Vorgesetzten gehorchen. Ihm drohe der Verlust seines Lebens und, was er noch mehr schätze als das Leben, seiner Ehre, zumal er ja den Soldateneid brechen müßte. Ohne Zweifel sei das kaiserliche Heer nicht fern und werde ihnen sicherlich Hilfe schicken. Schon habe er zuverlässige Boten zu den obersten Heerführern abgesandt. Er halte nichts für gewisser, als daß diese einen so großen Vorrat an Proviant dem Feinde nicht überlassen würden, einen Vorrat, den das gesamte Heer unbedingt benötige und der so oft verlangt und durch so viele Briefe angefordert worden sei. Daher werde er mit den Seinen auf keinen Fall den Posten verlassen. Wegen des Getreides, das ihm anvertraut sei, werde er die Stadt bis zum letzten Atemzuge verteidigen. Es liege viel daran, den Feind auch nur für eine Stunde zu fesseln und ihn hinzuhalten, da ja das Heerlager der Unsrigen ganz in der Nähe sei.

Diese Meinung gab schließlich den Ausschlag. Daher erhielt der Colonel die Schlüssel zu den Toren der Stadt zu seiner eigenen Verfügung, damit die friedfertiger gesinnten Bürger mit dem Feinde keine Abmachungen treffen könnten. Sodann stellte er sich dem Feinde entgegen, wobei er ebenso kühn wie tatkräftig handelte. Als nämlich die Stadt zum vierten Male durch Trompetenstoß und Trommelwirbel zur Übergabe aufgefordert wurde, da antwortete er nur, wie es einem solchen Helden geziemt, er werde die Stadt nicht aufgeben, ehe die Klinge an der Kehle der Feinde stumpf geschlagen sei. Daraufhin stellte er neue Wachtposten auf, ritt den ganzen Tag über in unablässiger Wachsamkeit die Stadt und die Posten ab, ließ die anrückenden Feinde mit Geschützsalven begrüßen, leistete

furchtlos Widerstand und wies voller Entrüstung die Bitten der Bürger, die Stadt zu übergeben, zurück. Dadurch erreichte er, daß sich die Belagerer gezwungen sahen, nicht nur an jenem Tag kein Wagnis einzugehen, sondern neue Streitkräfte zur Unterstützung heranzuführen und ihr Heer so weit zu verstärken, daß sie auf zweitausend Mann anwachsen. So jagten sie uns bei Einbruch der Nacht mit gewaltigem Lärm und im Schein vieler Lagerfeuer durch ihre Anwesenheit allein Furcht ein, was so recht ihren Wünschen entsprach.

Stadtrat und Geistlichkeit suchen bei Jesuiten Schutz

Inzwischen kümmerten sich die Jesuiten den ganzen Tag über und vor allem in der Nacht in ganz besonderer Weise um den Rat der Stadt. Dieser war höchst besorgt, der Feind würde in der Nacht hereinbrechen und im ersten Ansturm hemmungslos wüten. Also suchten sie bei uns Schutz. Sie glaubten nämlich, der Feind werde sich von der Heiligkeit des Ortes beeindruckt lassen und von einem Blutbad Abstand nehmen. Obwohl unsere Lage höchst bedenklich war, nahmen wir in großer Nächstenliebe die Stadtväter und den Klerus auf. Nichtsdestoweniger waren diese von großer Furcht befallen, zumal sich am Sonntag, dem vierten November, so um die zweite und dritte Morgenstunde die Abschüsse der Geschütze immer häufiger vernehmen ließen, zunächst derjenigen, die die Unsrigen, dann auch von denen, welche die Feinde abfeuerten. Diese drangen nun schon bis an die Mauern heran, wo sie sich unbeschadet und gefahrlos halten konnten.

Und so erkannte der Colonel nach Verlauf von zwei oder drei Stunden deutlich, daß er mit seiner winzigen Schar den Angriffen der Feinde nicht werde standhalten können. Daher bat er durch ein Trompetensignal um die Kapitulationsbedingungen. Die Gegner waren erfreut, daß der Colonel nun eine friedfertige Gesinnung an den Tag legte. Zwei Bürgermeister wurden entsandt, um mit dem Feinde Vereinbarungen zu treffen, mit ihnen auch ein Jesuitenpater, den die Feinde bald freundlich empfangen und ihm eine Leibwache zeigten, ferner ein Fähnrich oder Cornett von unserer Besatzung. Die Bürger erlangten leicht Gnade, wußte man doch von der letzten Besetzung her, daß sie weder daran dachten, Waffen zu führen, noch den Franzosen und Schweden zu schaden. Anders die Soldaten, denen keine Wahl gelassen wurde, als ihr Leben dem Gutdünken des Feindes anzuvertrauen.

Die Gefangennahme des Colonells

Der Colonel entbrannte auf diese Forderungen hin in heftigen Zorn und wollte schon von neuem zu den Waffen greifen, als auf Grund irgendeines Irrtums der Feind die Stadttore öffnen konnte und der Colonel in Todesgefahr

geriet. Er eilte daraufhin zum Schloß hinauf, um dort entweder eines ruhmvollen Todes zu sterben oder vom Feinde günstigere Kapitulationsbedingungen zu erhalten, was er auch wirklich erreichte. Denn er hielt sich noch etwa fünf Stunden lang dort oben, dann endlich konnte er, nachdem man ihm das Leben geschenkt hatte, zusammen mit seiner Schar so ehrenvoll, wie das möglich war, vom Generalkommissar Tracy als Gefangener in Empfang genommen werden. Nichtsdestoweniger war er, nachdem er so viele Gefahren überstanden hatte, besorgt, ob er bei diesem Unternehmen dem Willen seiner Vorgesetzten auch recht nachgekommen sei. Und in der Tat gehen die Meinungen darüber auch jetzt noch auseinander: Seine Widersacher mißbilligten insbesondere, daß die Reiterei hinter den Mauern gekämpft hatte, während doch eine solche Kampfweise allein dem Fußvolk zukomme. Ja, auch wenn es Fußsoldaten gewesen wären, so hätten sie doch schlecht daran getan, daß sie in so geringer Zahl, die nicht einmal genügt hätte, um einen einzigen Platz zu verteidigen, es gewagt hätten, einem ganzen Heer Widerstand zu leisten. Andere kritisierten, daß er nicht mit Hilfe der Bürger die Lebensmittelvorräte zerstört und den Feind eines so reichlichen Nachschubes beraubt habe. Dies und anderes mehr machten sie gerade jenem zum Vorwurf, der dem Wohle der Heimat sein eigenes hintangesetzt hatte. Wir indes wollen zum eigentlichen Thema zurückkehren und die Entscheidung auf sich beruhen lassen, die uns nichts angeht.

Plünderung Landsbergs

So geriet die Bürgerschaft in die Gewalt der Feinde. Die Heerführer hatten ihr versichert, daß sie keine Plünderung zulassen würden; sie sollten nur heimgehen und in ihren Häusern sicher sein. Jedoch leider kam es anders, mochten die Heerführer auch noch so energisch dagegen angehen und den ungehemmten Drang der Soldaten einzudämmen suchen. Denn um die zwölfte Stunde des Tages brach die ganze drückende Last des Krieges über uns herein, und eine einzige riesige Plünderung dauerte nun 23 Tage lang ununterbrochen fort, wobei die Bürger beteuerten, daß diejenige vor vierzehn Jahren keinen Vergleich mit der jetzigen aushalte.

Besondere Nöte der Jesuiten, liebsame und unliebsame Gäste

Damit wir dieser Belastung nicht ausgesetzt wären, versah die Schutzwache, die unserem Kolleg zugeteilt worden war, gewissenhaft ihre Pflicht. Und nichts wurde damals gewaltsam fortgeschleppt, sondern wir wurden auf freundschaftliche Art ausgesogen. Dies ging so weit, daß wir nichts mehr übrig hatten, wenn man von dem Wein absieht, den wir gerade noch mit Mühe für das Maßopfer zurückbehalten konnten. Das Bier verlangte man noch warm aus dem Kessel, noch bevor sich die Hefe richtig gesetzt hatte, und wurde so fort-

geschleppt. Dennoch floß aus dem Verkauf von Wein und Bier häufig Geld in unsere Kasse.

Gleich am ersten Tag, als sie in die Stadt einmarschierten, kehrten viele Generäle bei uns ein, wobei sie ganz offen ihre freundliche Gesinnung kundtaten. Und, wie ich später noch ausführen werde, auch an anderen Tagen beherrschten sie unser Haus mit ihrem höchst willkommenen Besuch. Die ganze Zeit über erwuchs uns von seiten der Besucher keine größere Belastung als damals, als einige ganz unausstehliche Pastoren bei uns nicht nur einen ausgiebigen Trunk erhielten, sondern auch Gelder entwendeten. Als ihr Superintendent das erfuhr, war er sehr ungehalten darüber, und einige der Seinen schalt er auch in unserer Gegenwart aufs heftigste. Uns indes bat er um Verzeihung. Dabei fügte er hinzu: „Der Schmutz kommt immer an den Tag. Auch das Gold trägt Flecken an sich, ehe es in dem Schmelzofen liegt.“ So ließ er es ordentlich gereinigt aus den Händen.

Feuer im Umland. Die Jesuiten als Helfer in der Not

In diesen Tagen gab es in der Umgebung ein ganz und gar trauriges Schauspiel: Immer wieder wüteten Brände auf dem Land. Vor allem als am 19. November das feindliche Heer in Richtung München zog, sah man eine Unzahl von Häusern in Flammen stehen, unter denen auch Besitzungen des Kollegs waren. Wenn man auf deren Zerstörung zu sprechen kam, wuschen alle ihre Hände in Unschuld und schoben die Schuld jenem weithin berüchtigten Niemand zu.

Draußen wurden also die Hütten der Bauern eingeäschert, indes waren in der Stadt Habe und Hausrat knapp geworden. Freilich war die Not in der Stadt wenigstens dazu nütze, daß man während der genannten 23 Tage einer erheblichen Anzahl von Bittstellern helfen konnte. Wenn allerdings die Plünderung auch uns betroffen hätte, hätte man ihnen nicht einmal eine Stunde lang Genüge tun können: Ein paar wenige schon hätten alle Speisevorräte und den gesamten Inhalt des Kellers an sich gerissen. Im übrigen zweifeln wir nicht daran, daß wir uns durch diese freigebige Verteilung viele Freunde geschaffen haben. Ein Anzeichen dafür ist die Tatsache, daß sie [die Feinde] selber nicht wenig staunten, weil unser Haus dem gesamten Heer in jeder Hinsicht Unterstützung gewähren konnte. Aber damit war es mit unserer Nächstenliebe noch nicht getan, die sich über Ordensleute, Kleriker und auch ganz besonders über Bürger verströmte, welche die ganze Zeit über bei uns Zuflucht suchten. Wir versorgten nämlich häufig zwanzig und mehr Personen, denen ordentliche Mahlzeiten geboten wurden, wie sie bei den Jesuiten üblich sind. Anderen hingegen, armen Leuten, gewährte man manchmal hundert Tage lang Unterstützung. Abgesehen davon lockte wohl unsere Schutzwache nicht wenige Gäste an. Auch kamen Bürger zu uns mit der Bitte um eine Maß Bier, um damit

ihr Leben erkaufen zu können. Sie müßten sonst sterben, wenn sie mit leeren Händen zu ihren Soldaten heimkämen. Noch unzählige andere kamen hinzu: Arme, Bedürftige und solche, die ganz kraftlos waren vor Hunger, über welchen ich weiter unten noch mehr berichten werde.

Der gute Generalkommissar Tracy hilft der Stadt

Um diesen Menschen zu helfen, setzten wir wirklich alles in Bewegung. Ganz besonders kam uns dabei freilich die Güte des erlauchtesten Herrn Generalkommissars Tracy zugute, der den Jesuiten und unserem Haus im höchsten Maße zugetan war. Er gab die Weisung, von dem aufs schändlichste vernachlässigten Lebensmittelvorrat sollten unsere Leute etwa zwölf hiesige Scheffel Mehl verteilen. Dabei paßte er tüchtig auf, daß der so bedürftigen Menge, von der er beim Verlassen unserer Kirche in Demut dicht umringt wurde, nichts entzogen würde. Dazu kam noch eine erkleckliche Summe Geldes, das ebenso an Arme verteilt werden sollte. Dieser erlauchteste Herr besuchte häufig das Kolleg aufs allerfreundlichste und nahm an den Meßfeierlichkeiten teil, wie auch der Verbindungsoffizier des französischen Königs bei den Schweden; wenn es noch einen weiteren Gönner der Jesuiten gibt, dann diesen. Dieser erlauchteste Herr hätte es auch so gehalten, wenn er nicht um seinen Blinddarm gefürchtet hätte. Daher beteiligte er sich nur ein einziges Mal an einem gar spärlichen Abendessen, zu dem fünf oder sechs Herren Generäle geladen waren, und war es zufrieden.

Darüber hinaus sorgte er sich auch um die Stadt: Die Bürger nämlich wurden gezwungen zu wählen, ob sie lieber zusehen wollten, wie der Salzstadel des erlauchtesten Kurfürsten angezündet wurde, oder ob sie 14000 Taler zahlen möchten. Da ließen sie sich von jenem dazu anhalten, einen Eid abzulegen, innerhalb von zwei Monaten das Geld zu übersenden und dadurch die Stadt für diese Zeit unversehrt zu erhalten, die man sonst ganz sicher schon in Schutt und Asche gelegt hätte. Weil aber gerade vom Salz die Rede ist: Der Feind fand, gleich als er die Stadt betrat, 15657 Fässer davon vor und 2500 Scheffel Mehl. Wenn man also einen Scheffel Mehl auf fünf Gulden schätzt und ein Faß Salz auf drei, dann würde der gesamte Schaden, den man allein dem erlauchtesten Kurfürsten zugefügt hätte, 59471 Gulden betragen. Von dem Salz reichen nach Abzug des Feindes nur 12000 Fässer aus, um durch sie die genannten 14000 Taler aufzubringen. Was nun die Stadt tun wird, steht nicht fest, da einer der Ratsherren als Gesandter zum erlauchtesten Kurfürsten abgereist ist. Was indes die Lebensmittelvorräte anging, so ist anzumerken, daß sie offenbar in zwei Teile auf das französische und das schwedische Heer aufgeteilt wurden und nur zu den Fußtruppen gelangten. Diese Angelegenheit ordnete also der ehrwürdige Herr Tracy in der beschriebenen Weise.

Verleumdung der Jesuiten und Heimsuchungen

Es bleibt jedoch noch weiteres zu berichten, wovon das folgende den ersten Platz für sich beansprucht, während darüber hinaus Unzähliges übergegangen werden soll. Viele jedenfalls hatte unsere Unversehrtheit sehr übel gestimmt. Damit also die Plünderung auch unser Kolleg in Mitleidschaft ziehe, wurde überall folgende Lüge in die Welt gesetzt: Auf dem Gelände unseres Klosters habe man einstweilen 2000 Ausrüstungen zur Verteilung an das kaiserliche Heer gelagert. Daher forderten die Heerführer jene häufig von uns, so sehr wir auch mit vollem Recht abstritten, daß solche Ausrüstungen bei uns gelagert seien. Überdies drohten sie uns, man werde eine Durchsuchung in die Wege leiten, wenn wir sie nicht freiwillig herausgäben. Indes wurde damals mit großem Ernst verhandelt, als am 22. November auf Weisung des Kriegsrates der durchlauchte Herr Didot, der Oberkommandierende der französischen Wachmannschaften, zu uns gesandt wurde. Er, der uns sonst durchaus zugegan war, kündigte uns abermals eine Visitation dieser Art an. Wir wiesen auf unsere Unschuld und unser Gelübde hin, das Ordensleute doch heilig hielten, und konnten darüber hinaus nichts erwidern. Nur um zwei Dinge konnten wir bitten: Erstens, man möge uns doch endlich Glauben schenken, wenn wir etwas versichern; zweitens, wenn die Durchsuchung wirklich beschlossene Sache sei, möge man diese Aufgabe nicht gemeinen Soldaten, sondern Offizieren übertragen. Wir seien jederzeit bereit, uns einer Visitation zu stellen und bereitwillig alle Räume bis in den hintersten Winkel des Klosters aufzusperren. Diese so treuherzige Antwort erweichte ihre Herzen, wie wir aus den Folgen schließen konnten. Und sie tasteten zur Ehre Gottes nichts mehr an.

In ähnlicher Weise kam ein Gerücht auf, es würden Kriegswaffen gelagert. Wir meinen, das Gerücht wurde verbreitet, weil man ja von den furchterregenden Schwertern unserer Knechte wußte. Als man die Schwerter brachte, mißfielen sie dennoch nicht so sehr, daß nicht manche von den Feinden weiterbenutzt wurden. Bleibt noch von einer weiteren, nicht geringen Belastung, die man überwand, zu erzählen, hervorgerufen durch die Nächstenliebe, wenn man so sagen darf: Wir boten doch Mitbürgern bei uns eine Bleibe an. Die Feinde, hieß es, würden ganz sicher versuchen einzudringen, wenn wir jene nicht aus dem Kolleg würfen. Wir waren der Ansicht, wir dürften eine so harte Bedingung nicht annehmen, da die Pflicht zur Nächstenliebe nicht verletzt werden sollte. Freilich ermahnten wir selbige Leute, sie möchten uns doch nicht zum Schaden gereichen. Indes konnten wir sie nicht zum Verlassen des Kollegs überreden, da sie eine nicht geringe Abgabe befürchteten, die doch auch die anderen Bürger zahlen müssen. Doch der gütige Wille Gottes erlöste uns auch von dieser Besorgnis und die Bürger aus der Gefahr, als die Feinde endlich abzogen.

Französische Sympathien

Dieses bittere Geschick, das wir zu ertragen hatten, linderten bisweilen auch frohere Ereignisse, wie es bei Gottes Güte üblich ist. So besuchten die obersten Kriegsherren der beiden Verbündeten, nämlich der erlauchteste Herr Comte de Turenne und seine Exzellenz Herr Wrangl, zusammen mit weiteren erlauchten Herren der Generalität, aufs allerfreundlichste mehrmals unser Kloster, wobei sie oft für Personen und Örtlichkeit schützende Sicherheit versprachen. Den glänzendsten Eifer zeigten dabei die Herren, die unter den französischen Fahnen dienten. Sie wollten es gar nicht dulden, wenn sie von uns hörten, welche Auffassung die Schweden verbreiteten, nämlich daß der gegenwärtige Krieg ein Religionskrieg sei und man die Waffen zu keinem anderen Zwecke bräuchte, als um allen die Glaubensfreiheit zu erstreiten. Das mochten die Franzosen, wie ich sagte, nicht auf sich sitzen lassen, und um uns diese Meinung zu nehmen, schickten sie uns aus benachbarten Landstrichen heilige Geräte, welche ruchlose Hände von Frevlern aus Kirchen entwendet hatten. Wir sollten sie bei Gelegenheit unverehrt zurückerstatten. Ja, Gefolgsleute der Franzosen bekannten sich so offen zur katholischen Lehre, daß sie beteuerten, sie hätten niemals das Schwert ziehen und gegen uns erheben wollen, wenn sie nicht für Gott und ihren König kämpften.

Plünderungen und Verwüstungen in Landsberg

Nun endlich will ich daran gehen, das höchst leidvolle Unglück und die mannigfache Plünderung in der Stadt zu schildern. Allerdings möchte ich mich dabei ziemlich kurz fassen und die Darstellung, so gut es geht, straffen. Denn ich will nicht den Eindruck erwecken, mir einen Stoff zur Niederschrift gesucht zu haben, der nur so herandrängt, wenn man ihm einmal Zugang gewährt hat.

Zunächst wurden, wie ich oben zu berichten begonnen habe, 23 Tage lang Tag für Tag in einem fort die Anwesen der Bürger durchforstet. Dabei entdeckten und durchsuchten sie gänzlich verborgene Hohlräume und solche, die unter der Erde lagen und bis dahin noch gar nie aufgedeckt worden waren. Auch fanden sie Dinge, die in früheren Zeiten vergraben, dem Vergessen anheimgegeben und den Stadtbewohnern selber schon nicht mehr bekannt waren.

Nach dieser so gründlichen Durchsuchung aber kam noch das völlig zügellose Rasen und Wüten der Soldateska hinzu, als diese zum letztenmal hier in Richtung nach Schwaben durchzog. Dieses Wüten vermochten nicht einmal ihre eigenen Anführer mit gezückten Schwertern in Schranken zu halten. In die Häuser drangen sie nicht anders ein, als wie es beim Angriff auf irgendeine Stadt geschieht. Denn während diejenigen Soldaten, welche in den Häusern einquartiert waren, solchem Unrecht

vorzubeugen suchten, legten andere häufig unterdessen Leitern an, brachen Riegel auf und stiegen durch die Fenster in die Häuser ein, um Beute zu machen. Alles Erdenkliche wurde auseinandergerissen, Scheunen wurden aufgebrochen, von den Häusern Dachziegel heruntergestoßen und dann das Getreide herausgeworfen, ja sogar Hauswände eingerissen, um Fourage für Menschen und Pferde herauszuholen. Natürlich standen die Haustüren weit offen, aber für solch gewaltige Mengen an Getreide, wie sie die Räuberscharen fortschleppten, waren diese zu eng. Die ganze Zeit über sah man überall und fortwährend Drescher an der Arbeit. Das war nicht nur deshalb verlustreich und schadenträchtig, weil dadurch die Stadtbewohner ihres Besitzes beraubt wurden, sondern auch daher aufs schwerste zu verurteilen, weil der größte Teil des Getreides verdarb und so keinem Wesen, nicht einmal den Tieren mehr nutzen konnte. Überall in der Stadt sammelte sich dadurch die Streu derart an, daß viele Lastkarren nicht ausgereicht hätten, um den Unrat fortzuschaffen. Sogar der Friedhof und die Grabstätten der Toten wurden von neuen Grabhügeln solcherart bedeckt. Dabei zeigte sich obendrein keine Möglichkeit, die Stadt zu reinigen, da von der Plünderung her kaum noch ein Pferd übrig war, das man zu diesem Zwecke ja unbedingt gebraucht hätte.

Indes machten hier Raublust und Zerstörungswut nicht halt. Denn vielerorts wurden Betten zerspalten, anderswo blieb weder Stuhl noch Bank heil; Öfen wurden zerschlagen, Wirtshaustüren, Fensterstöcke, ganz neue Sänften in beträchtlicher Zahl und von nicht minder beträchtlichem Wert wurden verbrannt. Geräte, gleich aus welchem Material, wie man sie in Brauereien und anderen Werkstätten brauchte, wurden in Stücke geschlagen und ins Feuer geworfen. Ja, in den Häusern wurden sogar die Stiegen weggeschlagen, um dem Feuer Nahrung zu bieten. Den Handwerkern entwendete man nicht nur die Werkstoffe, nicht einmal die Werkzeuge ließ man ihnen. Den Schmieden wurden sogar die Ambosse fortgeschleppt, und alles, was aus Eisen war, wurde zum Beschlagen der Pferde verwendet. Und, was besonders erstaunlich ist: Den Schneidern wurden ihre Nadeln und Scheren weggenommen, den Schustern die Ahlen, den Schreibern die Beile, kurz, Werkzeuge aller Art, so daß sie bei Gott und allen Heiligen inständig Ahle oder Nadel zurückerflehten, um damit die Kleidung flicken, so das eine oder andere Geldstück verdienen und damit ihre hungrigen Kinder ernähren zu können.

Bis aufs Hemd beraubt

Indes habe ich noch nicht vom schlimmsten Leid berichtet: es gab Bürger, die aller Gewänder so beraubt wurden, daß ihnen kein Miederchen, kein Halsband, kein Hemd mehr blieb, außer dem, was sie gerade an hatten. Und welch gar ehrenwerten Persönlichkeiten widerfuhr dies! Völlig zerschissen

kamen sie in recht traurigem Kostüm daher, daß sie kaum einander, ja fast sich selbst nicht mehr erkannten, so sehr hatten sie sich dadurch verändert. Leute im Mantel sah man nur noch selten, und man mußte, was früher als größte Schande galt, ohne Mantel zur Kirche gehen. Unsere Schüler besuchten mit Stricken statt Gürteln die Schule und verwendeten sogar weibliche Kleidungsstücke oder zogen irgendein Stück Leinwand über. Selbst Ratsherren wurden die Schuhe ausgezogen, anderen Bürgern wurden diese ebenfalls sehr häufig geraubt. Ach, wenn dieser Abschaum doch nur diese ausgezogen und nicht noch weitergegangen wäre! Dem Wort sei nun die Freiheit erlaubt, die sich die Soldaten bei ihren Schandtaten herausgenommen haben: Schamloseste Frechheit hatte die Soldaten eines Nachts dazu angestachelt, etliche Bürger splitternackt auszuziehen, und so begegneten diese dann dem obersten Colonel der Stadt persönlich! Andere kamen kaum besser weg, die, nur mit einem Hemd bedeckt, unseren Garten gleichsam als letzte Zuflucht aufsuchten. Da war ein Gebäude, in dem zusammen mit den Inwohnern und Heimatlosen fünfzig Leute hausten, von denen fünfundzwanzig aller Kleidung beraubt wurden.

Selbst die Kleinsten kamen nicht unbeschadet davon, denen die Windeln aus der Wiege gezogen wurden; auch beraubten sie die Wöchnerinnen ihrer Bettdecken, und einigen Müttern zogen sie, während diese ihr Kind stillten, die Schuhe aus. Schließlich machte sich sogar einer an den Leichnam eines Kindes heran und zog ihm das Hemdchen aus. Ein anderer, noch unverschämter, drang in das Beinhaus in der bei der Kirche gelegenen Gruft ein, wo er Gebeine und Schädel durcheinander warf, um einen Schatz zu suchen; und selbst ein Blinder hätte ihn gefunden, aber jenen befahl eine höchst heilsame Todesfurcht und im Gefolge des Todes die Furcht vor dem härtesten Jüngsten Gericht, wenn er nicht gar diese Toten für Schatten hielt, ebenso wie all die heiligen Geräte.

Hungersnot in der Stadt

Außer der Plünderung aller Habe und der Entblößung der Leiber traf jene auch ein überaus schwerer Mangel an Getreide. Denn alle Feldfrüchte waren entweder fortgeschafft oder so verdorben, daß nichts zum Lebensunterhalt übrig blieb, geschweige daß es Futter für Pferde oder Vieh gegeben hätte. Bürger, die über hundert und noch mehr Scheffel verfügt hatten, bekamen nun drei oder vier Tage kein Krümchen Brot zu Gesicht, und kosten konnten sie schon gar nicht davon. Selbst die kräftigsten Männer waren schlaff und matt und sahen aus wie Schatten. Die meisten konnten sich kaum noch auf den Füßen halten. Das führte so weit, daß sie sich ihr Brot anderswo zu beschaffen suchten, um ihren Hunger zu lindern. Ja selbst wenn die Armen und Bedürftigsten einmal zu Brot kamen, wurde es ihnen aus der Hand gerissen. Mochten auch die Getreidemühlen durch Posten

stark bewacht sein, so waren sie doch derart ausgeplündert, daß kaum noch ein Stäubchen Mehl zu finden war. Viele sahen wir hungers sterben. Eine Soldatenfrau beteuerte hoch und heilig, vierzehn Tage lang kein Brot gehabt zu haben. Als sie in Erwartung des Todes mit der heiligsten Wegzehrung versehen wurde, bat sie nach dem Brot der Engel wenigstens noch um ein Bröckchen gewöhnlichen Brotes, wie es bei mehreren geschah. Die Leichen der Elenden fand man überall in den Winkeln der Häuser. An einem Tag zählten wir oft vierzehn, siebzehn und auch mehr Bestattungen. An einem einzigen Morgen wurden damals acht Personen auf den Empfang der Sakramente vorbereitet. Eine riesige Anzahl weggestorbener Kinder wurde zu Grabe getragen. Von diesen waren viele aus Hunger in den Armen der Mütter wegen Mangel an Milch gestorben, da man ja das Vieh fortgetrieben hatte. Dies war für die Eltern außerordentlich schmerzlich.

Demütigungen und Mißhandlungen der Bürger

Aber so grausam oder sicher überaus problematisch man diese Situation auch empfand, man hätte doch alles ertragen können, wenn nicht von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde unter den Bürgern die Todesfurcht und die Bedrohung durch Körperqualen zugenommen hätten. Gar oft erblickte man auf den Gassen gezückte Klingen. Diese bekam auch die unglückselige Bevölkerung zu spüren, wenn man nur zögernd oder gar nicht auf die Wünsche und das Verlangen der Soldaten antwortete, nicht reagierte oder – was am schlimmsten war – nichts gab. Und es nutzte nichts, wenn man mit vollem Recht als Entschuldigung den Grund dafür vorbrachte, der völlig offensichtlich und klarer als das helle Tageslicht war: Man könne den Forderungen in keiner Weise nachkommen, da doch, wie jeder sehe, alles geraubt sei. Daher bat nun der Freund den Freund beinahe kniefällig und bei allem, was ihm heilig war, um Brot, einen Schluck Bier oder Geld, um es an die Soldaten weitergeben zu können. Das widerfuhr sogar den Ratsherren, von denen einige unter Tränen um Beistand flehten, damit sie nicht, wie andernorts geschehen, als Gefangene weggeführt würden – sonst waren sie stets gewohnt zu befehlen!

Von dieser Art sah man noch weitere höchst betrübliche Schauspiele: Einem ehrenhaften Bürger, der allerdings nicht arg viel besaß, legten sie verknottete Stricke um die Schläfen (freilich weiß ich, daß bei einigen diese Quälerei auch um die Lenden angewandt wurde), und marterten ihn so lange, bis er ihnen die Grube mit den Gerätschaften seines Hauses und des Handwerks, das er betrieb, zeigte; doch damit noch nicht zufrieden, zwangen sie jenen Elenden, den sie ohnehin schon übel und ungerecht behandelt hatten, daß er eigenhändig die Erde aushub und ihnen die zu Tage geförderte Beute überreichte.

Einen anderen, der vermögender war, riefen sie wegen irgendeines Ersuchens aus seinem eigenen in ein fremdes Haus, wo plötzlich ein Troßknecht auftauchte, der den Mann in den finsternen Winkel des Hauses zerrte und mit gezücktem Schwert seine Kehle zu durchbohren drohte, wenn er nicht in Bälde hundert Taler auszahle. Aber kaum hatte er den Betrag versprochen und war seiner Abschachtung entkommen, da begegnete ihm ein Oberst, der ebenso „Beisteuer“ aus seinem Geldbeutel verlangte, oder er werde ihm die Seele aus dem Leibe reißen. Als er indes die Lage der Dinge erfahren hatte, nahm er den größeren Teil des versprochenen Geldes für sich, fertigte den Troßknecht mit dem Reste ab und ließ den Mann unversehrt laufen.

Angst vor einer Feuersbrunst

Diese Schrecknisse also und so mannigfache Nöte ließen die Bürger so unglücklich aussehen, daß einer meiner Meinung nach härter als Kiesel und trockener als Bimsstein sein mußte, dem so vielfältiges Unglück nicht die Tränen aufsteigen ließ. Ja, so große Bedrängnis erfaßte die Armen, daß bei vielen beinahe sogar der Verstand dahinschwand, wie wir mit eigenen Augen beobachten und uns davon überzeugen konnten. Denn wen sollte es nicht schrecken, daß der Stadt so oft ganz unmittelbar die Einäscherung drohte? Entfachten sie doch ihre Feuer selbst in den Heizräumen, natürlich unter hölzernen Fußböden! Errichteten sie doch aus Heu und Strohbindeln Feuerstellen sogar mitten in den Scheunen! Liefen sie doch schließlich überall in den Ställen sorglos mit brennenden Lampen und mit Fackeln umher, die sie aus Stroh zusammengebunden hatten! Dies und anderes muß auch den Verständigsten zum Wahnsinn treiben.

Die tapferen Jungfrauen von Landsberg

Und nicht nur solche Brände mußte man fürchten, sondern in noch höherem Grade jene Fackeln, die sich an zyprischer¹ Glut entzündeten. Sie nämlich drohten der allerreinsten Jungfräulichkeit schlimmere Flecken einzubrennen als jede Kohle. Solchen wollte eine Jungfrau entgehen; denn um ihre Keuschheit zu bewahren vor männlicher Gewalt, stürzte sie sich kopfüber von ganz oben aus dem Haus herab. Diese nämlich ist es, von der unlängst jener nicht unbedeutender Dichter singt: „Den Feinden war offenbar dieser Ausweg unbekannt“. Um den Fängen eines zudringlichen Kerls zu entkommen, kroch eine andere ängstlich unter den Bäuchen einer langen Reihe von Pferden hindurch und stahl sich so davon, nachdem sie zuvor mit einem kräftigen Biß ihrer Zähne dem Wüstling die Hand verletzt hatte. Wieder eine andere wurde aus ihrem Elternhaus entführt und nahm, solange sie mit dem Feinde zusammenleben mußte, keinen Bissen von ihm an; wußte sie doch wohl, daß

es ehrenhafter sei, unberührt Hungers zu sterben, als Gewalt zu erdulden und in tiefer Schande weiterzuleben. Eine wurde in die Gefangenschaft fortgeführt und sah sich schon jeder Hoffnung auf Befreiung beraubt, bis sie endlich durch unsere Bitten loskam und so die Bande der traurigen Knechtschaft zerriß. Indes kamen nicht alle so glimpflich davon. Mit Verbrechen dieser Art trieb es die Soldateska so weit, daß es genügen dürfte, wenn der Leser nur soviel weiß: Ohne guten Grundes schamrot zu werden, kann man so etwas nicht niederschreiben, nicht einmal daran denken.

Übeltaten gegen Kirche und Klerus

Wie nun also dieser Abschaum der Menschheit keinerlei Rücksicht auf Jungfräulichkeit nahm, so blieb auch die Königin der Jungfrauen von diesen gänzlich der Hölle verfallenen Händen nicht verschont. Denn ein Standbild eben der hochheiligen Gottesgebärerin in der Stadtpfarrkirche beraubten sie all seines Schmuckes, nachdem sie vorher alle Opferstöcke der Kirche geleert hatten. Und wie man die gottgeweihten Gegenstände nicht schonte – obwohl sogar viele der Feinde sich darüber entrüsteten und es rügten – , so entging auch der Klerus nicht der Quälerei. Nicht nur, daß der hochwürdige Herr Stadtpfarrer zusammen mit der übrigen ehrwürdigen Geistlichkeit gezwungen wurde Geld zu zahlen (das sie, anders als früher, auf schlaue und gemeine Art nicht mehr als Lösegeld oder Brandschatzung bezeichneten, sondern mit dem neuen Begriff „Discretion“ versahen), und zwar an die Pastoren der anderen Konfession. Sondern aus deren Dienerschaft tauchte überdies noch ein gottloser Hundsvott auf, der sich zum Klerus Zutritt verschaffte. Unter bittern Worten des Hohnes zog er dort eine eiserne Schraube, die zum Hineinstekken und Quetschen von Fingern kunstvoll gefertigt war, aus der Tasche, wohl um mit einer Folter dieser Art zu drohen. Freilich konnte er als Einzelner gegenüber der ganzen anwesenden Geistlichkeit dies nicht versuchen, und so blieb also unklar, in welcher Absicht er gekommen war. Immerhin erreichte er, daß seine Börse mit weiterem Gold gefüllt wurde.

Keineswegs friedlicher war das Auftreten eines der Pastoren, der den erwähnten hochwürdigen Herrn Dekan zunächst mit einer wilden Schimpftirade anfuhr. Dann verlangte er, um ihn abzuführen, nach einem Strick, um ihn, nach Scharfrichterart die Hände auf dem Rücken gefesselt, zu quälen. Was er letztlich getan hätte, konnte man allerdings nicht erfahren. Denn andere vernahmen den Lärm, eilten herbei und konnten den hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer aus der Gefahr befreien. Fiel es dem Stadtkommandanten auch recht schwer, das zu dulden, und drohte er ihm [dem Pastor] auch, der eher ein Räuber war als ein Pastor, so ist diesem, soweit wir wissen, doch nichts besonders Schlimmes widerfahren.

Gebete und Gottesdienst als Hilfe in der Not

Daß im übrigen der Feind nicht schlimmer gegen die Stadt gewütet hat, das haben wir der verdienstvollen Wachsamkeit und dem Glauben der Bürger an Gott, an die Gottesmutter und an die Schutzheiligen zu verdanken. Diesen gegenüber zeigte sich die Bürgerschaft auf Betreiben des hochwürdigen Herrn Stadtpfarrers voller Demut. Durch Gelübde hoffte man, den durchaus gerechten Zorn Gottes wenigstens so weit gelindert zu haben, daß das Feuer von den Häusern und das Morden von den Kehlen der Bürger bis jetzt abgehalten wurde. Auch haben wir, um diesen gar heftigen Zorn Gottes abzuwenden, eine besondere Bittandacht angeordnet, die wir zur neunten Nachtstunde begannen und über zehn Stunden fortführten. Zudem feierten am nächsten Morgen die Priester eine heilige Messe, wobei die anderen zur Stärkung für künftige Wirrnisse die heilige Kommunion empfingen. Wir meinen

dadurch nicht wenig erreicht zu haben, da wir und unser Haus durch die wunderbare Fürsorge Gottes so viele Gefahren heil überstanden haben, obgleich die Schweden drauf und dran waren, das Kolleg zu plündern. Denn wenn auch Speisekammer und Keller so geleert waren, daß wir für das Meßopfer kaum so viel Wein erübrigt hatten, daß es bis jetzt gerade reichte, so wandten sie dennoch keine Gewalt an. Ja oft sogar baten sie um einen Schluck zu trinken und boten gar Geld dafür an.

Doch die Güter des Kollegs draußen vor der Stadt waren durch elendeste Brandstiftung so sehr zugrunde gerichtet, daß in drei Hofmarken nur ein einziger Hof übrigblieb und es auf lange Zeit keinen Hoffnungsschimmer gibt, die Güter wiederherzustellen. Gegen diese Übel setzten wir als Heilmittel ein weiteres zehnstündiges Bittgebet in unserem Gotteshause an, unter Beteiligung der Öffentlichkeit an den Zeremonien. Während alle übrigen Gotteshäuser der Stadt die ganze Zeit über geschlossen und stumm blieben, bot unsere Kirche, von wenigen Tagen abgese-

hen, allen Gläubigen Zutritt. Sowohl gewährten wir einer großen Zahl von Sündern den Trost der heiligen Beichte, wie auch die Austeilung des göttlichen Mahles. Keiner mußte von hier weggehen, ohne daß ihm nach jesuitischem Brauch Hilfe und Unterstützung gewährt worden wäre, zumal ja sehr viele andere Priester bei uns das Meßopfer feierten. Wir hoffen daher auf eine mildere Hand Gottes, und um dies zu erreichen, beten wir mit glühendstem Eifer ohne Unterlaß.

Aus der Handschrift übertragen von Klaus Münzer, übersetzt von Ulrich Huttner.

Anmerkungen

- ¹ Lateinischer Titel: Landsperga de Gallo-Suecicis confederatis occupata, spoliata, relicta. 1646.
- ² Die gliedernden Zwischenüberschriften sind vom Übersetzer.
- ³ Wohl züchtige Umschreibung der Hoden!
- ⁴ Zypern ist die Heimat der griechischen Liebesgöttin Aphrodite!

Älteste Ansicht Prittrichings auf Ars-bene-moriendi-Bild

Druckplatte eines unsignierten Kupferstichs im Bestand
des Landsberger Museums

Von Anton Lichtenstern

Im Bestand des Landsberger Museums befindet sich die Druckplatte eines unsignierten Kupferstichs (14 x 9,5 cm), die eine Sterbeszene über einer Ansicht des Dorfes „Bridrichen“ (Prittriching) zeigt. Er dürfte um 1700 entstanden sein, wie die inhaltlichen Bezüge (s.u.) nahelegen. (Abb. 1)

In der Mitte eines hohen Raumes sitzt ein sterbender Mann mit betend erhobenen Händen in einem Bett, hinter ihm steht der Tod als Knochenmann und zielt mit dem erhobenen Todespeil auf ihn. Der Schutzengel legt seinen linken Arm um die Schulter des Sterbenden, mit der rechten Hand zeigt er auf die Erscheinung der von Wolken umgebenen Himmelskönigin mit dem Kind in der linken oberen Ecke des Bildes. Die gekrönte und ein Szepter haltende Maria blickt zu dem Sterbenden hinab, ein Lichtstrahl geht von ihrem Gesicht zum Oberkörper des Mannes. In der Dunkelheit links neben dem Bett zu Füßen des Engels lauert der gehörnte und geflügelte Teufel mit erhobenen Krallen. Rechts neben dem Bett stehen zwei Mönche in der Tracht der Dominikaner, der vordere weist wie der Engel auf die Erscheinung Mariens. Vor dem Bett kniet, den Rosenkranz betend, ein bärtiger Mann. Er wendet sein Gesicht dem Kruzifix auf dem Hausaltar zu, neben dem zwei Kerzen brennen und vor dem ein aufgeschlagenes Ge-

betbuch liegt. An der Wand über den Mönchen hängt eine Uhr mit zwei Zifferblättern und Schlagwerk, ein Hinweis auf die abgelaufene Lebenszeit.

Am unteren Bildrand ist in einem Rahmen aus Ranken die Ansicht von Prittriching zu sehen, links die Frauenkirche, rechts auf einem Hügel die Pfarrkirche St. Peter und Paul mit der Friedhofsmauer, dazwischen und daneben Bauernhäuser. Die richtige Situierung der beiden Kirchen und die Darstellung der beiden Kirchtürme zeigen, daß dem Zeichner das Dorf bekannt war; die Einzelheiten sind allerdings unvollständig und nur schematisch gegeben. Zum Beispiel fehlt der markante Torturm der unteren Kirche.

Die „Kunst des guten Sterbens“

Das Bild gehört in den Zusammenhang der seit dem späten Mittelalter verbreiteten Andachtsbilder und Sterbebüchlein, die die Menschen die „Kunst des guten Sterbens“, die „Ars bene moriendi“, lehren wollen.¹ In der Todesstunde entscheidet sich, ob die Seele des Menschen in die ewige Seligkeit, in den Himmel, aufgenommen werden wird oder ob die ewige Verdammnis auf sie wartet. Bildinhalte sind deshalb immer neben der Darstellung eines Sterbenden die Allegorie des Todes, der Schutzengel oder Heilige als Helfer und der Teufel. In der letzten Stunde des Menschen kämpfen Himmel und Hölle um die Seele. Als Vision erscheint dem

Sterbenden Christus am Kreuz (Abb. 2)² oder ein Gnadenbild, besonders häufig die Muttergottes, die ja im Ave Maria als Helferin der Sterbenden angerufen wird: „Heilige Maria, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“³

Die Sorge um einen guten Tod war ein Hauptanliegen der vielen kirchlichen Bruderschaften, die ihre Mitglieder auch zu Grabe trugen und nach festen Regeln für ihr Seelenheil beteten.⁴

Die vielen gedruckten Andachtsbilder mit einer Sterbeszene stammen deshalb meist von Bruderschaften. Das Thema findet sich aber auch auf Ölgemälden⁵, auf Bruderschaftsfahnen⁶ und sogar auf einem Fresko an einem Bauernhaus bei Seeg/Allgäu (Abb. 3).⁷

Die Prittrichinger Bruderschaft und die Augsburgers Dominikaner

Auch das Andachtsbild aus Prittriching ist einer Bruderschaft zuzuordnen, und zwar der „Erzbruderschaft des Allerheiligsten Rosenkranzes“ in Prittriching. Das „Saalbuech“ dieser Bruderschaft⁸, angelegt 1690, auf dessen Titelblatt übrigens das Dorf wie auf dem Kupferstich „Bridrichen“ genannt wird, eine ansonsten unübliche Form, enthält eine Notiz über die Gründung und die Statuten, nicht aber ein Besitzverzeichnis, wie von der Bezeichnung her zu erwarten wäre. Danach wurde die Bruderschaft, die „a tempore immemoriali“, seit undenklichen Zeiten, bestand, was durch das Zeugnis der namentlich aufgeführten ältesten sechs Männer des Dorfes und durch erhaltene Gegenstände, zum Beispiel einen Bruderschaftstab, nachgewiesen wird, im Jahre 1689⁹ durch den Ortspfarrer Sebastian Kössler „neu stabilisiert“ und 1690 „restituiert und wiederumb incorporiert“, also von Papst und Bischof genehmigt.

Die Akten der Bruderschaft, Mitgliederverzeichnisse, Wahlprotokolle, Stiftungen, Rechnungen, die Confirmationsurkunde vom 7. Mai 1703 u. a., liegen heute im Diözesanarchiv. Ein Bruderschaftsfest wurde letztmals 1951 eingetragen, das letzte Wahlprotokoll stammt von 1953. Die Bruderschaft hatte einen Präfekten und 14 Consultores oder Assistenten, die jährlich gewählt wurden. Im Besitz der Bruderschaft befand sich 1752 ein kleines Anwesen¹⁰ im Dorf, 1769 waren 700 Mitglieder eingetragen.¹¹

Ein bei den Akten erhaltener Bruderschaftszettel mit einem Stich von F. Klauber (Abb. 4)¹² und einem Namens-eintrag eines Mitglieds von 1809 zeigt den hl. Dominikus mit der Muttergottes als Rosenkranzpatron, umgeben von den Rosenkranzgeheimnissen in 15 Medaillons. Auch der Text verweist deutlich auf den Dominikanerorden. Dieser Bruderschaftszettel wurde aber im Unterschied zu dem vorgestellten Sterbe-

bild nicht für Prittriching, sondern wohl für alle von den Dominikanern betreuten Rosenkranzbruderschaften hergestellt. Beauftragt damit war in Süddeutschland das bedeutende Dominikanerkloster St. Magdalena in Augsburg. Dort befand sich in der Rosenkranzkapelle der Kirche ein Ölbild von 1681 mit einer Sterbeszene.¹³

Die beiden Dominikaner auf dem Andachtsbild¹⁴ und der rosenkranzbetende Mann – wohl ein Mitglied der Bruderschaft¹⁵ – finden durch diese Zusammenhänge ihre Erklärung.

In der Mitte des Hochaltars der Frauenkirche in Prittriching steht die Muttergottes mit dem Kind (Abb. 5), neben ihr der hl. Dominikus und die hl. Katharina von Siena, Mitglied im 3. Orden des hl. Dominikus und Patronin der Sterbenden¹⁶. Diese Plastiken schuf Lorenz Luidl 1695¹⁷, also kurz nach der Wiedergründung der Bruderschaft. Mit der Marienvision auf dem Sterbebild könnte die Hochaltarfigur Luidls ge-

meint sein. Daß Maria auf dem Kupferstich das Kind in der rechten und das Szepter in der linken Hand hält, gerade umgekehrt wie auf dem Altar, kann eine Unachtsamkeit des Zeichners sein, der die Seitenvertauschung beim Druck nicht bedachte.

Im Hinblick auf die Darstellung des Ortes ist das Andachtsbild, das sich sonst in allen Einzelheiten in einen weitverbreiteten Typ einordnet, eine Besonderheit, die auf keinem der dem Verfasser bekannten Sterbebilder vorkommt. Das Bild ist deshalb über seine Bedeutung als Beispiel für die Volksfrömmigkeit hinaus auch ein wertvolles Dokument der Ortsgeschichte Prittrichings.

Anmerkungen

¹ Zum Folgenden siehe: *Ars bene moriendi, Sterbepatrone und Bruderschaften*, in Metken, Sigrid (Hg.), *Die letzte Reise*, München 1984, S. 47 ff

² Das Andachtsbild aus dem Besitz der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Landsberg, gezeichnet von J. Höttinger und gestochen von Franz Xaver Jungwirth, geb. 1720 in München, gest. 1790 ebendort, zeigt ebenfalls einen Sterbenden in einem prächtigen Bett, im Lichtloch erscheint hier das von Engelsköpfen umgebene Kreuzifix. Der Schutzengel weist auf den Erlöser, der Teufel neben dem Bett stürzt zu Boden. Auf dem Tisch im Vordergrund steht ein Arzneigeßäß mit einem Löffel.

³ Diese Anrufung wurde 1572 in das Ave Maria aufgenommen.

⁴ In der Hl.-Kreuz-Kirche in Landsberg besteht noch heute die von den Jesuiten gegründete Gut-Tod-Bruderschaft.

⁵ Kat. Nr. 55, s. o. Anm. 1).

Mick, Ernst Wolfgang, *Johann Evangelist Holzer*, München 1984, S. 21.

⁶ Kat. Nr. 98 und Nr. 99, s. o. Anm. 1).

⁷ Petzet, Michael, *Bayerische Kunstdenkmale, Stadt und Landkreis Füssen*, München 1960, S. 99.

⁸ Diözesanarchiv Augsburg, Prittriching K26. Zum Rosenkranz allgemein und zur Bruderschaft siehe Beck, Ottmar F. W., *Rosenkranz und Rosenkranzbruderschaft*, Beiträge zur Prittrichinger Ortsgeschichte 1, 1988.

⁹ In GL 2015 BayHStA wird der 27. 10. 1689 als Gründungsdatum genannt; frdl. Mittlg. von H. Klaus Münzer.

¹⁰ Fried, Pankraz, *Historischer Atlas von Bayern, Die Landgerichte Landsberg und Schongau*, München 1971, S. 169.

¹¹ GL 2015 BayHStA, (s. o. Anm. 9).

¹² Fratres (?) Klauber, Augsburg, Mitte 18. Jhd. (?); vgl. den fast identischen Stich von J. Hutter, Augsburg, abgebildet in Beck, S. 15, (s. o. Anm. 8).

¹³ Kat. Nr. 55, s. o. Anm. 5); zur Bedeutung des Klosters Rummel, Peter, Fürstbischöflicher Hof und katholisches kirchliches Leben, in: *Geschichte der Stadt Augsburg*, Gottlieb u. a. (Hg.) Stuttgart 1984, S. 537.

¹⁴ Vgl. Kat. Nr. 57, wo ebenfalls Dominikaner einem Sterbenden beistehen; (s. o. Anm. 1).

¹⁵ Ähnlich die betenden Sodalen (Bruderschaftsmitglieder) auf der Fahne der Michaelsbruderschaft aus Kienberg. Die Sodalen hatten eigene Bruderschaftskutten. (Kat. Nr. 98, s. o. Anm. 1).

¹⁶ Eine Tragefigurengruppe der Landsberger Rosenkranzbruderschaft zeigt ebenfalls Maria mit Dominikus und Katharina von Siena. Epple, Alois, (Hg.), *Dominikus Zimmermann*, München 1985, Kat. Nr. 39.

¹⁷ Neu, Wilhelm, *Die Bildhauerfamilie Luidl*, in Lechisarland 1966, S. 22.

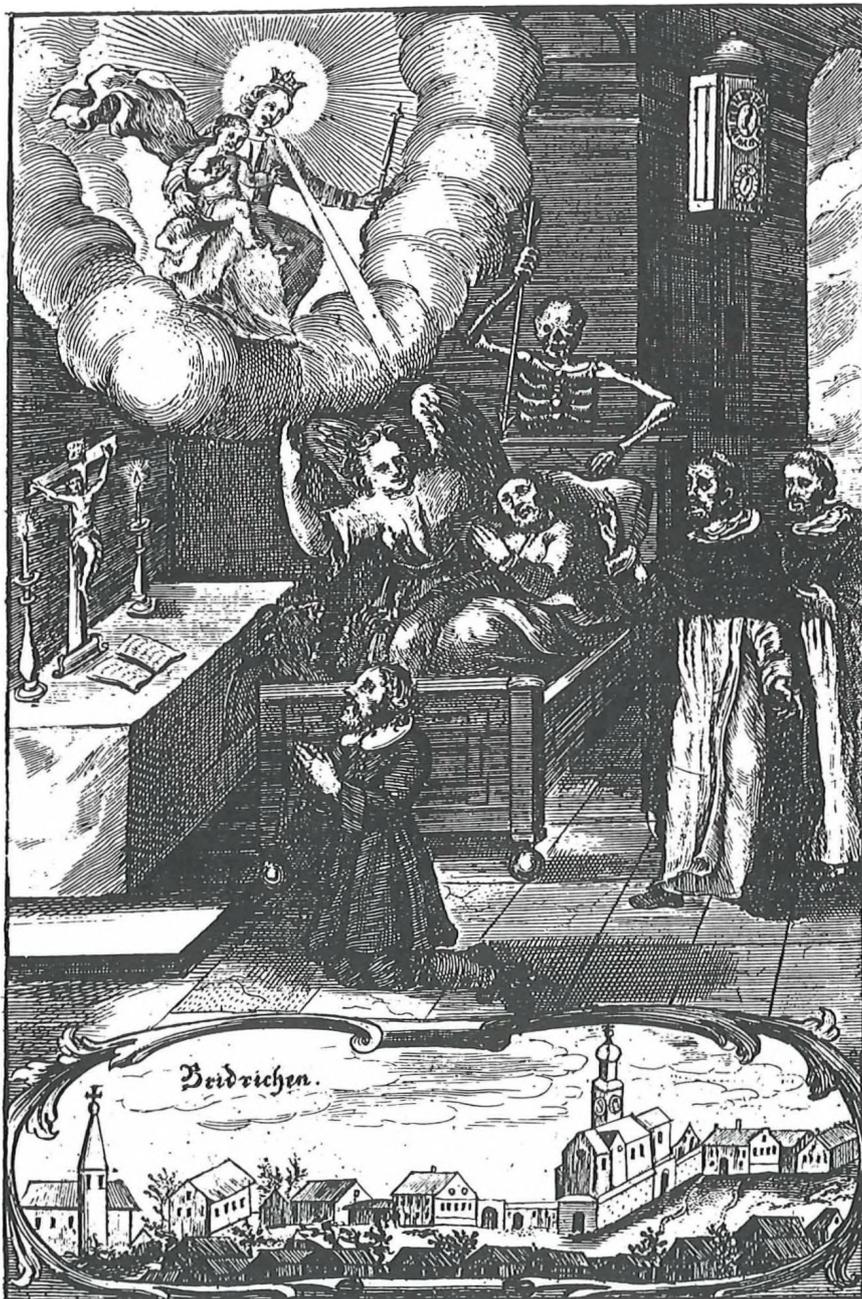


Abb. 1: Das Ars-bene-moriendi-Bild der Prittrichinger Rosenkranzbruderschaft mit der Ansicht des Dorfes. – (Abb. 2 bis 5 siehe Seite 62.)



Abb. 2: Sterbebild, gezeichnet von J. Höttinger, gestochen von F. X. Jungwirth.



Abb. 3: Klassizistisches Fresko am Einödhof Brandstatt bei Seeg: Neben einer sterbenden Frau im Bett stehen Schutzengel und Teufel, durch die Tür kommt der Tod.



Abb. 4 (links): Kupferstich im Bruderschaftszettel der Prittrichinger Rosenkranzbruderschaft: Die Muttergottes mit dem hl. Dominikus als Rosenkranzpatron, umgeben von den Rosenkranzgeheimnissen; F. Klauber, Augsburg.



Abb. 5 (rechts): Das Gnadenbild in der Frauenkirche in Prittriching von Lorenz Luidl.

Matthias Stiller aus Ettringen Stukkateur der Landsberger Stadtpfarrkirche

Quittungen der Barockisierung im Landsberger Stadtarchiv entdeckt

Von Klaus Münzer

Der Zufall geht seltsame Wege, besonders in einem Stadtarchiv, das mehrmals seine Räumlichkeiten wechseln mußte. Da stieß der Verfasser vor einem halben Jahr auf einen Briefwechsel aus dem Jahre 1817¹, durch den endlich die Zuschreibung von Kreisheimatpfleger Wilhelm Neu² bestätigt wurde, daß der Ettringer Stukkateur- und Maurermeister Matthias Stiller der Schöpfer des barocken Stuckes der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt sei. Und nun tauchte unter den Verbriefungen des Heilig-Geist-Spitals ein Akt auf, der dort gar nichts zu suchen hatte. Er enthielt genau das, woraus im Jahre 1817 der Landsberger Stadtadministrator und frühere Stadtschreiber Jacob Stickhl zitiert hatte, nämlich die Maurer-, Stukkateur- und Malerquittungen der Barockisierung der Stadtpfarrkirche im Jahre 1702.

Da darin nicht nur die Namen der Meister, sondern auch ihrer Palieri und weiteren Mitarbeiter enthalten sind, die in späteren Jahren oft von sich reden machten, sollen hier die vorgefundenen

Dokumente im wesentlichen veröffentlicht werden. Dadurch findet auch das Lexikon der Wessobrunner³ etliche Ergänzungen, ja zum Teil auch Ersterwähnungen von Stukkateuren. (Der Akt enthält die Nummern 1–49 und liegt jetzt im Fach 173 des Stadtarchivs Landsberg).

Wer war Matthias Stiller?

Geboren um 1660 in Gaispoint bei Wessobrunn als Sohn des Stukkatorpaliers Simon Stiller, zum Stukkator und Maurer ausgebildet von seinem Vater und Johann Schmuzer, bewog ihn wohl die Konkurrenz zu Schmuzer, sich um 1685 in Ettringen bei Türkheim niederzulassen, wo damals sein späterer wichtigster Auftraggeber, Herzog Maximilian Philipp, residierte. Außer in Türkheim (Schloß, Kapuzinerkirche, Rathaus) arbeitete er in Großaitingen, Wörschhofen, Tussenhausen, Nassenbeuren, Mindelheim, Klömmel, stukkierte die Wallfahrtskirchen Münsterhausen, Schnerzhofen und Kirchhaslach und die Pfarrkirchen von Bayerniederhofen, Langenneufnach und Amberg/Unterall-

gäu. Als sein Hauptwerk gilt die Stukkierung der ehemaligen Kreuzherrenkirche St. Peter und Paul (1709–10) in Memmingen „in einer nie zuvor erreichten Dichte der Formen“⁴. Nun ist ihm also ein zweites Hauptwerk, sieben Jahre früher geschaffen, zuzurechnen, nämlich der Stuck der Stadtpfarrkirche in Landsberg.

Die Landsberger Dokumente von Matthias Stiller

No. 21: Empfangsquittung über 500 Gulden vom 18. September 1702:

Von der Lobl: Kirchenpfleg des Lobwürdigen Vnser Lieben Frauen Pfarr Gottshaus in der Churfirt: Greniz Statt Lanndtsperg, Bekenne ich endts benannter, vmb willen ich in selbigem Gottshaus sowoll *das Chor*, als *Langhaus* nach dem anfenglich verfassten Abriß, durchaus von Gips vnnd Stugadorarbeith, *durch meine hierzue angestellte Pallier*, vnnd *Gsöllen verforttigen lassen*, dem destwegen mit mir yberhaupt getroffenen accord gemeiß 500 fl sage fünffhundert Gulden, heunt dato nunmehr paar, vnd völlig emp-



„Schild am Fronpogen“ von Meister Matheiß Stiller in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt.



Deckengemälde im Chor von Johann Jacob Bodtmer, Stuckkranz von Palier Georg Feichtmayr (Landsberger Stadtpfarrkirche).

fangen, vñnd eingenommen zehaben, in Crafft diss Scheins. Datum denn ·18·7bris ao: 1702.

Matheiß Stiller Stugadormaister von Ettringen.

Weil diser des schreibens vnkündtig, attestiert den empfang vf erbitten G M Haas Ghrts (= Gerichts) vñd Statt Proc(urator).

No. 23: Empfangsquittung über 120 Gulden vom 13. November 1702:

Ich Endts Benannter, Bekhenne hie mit, das mir von der verordnet Lobl: Kürchenpfleg in Landtsperg, wegen der mir angedingten *14 Neuen Gefäss, zu dennen Apostlen*³, in daselbstiger Pfarrkürchen, alles von sauberer Stugador arbeit zuuerförttigen, die hiefür pactierte Ainhundert zwainzig Gulden, heunt dato paar vñd richtig bezalt worden, so Crafft diss bescheint würdet. Act(um) den ·13·9b(ris) anno 1702.

M: Matheiß Stiller Stugadorer von Ettringen

Weill diser des schreibens vnkündtig, attestier den Empfang auf sein erbitten Ich G M Haas Ghrts: vñd Statt Procurator alda

No. 48: Nachforderung über 15 Gulden vom Februar 1706:

Vñnderthenig Gehorsames Memoriale an Ainen hochweisen Magistrat der Statt Landtsperg

Matheiß Stihlers Gipser: vñd Maurermaisters zue Ettringen

Vmb grg: ausfolglaßung der wegen gemachter Gipser arbeit und anderes bey alhieiger Pfarrkirchen noch Schuldig verblibene 15 fl vñd versprochenen Compens

praes: in sen: (= im Stadtrat vorgelegt) den ·8. Febr. ao. 1706· Sig(natura): Die ·15·fl. sollen dem supplicanten bezallet werden. Ita conclusum in senatu eodem (= So beschlossen im Rat ebenda)

Edl Ehrnesste vñndt Wohlfornehmme auch Wohl Fürsichtig Ersamb vñndt Hochweise Grg (= großgünstig) Gebietunde Herren

Es ist zwar von alhiesiger U: L: Frauen Pfarr Kirchenpfleg oder dero verordnetem Herren Pfleger mir Endtsbenannten Gippser: vñnd Maurermaistern schon alberaith vor ·4· Jahren wegen Ausgippsung Ermelter Pfarr Kirchen die an dem mir gedingten Lidtlohn yber bezahltes annoch im Rest verblibene ·10·fl: Dann wegen Eines halben Vaß hergegebenen Gipps zue lester Arbeit als entlicher ausmachung gedachter Pfarrkirchen ·5·fl: vñd zusammen :15·fl: neben einem Recompens schon ein: vñnd andermahlen zu bezahlen versprochen wordten, zu welch schuldigen ·15·fl· aber vñd versprochenem Recompens ich noch niemahlen gelangen können, Derohalben dann weil es gleichwohlen schon ein geraume zeit, vñndt ich derentwillen schon ein andermahlen herein gesprengt wordten bin, mit hin mein aignes Gelt verzören miessen, als beschicht mein vñndertheniges anlangen vñndt bitten, Ein hochweiser Magistrat wolle grg: belieben wohl Ersagte herren Kirchenpfleger dahin Jedoch ohnmasgeblichist anzuehalten, das selbe mich als einen armen Handtwerckhsmann nicht mehr lenger aufziehen, sondern die Schuldige ·15·fl: vmb so ehunder ausfolgen, auch das versprochene vñd in dero willkhür stehendte Recompens angedeyen lassen mechten, welch verhoffendte Gnadt ich hinwiderumben zu demerieren Erbietig bin, allermassen mich hochgenaigtster Erhör vñd willfehrigen resolution mich vñnderthenig gehorsammen Empfelche Euer Edluest vñd Hochweiseithen Vñnderthenig Gehorsammer Matheiß Stihler Gippser vñd Maurermaister von Ettringen.

Einwölbung des Langhauses (11. 3. – 20. 8. 1702)

Da unter der spätgotischen Holzdecke zunächst eine hölzerne Stichkappentonne eingewölbt und in Chor und Seitenschiffen die gotischen Rippen abgeschlagen wurden, sei zunächst auf die Quittungen für die Gewölbe eingegangen. Die Gewölbearbeiten wurden von Maurermeister Michael Beer ausgeführt, der am 15. August 1702 durch einen herabfallenden Balken von der Leiter geworfen wurde und vier Stunden danach starb⁶. Von Michael Beer sind 15 Quittungen vorhanden (11. 3. – 14. 8. 1702) davon die ersten sechs über 201 fl ohne nähere Angaben, sechs für das Langhausgewölbe über zusammen 365 Gulden, die letzten drei für die Seitengewölbe über 75 Gulden, ausgezahlt von Herrn Ulrich Goggl, Bierbräu und Kirchenpfleger, insgesamt 641 Gulden. (No. 9 und Beilagen).

Ein Maurerzettel vom 20. August bezieht sich auf den verunglückten Meister: „Das vnns Endtsbenannten, wegen beim lobwürdigen Vñnsrer Lieben Frauen Pfarr-Gottshaus Landtsperg, sowoll am Langhaus als Kürchgang verrichter arbeit, warfür zwar der zu Todt gefahrene Maister Michael Perr die bezahlung bereits eingenommen, wür aber von ihm nichts empfangen gehabt, von der lobl: Kürchenpfleg für solchen vñnsrer

ausstandt fünffzechen Gulden paar bezalt worden, würdt hiemit bescheint. Dat(um) Landtsberg den 20. Aug(usti) anno 1702.

Jacob Häringer Maurer Pallier, vnd Wilhelm Willam. (No. 21)

Stukkateur- und Maurerarbeit vom 28. 8. – 30. 9. 1702 (No. 10–13)

In diesem Zeitraum werden die Arbeiten der Gipser und Maurer zusammen abgerechnet. Der Maurerpallier Jacob Heringer⁷ bestätigt die Taglöhne beider Gruppen, für sich selbst 27 Tagwerke à 33 Kreuzer, Wilhelm Willam 27 Tagwerke à 32 x, Leonhard Behm 16½ Tagwerke à 25 x, Simon Haslwanger 26 Tagwerke à 22 x, Sebastian Hartl 27 Tagwerke à 15 x, Joseph Hartl 21 Tagwerke à 14 x, Georg Eisele 22 Tagwerke à 14 x, Johann Wildenrotter 26 Tagwerke à 14 x, Jacob Hötzl 27 Tagwerke à 13 x, Franz Hefele, Mörtelrührer, 27 Tagwerke à 16 x.

In den ersten beiden Abrechnungen wird der Arbeitsort näher beschrieben: 28. 8. – 2. 9. 1702: Stugador: vnd Maurer arbeit an beeden Kürchgängen vnd seithen Capellen,

4.–16. 9. 1702: Ausgipsung der beeden Gäng.

Vom 28. 8. bis 30. 9. werden als *Stukkateure* genannt:

Als Stugador Pallier Pontianus Finsterwalder 27 Tagwerke à 40 Kreuzer⁸ und Georg (Jerg) Finsterwalder, Stugatorer⁹, 26 Tagwerke à 30 x. Dazu kommt ab 16. 9. *Benedikt Graf*¹⁰ mit 10 Tagwerken à 30 x.

Getrennte Abrechnung der Stukkateure vom 1. 10. bis 10. 11. 1702 (No. 24–28):

Pontianus Finsterwalder, Stugador Pallier 17½ Tagwerke à 40 x und 14 Tagwerke à 32 x, Hans Georg Finsterwalder, Pallierer Gsöll 17½ Tagwerke à 30 x (bis 21. 10.), Benedikt Graf, desgleichen 18 Tagw. à 30 x, 15 Tagwerke à 24 x., Thomas Merckh¹¹, ingleichen (ab 4. 10.) 15½ Tagw. à 30 x, 15 Tagwerke à 24 x., Joseph Rauch(hofer)¹² (ab 22. 10.) 14 Tagwerke à 24 x.

Getrennte Abrechnung der Maurer vom 30. 9. bis 10. 11. 1702 (No. 14–20):

Jacob Heringer 32 Tagwerke, Wilhelm Willam 33 Tagwerke, Caspar Willam 32 Tagwerke, Simon Haslwanger 33 Tagwerke, Josef Natter 27 Tagwerke, Sebastian Hartl 39 Tagwerke, Joseph Hartl 6 Tagwerke, Jonas Wildenrotter 9 Tagwerke, Jerg Eisele 39 Tagwerke, Jacob Hezel 39 Tagwerke, Franz Hefele 39 Tagwerke, Ulrich Heringer 4 Tagwerke (ab 7. 10.), Hans Jerg Mair 25 Tagwerke (ab 14. 10.), Jerg Herschauer 21 Tagwerke (ab 14. 10.)

(Bei den Maurern wurden die Tagesätze ab 14. 10., bei den Stukkateuren ab 22. 10. wegen der kürzeren Tagesdauer und Arbeitszeit herabgesetzt.)



Mittleres Deckengemälde im Langhaus der Stadtpfarrkirche, wohl von Joseph Bernhardt aus Wessobrunn, Stuckkranz von Pallier Georg Feichtmayr.

Über das Angedinge hinausgehende Stukkatorer-tagwerke (No. 29):

In einem besonderen „Stugadorer Zetl“ vom 13. November 1702 sind Sonderleistungen, die über den angedungenen Werkvertrag hinausgingen, eigen vermerkt.

Da hier Matthias Stiller mit neuen Mitarbeitern auftritt und genau bezeichnete Stukkaturen bestimmten Trupps zugeordnet werden, folgt die Quelle im Wortlaut:

Stugadorer Zetl pr 84 fl 28 x 2 Pfg Was dieselben yber das angedingte, dem Taglohn nach gearbeitet vnd verdient haben betrf.

Erstlichen wegen Verfertigung der beeden Schilt am fronpogen, vnd am hüntern schiesser, hat

M: Matheiß Stiller 3½ tag, ieden 45 x trifft 2 fl 37½ x, Ballier Georg Feichtmayr¹³ 4 tag, auch ze. 45 x trifft 3 fl. –, Christian Seiz Nachschneider 6 tag à

per 30 x trifft 3 fl. –, Michael Haas anmacher¹⁴ 5-täg ze 16 x trifft 1-trifft 1 fl. 20 x

Dan mit ausmachung des Cranz am fronpogen

Ballier Geörg Feichtmayr 2-tag ze 45 x trifft 1 fl. 30 x, Der Nachschneider 3½-tag ze 30 x macht 1 fl. 45 x, der anmacher Michael Haas 3-tag wie oben ze 16 x trifft 48 x

Nitweniger, vmb zur Mallerey den grundt zulegen verdient Johannes Hennefogl¹⁵ 19 tag à 30 x 9 fl 30 x

Widerumb die Rosen vnder dem Gesimbs am Chor zemachen

Vorbesagter Georg Feichtmayr Ballier 2½ tag à 45 x 1 fl 52½ x, Conradt Marschalckh¹⁶ 4½-tag iedem 30 x trifft 2 fl 15 x, Michael Haas anmacher 2 tag à 16 x trifft 32 x

Item wegen des halben am mittlern Cranz im Langghaus.

Ballier Geörg Feichtmayr 3-tag à 45 x 2 fl: 15 x, Christian Seiz 4 tag à 30 x trifft 2 fl. –, Michael Haas Anmacher 3-tag ze 16 x trifft 48 x.

Desgleichen wegen der *Rosen im Langghaus*

Ballier Geörg Feichtmayr 3½ tag ze 45-x trifft 2-fl 37½ x, Christian Seiz nachschneider 5-tag ze 30 x: 2-fl 30 x, Michael Haas anmacher 3-tag —. 48-x Das *Capedell* betreffent.

Ist für dises yber haubt mir Ballier bedingt worden 3.thaller idest 4 fl 30-x.

Vnnd für die *Apostel in dem Chor die fñnger vnd zecher zemachen*, hat Ballier Geörg Feichtmayr 1-tag zuezebringen gehabt, macht 45-x.

Lestlichen folgt, was hernach benambste Stugadorer in der letzten Wochen an vnderschtlicher arbeith, an Taglohn verdient

M: Matheis Stiller 5-tag jeden 45 x trifft 3-fl 45-x, Ballier Georg Feichtmair auch 5-tag ze 40 x 3-fl 20-x, Conradt Marschalckh 5-tag jeden 30-x trifft 2-fl 30 x, Christian Seiz 5-tag auch 2-fl 30 x, Veith Schmidt²⁰ ebenfahls 2-fl 30 x, Johann Henerfogl ingleichen 2-fl 30 x, Anthoni Feichtmayr¹⁷ 5-täg 2-fl 30 x, Michael Feichtmayr¹⁸ 5-täg 2-fl 30 x, Georg Tödel¹⁹ 5-tag. 2-fl 30 x, Georg Schiz²⁰ 5-tag. 2-fl 30 x, Christoph Schiz²¹ 5-tag. 2-fl 30 x, Michael Stiller²² 5-tag. 2-fl 30 x, Caspar Stiller²³ 5-tag. 2-fl 30 x, Michael Haas 5-tag ze 16-x 1-fl 20 x, Sebastian Tödel²⁰ 5-tag 20 x 1-fl 40 x, Joseph Schmidt 5-tag à 15-x 1-fl 15-x, Marthin Fender 5-tag ze 15-x. 1-fl. 15 x

Summa 84-fl. 28½ x:

Den 13 9bris ao 1702: hab ich endts vnderschrìbner in abschlag empfangen 74 fl 28 kr: Röst noch gueth zue machen 10 fl

Maister Mathias Stiller
gibs vnd mauer maister
in Ettringen

Malerarbeiten:

Drei Quittungen geben Auskunft über die bei der barocken Ausmalung beschäftigten Maler:

(No. 30) Ao 1702 den 28. Juli

Von dem lobwürdigen Gottshaus V:L:Pfarrkürch allhier habe ich Endts benanther von der *Mahlerey in den Fresco in dem Chor sambt den Creizstöhken* mit stainfarb aussenher angestrichen, davor verdient 55 fl — daran empfangn 45 fl. dito par bezahlt worden, bescheint dis

Johann Jacob Bodtmer²⁴
Mahler allhie.

(No. 31) Das ich Endts benanther von V:L:Frauen Pfarrkürch durch die verordnete Herren Kirchenpfleger par vnd ohne abgang empfangen 45 fl bescheint dis. den 5 octob: 1702.

Josef Bernhard²⁵
Maler zue Wessobronn

(No. 32) Daß Ich Endts benanther, in daß lobwirdige Gottshauß vnnd Pfarrkirchen *Ein Getter auf daß Corr*, die schneiderarweit, Sambt denn leistlen, mit *zwichgold verguldt*, vnnd *dz Getter Silber Farb Angestrichen*, Ist darvir

per — 3 fl: 30 K: Ist mit danckh bezahlt worden, wird hie mit crafft diß bescheint dat(um): Landtsperg, den 26 Nouember 1702

ist mit 3-fl bezahlt worden.

Sebastian Kamb²⁶
b(urger) vnnd Mahler

Die Materiallieferungen

Der insgesamt 49 Nummern enthaltende Akt weist 22 Quittungen über gelieferte Materialien aus. Hier können sie nur kurz aufgelistet werden:

No. 1: Über 8 Faß Gips zu 64 fl von der hochfürstlichen Herrschaft Hohenschwangau, den Lech herabgeführt von Martin Paur, Bürger und Rottfloßmeister in Füssen.

No. 2: Marx Berchdolt zu Mundraching liefert 53 Fässer Kalk für 47 fl 4 x, davon 11 Faß an Maurermeister Mathias Settele und 2 an Seifensieder Johann Rott.

No. 3: Kalkbrenner Marx Berchtoldt 23 Fässer Kalk für 26 fl 8 x.

No. 4: Kalkbrenner Ambrosy Baader zu Lechmühlen 37 Fässer Kalk für 39 fl.

No. 5–7: Anna Maria Wiedemännin und Magdalena Wegelerin haben 18 Fuder Sand zum „Tabalat Gepey“ geworfen und geliefert für je 8 x = 2 fl 24 x.

No. 8: Jacob und Thomas Bögle, beide Bürger und Floßmeister in Füssen, quittieren mit Unterschriften und Pettschaften 224 fl für 28 Faß Gips.

No. 33: Der Landsberger Handelsmann Johann Ignati Hagenrainer quittiert für „mahlung vnterschild: bildter“ vom 18. März bis 4. Oktober gelieferte Farben den Empfang von 9 fl 1 x. (siehe unten!)

No. 34: Georg Scheffler, des Rats und Eisenhändler, berechnet 89 fl 39 x für Bretternägel, Nagelbohrer und Schaufeln, läßt die Summe aber nach auf 50 fl, „weillen dermallen daß Gozhauß so großen Mangel an gelt mittel hat“.

No. 35: Eisenkramer Johann Albrecht über 127 fl 6 x für Nägel.

No. 36: Christina Khümicherin über 34 fl 40 x 2 dn für Eisen und Nägel.

No. 38: Georg Riedenthaler, Bürger und Glaser, quittiert über 123 fl 44 x für ganz neue und ausgebesserte alte Kirchenfenster.

No. 39: Georg Faygele, Bürger und Saagmüller, über 54 fl 26 x für 133 Bäume, aus denen 2144 Latten, Bretter und Läden geschnitten wurden.

No. 40: Georg Stegmüller, Bürger, Huf- und Waffenschmied, über 30 fl 30 x 3 dn für Schmiedearbeit, darunter 2 Eisenbänder für den Aufzugessel.

No. 41: Stadtwerkmeister Michael Hindterkircher über 15 fl 10 x für das Aushauen von 70 Gerüsthölzern zu 50 Schuh Länge.

No. 42: Michael Sparrnrafft, Spitalholzhay zu Unterfinning, über 3 fl für 66 große und kleine Bauhölzer aus dem Spitalwald beim Stiller; davon 2 fl Hakerlohn für Johann Wagner und 1 fl Stammgeld.

No. 43: Franz Riedhofer, Bürger und Böck, über 10 fl 36 x Fuhrlohn für 66

Kalk-, 36 Gipsfässer und 17 Fuder Sand.

No. 44: Derselbe über 30 fl 45 x Fuhrlohn für Kalk und Bauholz „zum Tabalat Gepey“ (Sand vom Schwaighof, abgelösten Kalk von den Jesuatern).

No. 45: Johann Albrecht über 40 fl 58¾ x für Nägel zum „Tabalatpau“.

No. 46: Christina Kimicherin, Wittib und Eisenhandlerin, 46 fl 34 x für Nägel.

No. 49: Johann Albrecht über 6 fl 46 x für Bretter- und Bodennägel.

(Die Belege No. 37 und No. 47 fehlen im Akt.)

Wegen der Bedeutung für die Materialforschung zur Freskomalerei u. a. sei hier die No. 33 im Wortlaut wiedergegeben:

Auszügl, was zue: V:L: Frauen Pfarrkürchen zue mahlung vnterschild: bildter pro Ao 1702 an farben betriff.

den 18 May zu den Fensterstöckh anzustreichen 2 ft Kienrues	24x
den 1 Juni abermahl 2 ft Kienrues vnd 3¼ lb gelbe Greiden	39x
den 8 August ¼ ft ord(inari) öhlschmalten	6x
¼ ft tirgischen Meni 15x, ¼ ft fein obergelb 9x	24x
den 12 dito ¼ ft fein öhlschmalten	10x
4 lot grien Erdt 12x, Kienrues pr 1x	13x
den 14 dito lakhmus, saftgrien vnd 2 bley Stöpft	16x
den 17 dito 1 ft Fein öhlschmalten	40x
Kienrues vnd Kugllakh pr	3x
den 18 dito 5 biechl Feingoldt 18x	1fl:30x
¼ ft leim 4x, baumwoll 1x, ¼ ft Fein öhlschmalten 10x	15x
den 23 dito 2 biechl Metal 8x, 3 biechl silber 15x	23x
den 29 dito ½ lot drakhenbluet 1 ft 29 bie Greiden 4 x, 3 lot grien Erdt 9x	13x
den 31 dito 1 ft bleyweis 16x, ¼ lb tirgische Meni 8x	24x
den 1 7ber 3 lot Kugllakh vnd 3 lot schitgelb	24x
den 4 dito 1 ft Venet(ianisches) bleyweis	28x
4 lot auripigmentum	8x
den 5 dito 4 lot obergelb 5x, ¼ ft tirgischen Meni 8x	13x
1 d. fischbembsl 20x, vnd 3x rauschgelb	23x
den 11 dito Fitriol vnd bleygelb	6x
den 14 dito Ungarisch berggrien ¼ ft tirgischen Meni 8x, ¼ ft grien Erdt 12x	20x
den 23 dito ¼ ft Engl(ische) Erdt 12x, ¼ ft ord(inari) schmalten 4x	16x
den 25 dito ½ ft ord: schmalten 12x, 2 bleystöfft 4x	16x
den 27 dito Kienrues 4x, 4 lot tirgischen Meni 8x	12x
den 3 8ber(=Oktober) ¼ ft ord: schmalten 6x vnd saftgrien 3x	9x
den 4 dito Kienrues vnd gelbe Greiden	4x

Sa. 9 fl 1x

Johann Ignati Hagenrainer allhie

Anmerkungen

- ¹ Landsberger Geschichtsblätter, 87/88 Jgg. (1988/89), S. 68 ff.
- ² Schnell/Schedler, Lexikon der Wessobrunner Künstler und Handwerker; München/Zürich 1988, S. 291.
- ³ Siehe Anm. 2!
- ⁴ Schnell/Schedler 1988, S. 293. Weitere Literatur über Stiller: Das Münster Heft 9/10 (Febr./März) 1948; A. Epple: Die Stiller, eine schwäbische Bau- und Stukkatorenfamilie aus Wessobrunn, in: *Ars Bavarica* Bd. 33/34, 1984, S. 1–86.
- ⁵ Unter Gefäss sind nicht die Fassungen der Luidl-Figuren, sondern ihre mit je einer Jakobsmuschel gezierten Wandnischen zu verstehen.
- ⁶ Der Maurermeister Michael Beer besaß das Haus Hauptplatz Nr. 9, war 1702 38 Jahre alt und hatte 4 kleine Kinder zwischen 2 und 7 Jahren (Stadtarchiv Landsberg, Bürgerbeschreibung 1702; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Taufbuch I, S. 1229, 1258, 1291 u. 1325; LGbl. 4. Jgg. [1905] S. 71).
- ⁷ „Jacob Häringer“ in No. 21 ist keine eigenhändige Unterschrift. Der Palier unterschreibt stets mit „Heringer“. Der Familienname Heringer taucht in den Landsberger Matrikelbüchern nicht auf, ist aber in Wessobrunn nachzuweisen (s. Schnell/Schedler, S. 157f).
- ⁸ Pontian Finsterwalder, Maurer und Stukkator von Hagenlehen-Forst, Hausbesitzer in Haid bei Wessobrunn. Erste bisher bekannte Arbeit: 1709 Stuck in Fialkirche St. Leonhard in Utting a. Ammersee (Schnell/Schedler S. 120f und W. Neu, Zur Häusergeschichte von Haid bei Wessobrunn, in: *Lech-Isar-Land* 1968, S. 83ff.)
- ⁹ (Hans) Georg Finsterwalder, wohl mit „Georg (2)“ identisch, der 1697 heiratete und Haus Nr. 10 in Gaispoint bewohnte. Erste bisher bekannte Arbeit: Unter Palier Hans Michael Köpf an der Wallfahrtskirche Steinhausen 1729–32 (Schnell/Schedler, S. 115).
- ¹⁰ Graf Benedikt (1), Stukkator, 1707 Besitzer von Haus 17 in Gaispoint. Erste ihm bisher zugeschriebene Arbeit: 1717 beim Chorstück in Horgau bei Zusmarshausen, der jedoch nach W. Neu keine Wessobrunner Eigenheiten aufweist (Schnell/Schedler, S. 138f).
- ¹¹ Merck Thomas, Stukkator aus Haid, getauft 22. 12. 1677. Bisher erste Arbeit: 1710/11 bei der Stuckierung der Damenstiftskirche Edelstetten, Lkr. Günzburg (Schnell/Schedler, S. 177).
- ¹² Rauch Joseph, in No. 27 Rauchhouer genannt, vielleicht identisch mit Rauch Joseph (1), als Geselle tätig 1701 in der Magnuskapelle Füssen (Schnell/Schedler, S. 189).
- ¹³ Feichtmayr Georg, Stukkator, geb. 1676, 1698 Gaispoint, Haus 19. Bisher erste bekannte Tätigkeit: 1707–09 als Palier unter Matthias Stiller in Hl. Kreuz zu Klimmach bei Schwabmünchen (Schnell/Schedler, S. 92).
- ¹⁴ Haas Michael: Fraglich, ob mit dem Stukkator Michael Haas identisch, der 1721 durch Einheirat Haus 32 in Haid an sich bringt. Erwähnenswert ist, daß Georg Feichtmayr 1698 die Witwe Maria Haas geheiratet hat (Schnell/Schedler, S. 152f).
- ¹⁵ Hennenfogl Johannes, wohl Johann (1), Maurer und Stukkator aus Forst-Puitl, geb. 1668, heiratet 1687 Ursula Feichtmayr von Forst/Gmain. Gestorben 1716 in Passau (Schnell/Schedler, S. 154).
- ¹⁶ Marschalckh Conradt: wohl Marschall Konrad, Stukkator, 1683–1715 auf Haus Nr. 18 in Gaispoint. Bisher keine Arbeiten bekannt (Schnell/Schedler, S. 171).
- ¹⁷ Feichtmayr Anthoni, wohl Anton (1), Stukkator aus Forst-Gmain, der am 23. 2. 1704 Johanna Zöpf heiratete; Trauzeuger war Georg Feichtmayr, s. Anm. 13! (Schnell/Schedler, S. 71).
- ¹⁸ Feichtmayr Michael: wohl Michael (2), geboren 1667, um 1695 Einheirat in Haus Nr. 30 in Haid. Er kommt wohl am ehesten als Vater der berühmten Feichtmayr-Brüder Johann Michael, Franz Xaver und Anton in Augsburg in Betracht (Schnell/Schedler, S. 113). Bisher keine Arbeiten von ihm bekannt.
- ¹⁹ Tödel Georg ist wohl identisch mit dem 1680 in Dettenhofen geborenen Georg Dötl oder Dettel, der 1704 nach Obermühlhausen (beides Lkr. Landsberg) heiratete und 1758 starb. Sein Handwerk als Stukkator hat er – nach W. Neu – bei Johann Schmuzer gelernt. Erste archivalisch gesicherte Stuckdekoration ist in Schwifting (1730), erste Zuordnung – nach W. Neu – 1719 in Penzing (W. Neu, Johann Caspar Schäßler, in: *Lech-Isar-Land* 1962, hier S. 38f).
- ²⁰ Schiz Georg: wohl Georg (2), geb. 1654, Heirat 1685 in Ludenhausen, Krs. Landsberg, Vater von Nikolaus Schütz, der als Palier Dominikus Zimmermanns nach Landsberg zog. 1705/07 als Maurer im Trupp des Matthias Stiller in Klimmach nachweisbar (Schnell/Schedler S. 273). Nach freundl. Mitteilung von Wilhelm Neu arbeiteten außer den bereits in Klimmach genannten Georg Feichtmayr und Georg Schiz dort vom Landsberger Trupp Matthias Stillers mit ihm die Stukkatoren Michael Haas (S. Anm. 14), Johannes Hennenfogl (s. Anm. 15), Conrad Marschall (Anm. 16), Anton Feichtmayr (s. Anm. 17) sowie Veit Schmidt und Sebastian Dödl.
- ²¹ Schiz Christoph: Maurer und Stukkator, Stiefbruder von Georg Schütz. Bisher nur als Mitarbeiter im Münster St. Fridolin in Säckingen 1701 nachweisbar. (Schnell/Schedler, S. 273).
- ²² Stiller Michael: Sollte es sich wirklich um den Sohn des Matthias Stiller handeln, dann wäre sein Geburtsjahr „um 1690“ (Schnell/Schedler S. 293) wohl zu spät angesetzt. Er müßte 1702 schon Geselle gewesen sein, da er gleichen Lohn wie die übrigen Stukkatoren erhielt.
- ²³ Stiller Caspar, Stukkator und Maurer, wird erstmals 1708 in Säckingen genannt, arbeitete aber vielleicht schon wie Christoph Schütz am dortigen Münster St. Fridolin mit (Schnell/Schedler, S. 289). Christian Seiz, Joseph Schmidt und Martin Fender ließen sich nicht nachweisen.
- ²⁴ Johann Jacob Bodtmer, Bürger und Maler zu Landsberg, Sohn des 1671 von Markt Schwaben mit Ehefrau Elisabeth zugewanderten Malers Peter Pothmayr (gest. 7. 1. 1680), heiratete 1696. Das 1980 wieder freigelegte Deckenfresko im Chor der Landsberger Stadtpfarrkirche stellt die Himmelfahrt Mariens dar. Schon 1697 hatte Bodtmer ein Bildnis der Himmelfahrt Mariens für die Mariä-Himmelfahrtsbruderschaft, der er 1695 als Sodale beigetreten war, gemalt (Stadtarchiv Landsberg, Hauptbuch II der Bruderschaft, fol. 253). 1706 erhielt er vom Magistrat den Auftrag, Allegorien der vier Erdteile zu malen, die jetzt im Landsberger Neuen Stadtmuseum hängen. Ob er 1707 die Ölgemälde des Veitszyklus an Westwand und Empore der Stadtpfarrkirche (Zuschreibung durch Lothar Altmann. Ist Johann Jakob Pottmayr der Schöpfer des Veitszyklus in der Landsberger Stadtpfarrkirche?, in: *Lech-Isar-Land* 1981, S. 206–210) schuf, ist fraglich.
- ²⁵ Bernhardt Joseph: Maler aus Wessobrunn, geboren 1676, freskierte 1702 die Fialkirche St. Vitus in Derndorf, Lkr. Unterallgäu. (Schnell/Schedler, S. 62). Die Deckenfresken des Langhauses der Stadtpfarrkirche stellen St. Veit als Patron der Pfarrei, die Glorie des Hl. Geistes und St. Sebastian als Patron der Stadt dar. Da sie laut Lothar Altmann (Die historische Ausstattung der Stadtpfarrkirche, in: *Große Kunstführer*, Bd. 91, München-Zürich 1981, S. 94 = *Landsberger Geschichtsblätter* 1980/81) von anderer Hand als der Veitszyklus von J. J. Pottmayr stammen, könnte sich die Quittung Joseph Bernhards auf diese drei Langhausfresken beziehen.
- ²⁶ Kamb Sebastian aus Apfeldorf, Maler, Landsberger Bürger seit seiner Einheirat 1678 (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Trauungsbuch I, S. 486), verstorben 1714.

Zur Bau- und Ausstattungsgeschichte der Ignatius-Kapelle von Hl. Kreuz in Landsberg

Von Dr. Dagmar Dietrich

In der ehemaligen Jesuitenkirche Hl. Kreuz öffnen sich auf der Nordseite des Chores vier hohe schlanke Rundbogenfenster, an deren unterem Teil kleine hölzerne Balkone, sog. „Oratorien“ angebracht sind. Während durch das östlichste dieser Fenster der Blick ins Freie fällt, sind die oberen Öffnungen der übrigen Fenster vermauert, jedoch geschickt mit Spiegeln verglast, so daß der Chor in seiner Helligkeit nicht beeinträchtigt wird und dem flüchtigen Betrachter diese Besonderheit kaum ins Auge fällt.

Hinter den drei Fenstern findet sich in einem an die Nordseite des Chores angefügten Anbau die einstige Kranken- und Altenkapelle des Jesuitenkollegs, eine Einrichtung, wie sie in der Regel zu jedem Kloster gehörte und nach Möglichkeit in Nähe zum Hauptaltar und dem Allerheiligsten der Klosterkirche angelegt wurde.

Von der an den Chor angefügten Krankenkapelle, die zur Zeit der Jesuiten auch als „Veteranenkapelle“ bezeichnet wurde, konnten durch Krankheit oder Alter geschwächte Kollegsmglieder, denen ein regulärer Besuch der Gottesdienste in der Kirche nicht möglich war, über die geöffneten Fenster der Oratorien an den Gottesdiensten teil-

nehmen; auch Personen, deren Isolation von den übrigen Klosterbewohnern wegen einer ansteckenden Krankheit vorübergehend ratsam erschien, wurden hier abgesondert. Im ersten Obergeschoß gelegen, war der Kapellenraum von den Schlaf- und Wohnräumen des Kollegs aus über Gänge innerhalb des Hauses bequem zu erreichen. Doch diente er nicht nur als Aufenthaltsort für eine Teilnahme an den Feiern in der Kirche, sondern besaß als eigenständiger intimer Gottesdienst-, Andachts- und Gebetsraum Gewicht, da man hier dem bedeutendsten Ordensheiligen, dem 1556 verstorbenen und 1622 heilig gesprochenen Ordensgründer der Jesuiten, Ignatius von Loyola, neben dem Altar in der Kirche eine weitere Stätte der Verehrung einrichtete.

Die Baugeschichte

Der 16 zu 5,60 m große Raum findet sich über der Sakristei und wurde wie diese gleichzeitig mit dem Neubau der Hl.-Kreuzkirche zwischen 1752 und 1756 errichtet. Baumeister war der jesuitische Laienbruder Ignaz Merani, ein gebürtiger Prager, der sich als Autodidakt in der Architektur geschult hatte und ein ebenso umsichtiger Bauleiter wie guter Ökonom war. Die Ausstattung der Krankenkapelle wurde erst be-

gonnen, als der Kirchenraum bereits weitgehend fertiggestellt war, und erfolgte im wesentlichen erst 1756. Beteiligt waren auch hier Künstler, die zuvor bereits in der Kirche gearbeitet hatten. Allerdings war der Freskant der Kirche, Christoph Thomas Scheffler, am 25. Januar 1756 nach längerem Siechtum verstorben. Durch Vermittlung des bis zum Herbst 1755 trotz seiner Krankheit noch in der Kirche arbeitenden Malers durfte dessen gleichfalls als Freskant und Maler in Prag tätiger Bruder Felix Anton Scheffler nach Landsberg gekommen sein. Die Ausmalung der Ignatiuskapelle führte Felix Anton als eigenes Werk aus, wie aus seiner Signatur im Bild hervorgeht. Der kostbare Stuckmarmoraltar und auch die Stukturen sind dem seit 1717 in Landsberg ansässigen Nikolaus Schütz, einem Schüler Dominikus Zimmermanns, zuzuschreiben; an der hölzernen Ausstattung wie Bildrahmen und Leuchterkaruschen war auch der Türkheimer Kistler Franz Joseph Pfeiffenhofer, wohl als Mitarbeiter der Werkstatt des Dominikus Bergmüller, beteiligt.

Das Äußere

Nach außen stellt sich der Anbau als zweigeschossiger Baukörper mit vom Chor der Kirche abgeschlepptem Pultdach dar, dessen Aussehen von reich



geschweiften Rahmungen um die vier niederen Fenster der Sakristei wie um die hohen, leicht geschweift gerahmten Stichbogenfenster der darübergelegten Kapelle bestimmt wird (Abb. 1). Die weiß aufgemalten und von grauen, in den Putz geritzten Begleitstrichen gefaßten Architekturgliederungen wiederholen die ursprünglichen Fassadenmalereien des mittleren 18. Jahrhunderts, die 1981 bei der Außeninstandsetzung von Kirche und Anbau festgestellt und rekonstruiert werden konnten.

Der Raum

Das Innere der kleinen Kapelle ist schlicht: ein einfacher Saalraum mit geschrägten Ecken auf der östlichen Schmalseite wird über vier in geschweift stichbogig überfangenen Laibungen sitzende Fenster nach Norden und drei zwischen die Strebepfeiler der Chormauern eingefügte Fenster nach Süden zur Kirche belichtet.

Lediglich eine mit der Kommunionbank besetzte Stufe setzt das östliche Drittel des Raumes als Chor mit dem Altar vor der fensterlosen Ostwand ab, ein als Mittelblock aufgestelltes Gestühl füllt den Westteil des Raumes.

Die flache, ungliederte Decke wird von einer knappen, umlaufenden Hohlkehle gefaßt; doch gibt das große Deckenfresko, das den Deckenspiegel in einem geschweiften, langgezogenen Ovalrahmen weitgehend ausfüllt, dem Raum Weite und Größe, indem es den Ausblick in lichte himmlische Bereiche eröffnet.

Das Deckenbild

Thema des Bildes ist die Glorie des hl. Ignatius, der auf Wolken schwebend von Christus im Himmel empfangen wird. Christus beugt sich mit offenen Armen zu dem in sein Meßgewand gekleideten Heiligen herab, hinter ihm erscheint das mächtige Kreuz als Zeichen des Opfertodes und der Heilswirkung (wie auch Hinweis auf das Patrozinium der Kirche), von Engeln werden die Leidenwerkzeuge herbeigetragen. Auch den hl. Ignatius begleiten Engel, sie führen einen Kreuzstab und ein aufgeschlagenes Buch als Verweis auf die Ordensgründung und Verfassung der jesuitischen Ordensregeln mit sich und weisen das Abzeichen der Gesellschaft Jesu, das „IHS“-Zeichen mit Kreuz und drei Nägeln auf einem Schild vor.

Nach oben und unten wird diese etwa in Bildmitte angeordnete Szene in jesuitisch-dialektischen Sinn ausgeweitet: Über Christus erscheint Gottvater und, in einer strahlenumschlossenen Glorie, die Taube des Hl. Geistes, so daß somit das Thema der Heiligsten Dreifaltigkeit in das Bildprogramm eingeführt wird.

Im unteren Bildteil, formal als Gegengewicht zur größten Helligkeit der göttlichen Glorie eingesetzt, schwebt die Weltkugel, durchsichtig wie aus Glas, in ihrer Mitte den Blick auf eine Kirche, einen runden Kuppelbau, freigebend. Gemeint ist mit diesem Bild die katholische Kirche, die durch die Mis-



Abb. 2: Das Deckenfresko zeigt in hellen Farben die Heilige Dreifaltigkeit.

sionsarbeit der Societas Jesu die Welt durchdringen und das göttliche Wirken auf Erden verherrlichen wird (Abb. 2) – Himmlisches und Irdisches bilden das Spannungsfeld, in dessen Mitte sich Christus als menschengewordener Gottessohn und der emporschwebende Heilige begegnen.

Das schwierige langgestreckte Bildformat bewältigt der Maler, indem er die Schwerpunkte der Komposition in einer großen, das Bildfeld durchziehenden S-Kurve entwickelt. Von besonderem Reiz ist die stark mit Weißhöhlungen arbeitende kühle Farbigkeit, die sich in der Gewandung der Hauptfiguren verdichtet und durch die Schattierung der Wolken hierzu ein Gegengewicht an den Bildrändern entwickelt. Die Palette unterscheidet sich deutlich von der kraftvollen Farbgebung, die der ältere Christoph Thomas Scheffler bei den Hauptbildern der Kirche benutzte, sie entspricht in ihrer perlmuttartigen

Frische dem Geschmack des mittleren 18. Jahrhunderts eher. Unten an der Weltkugel findet sich die Signatur „Felix Antonius Scheffler Pictor Pragensis Pinxit Ao 1756“.

Der Stuck

Den Bildrahmen umspielen sparsam gesetzte Rocaillestukkaturen von Nikolaus Schütz und seinen Mitarbeitern, die zum Teil durch gemaltes Ornament ergänzt werden. Eine große Kartusche mit Brokatfüllung vermittelt zwischen Deckenbild und stuckierter Baldachindraperie über dem Altar, die Rocailles werden wie im Kirchenraum flammenartig ausgezogen. Typisch für Schütz sind auch die seitlich in das Rocaillewerk „eingesteckten“ Blattgebilde. Das gemalte Ornament der Hohlkehle mit einer Reihung von ockerfarbenen Pal-

metten und eierstabähnlichen Grisailleformen mutet in seiner zurückhalten- den Reihung klassisierend an.

Der Altar

Gegenüber der lichten Farbigkeit des Deckenfreskos werden mit dem Altar und der ihn umfangenden Draperie an der Ostseite des Raumes kräftigere, festlich-bunte Farbtöne angeschlagen. Der helle, rote Säulenaufbau des aus Stuckmarmor geschaffenen Altars wird von einem vor die Wand stuckierten und tiefblau gefaßten Baldachin mit Vorhang rahmend hinterfangen. Die mit Gold festlich durchwirkte und mit vergoldeten Fransen besetzte Draperie ist eingesetzt, um das Rund einer Apsis zu ersetzen und den Ostteil des Saales zur Würde eines Altarraumes zu stei-

gern. Hölzerne Wandvertäfelungen mit Rocailleaufsätzen und ornamentgeschmückten Füllungen kleiden den Sockelbereich zu Seiten des Altars aus (Abb. 3).

Der Altar entwickelt sich vor der Stuckdraperie als flacher Säulenaufbau, in dessen Mitte das stichbogig überfangene Altarbild und darüber ein geschweiftes Auszugsbild eingesetzt sind. In Höhe der Predella, vor der ein 1965 erneuertes Tabernakelgehäuse steht, sind außen Konsolen für zwei Standfiguren angebracht; der bewegt geschweifte Auszug bietet mit seinen geschweiften Volutenstücken Platz für polychrom gefaßte Putten und vergoldete Blumengestecke.

Das Hauptbild, vermutlich noch 1755 von Christoph Thomas Scheffler gemalt¹, ist wiederum dem hl. Ignatius gewidmet. Es zeigt seinen Abschied von

dem zweiten wichtigen Ordensheiligen der Jesuiten, dem hl. Franz Xaver, der auf seine ausgedehnten und gefährvollen Missionsreisen nach Asien aufbricht. In einer kargen Halle beugt sich Ignatius zum Abschiedsgruß zu dem vor ihm im Pilgergewand Knienden. Engel und Putten begleiten die Szene, sie führen das Handkreuz des Missionars und die Muschel zur Taufe bekehrter Heiden mit sich. Auch das Auszugsbild hat eine Szene des Abschieds zum Inhalt; es zeigt die Schmerzhafte Muttergottes unter dem leeren Kreuz, ein Schwert durchbohrt ihre Brust. Die Kartusche über dem Bild enthält ein ligiertes Marienmonogramm, das „I-H-S“-Zeichen erscheint golden auf der Unterseite des Baldachins.

Die Altarfiguren

Die beiden großen Altarfiguren zu- seiten des Hauptbildes, die man als Pestheilige ikonographisch wohl be- wußt für die Krankenkapelle ausge- wählt hatte, haben eine besondere Ge- schichte. Unschwer ist zu erkennen, daß die hl. Sebastian (links) und Ro- chus (rechts) eine unterscheidbare künstlerische Handschrift tragen und unterschiedlicher Entstehungszeit ent- stammen. Die Sebastiansfigur ist eine noch spätmittelalterliche Arbeit aus der Zeit um 1490. Der Heilige ist – nicht wie üblich während seines Martyriums, von Pfeilen durchbohrt an einem Baumstamm gefesselt – sondern als vornehm gekleideter Adliger des Spät- mittelalters mit Fürstenhut und knielan- gem Mantel gezeigt. Die weit geschnit- tenen Ärmel des Kleides bauschen sich in reichem Faltenwurf; von modischer Eleganz sind die eng anliegenden Bein- kleider des vorgestreckten Spielbeins und die spitzen Schuhe. Als Attribut trägt der Heilige einen großen Pfeil in Händen (Abb. 4).

Die Herkunft der Figur ist nicht be- kannt; doch scheint sie von den Jesuiten sehr geschätzt worden zu sein, da sie 1680 auf dem Altar der Josephskapelle aufgestellt wurde und man als Pendent einen hl. Rochus dazuerwarb². Nach- dem die an die alte Kirche angebaute Josephskapelle 1751 abgebrochen wor- den war, übernahm man die beiden Pestheiligen schließlich in die Ignatius- kapelle. Ob die Sebastiansfigur auch identisch mit einem bereits 1673 in sei- nen Altar auf den Novizenchor transfe- rierten hl. Sebastian ist, bleibt dahinge- stellt³.

Wenn auch Vermutungen geäußert wurden, daß die spätmittelalterliche Fi- gur aus der Stadtpfarrkirche stammen könnte, so ist zumindest nicht auszu- schließen, daß sie auch zu den ersten Ausstattungsgegenständen gehört ha- ben mag, welche der aus Innsbruck stammende Graf Schwickart von Hel- fenstein in bewußter Anknüpfung an die Kunst vor der Reformation den Je- suiten 1578 für ihre Hauskapelle über- ließ. Eine solche Stiftung könnte die offensichtliche Wertschätzung und Wiederverwendung des Bildwerks be- gründen.



Abb. 3: Kräftige Farben und eine mit Gold durchsetzte Draperie kennzeichnen den aus Stuckmarmor gestalteten Altar. Auf dem Hauptbild ist der Hl. Ignatius zu sehen, wie er Franz Xaver verabschiedet.

Die stilistische Herkunft der Figur verweist möglicherweise nach München, doch erschwert die offenbar stärkere Überarbeitung des Gesichts in barocker Zeit – insbesondere von Haar und Bart – eine genauere stilistische Einordnung. Aus der Zeit einer ersten Überarbeitung um 1680 stammt die Standplatte der Figur. Für die Aufstellung in der Ignatiuskapelle schmückte man Hut und Gewandsäume mit Rocailleornamenten und ergänzte den Mantel durch einen über die linke Schulter gehängten Tuchstreifen.

Dem Sebastian gegenüber steht der hl. Rochus, kräftig und temperamentvoll bewegt mit faltenreichem Mantel, breitkrepigem Pilgerhut und Pilgerstab: eine Figur des späten 17. Jahrhunderts, die als Werk des Bildhauers Lorenz Luidl gelten darf. Wie bereits erwähnt, belegen Archivalien des Jesui-

tenkollegs von 1680 die Anschaffung der Figur für die einstige Josephskapelle, wo sie zusammen mit dem Sebastian an einem Altar zur Verehrung aufgestellt wurde. In seiner Größe und der Haltung des entblößten vorgestreckten rechten Beins mit der Pestwunde ist der Rochus deutlich als Pendant zum Sebastian angelegt (Abb. 5). Für die Übernahme auf den Ignatiusaltar wurde auch diese Figur offenbar nochmals leicht überarbeitet und neu gefaßt, wobei der Gewandsaum mit einem gravierten Rocailleornament geschmückt wurde.

In die Zeit des Altarbaus führen schließlich die den Altaraufsatz begleitenden Putten, die Johann Luidl zugeschrieben werden können und neben dem Kerkerchristus im oberen Gang zur Orgelempore sowie den kleinen Aufsatzfiguren in der Ignatiuskapelle die

einigen erhaltenen Arbeiten des jüngeren Luidl im Auftrag der Jesuiten bilden. Es kann vermutet werden, daß Johann Luidl auch mit der Überarbeitung der beiden Altarfiguren betraut wurde.

Gemälde und weitere Ausstattung

Das Bildprogramm der Kapelle wird durch drei große Gemälde an der Nordwand zwischen den Fenstern erweitert. Zwei dieser Gemälde haben jesuitische Themen: den Eintritt des fürstlich gekleideten hl. Aloysius in den Orden der Jesuiten und die Aufnahme des pilgernden jugendlichen Stanislaus Kostka in das römische Jesuitenkolleg. Auch diese Bilder stammen vermutlich von Christoph Thomas Scheffler und seinen Gehilfen um 1755, ebenso wie das mittlere Bild, das seiner Bezeichnung zufolge



Abb. 4 (links): Der Hl. Sebastian wird in der Landsberger Ignatiuskapelle nicht wie üblich gemartert und von Pfeilen durchbohrt dargestellt. Hier ist die Figur in höfisches Gewand gekleidet und hält den Pfeil in der Hand. – Abb. 5 (rechts): Hl. Rochus (rechts am Altar) von Lorenz Luidl.



Abb. 6: Elfenbeiner Kruzifixus, eine italienische Arbeit; die Kartusche von Franz Joseph Pfeiffenhofer aus Türkheim.

eine Bilderfindung des gleichen Malers ist und die Bezeichnung „TS (ligiert) invenit“ (T[homas] S[cheffler] trägt. Es zeigt die hl. Eltern Joseph und Maria, die mit dem wiedergefundenen Jesusknaben aus dem Tempel zurückkehren und sich dem Kind fürsorglich zuwenden.

An der gegenüberliegenden Wand sind die schmalere Pfeiler zwischen den Fenstern mit Holzgeschnitzten hochformatigen Kartuschen besetzt; die beiden äußeren dienen als Rücklagen für lüsterartige Leuchterarme mit Behang aus geschliffenem Glas. Die rocaillegerahmten Felder sind mit silbernem Brokatmuster auf Goldgrund gefüllt.

Die westlichste Kartusche trägt auf ihrer Rückseite die mit Bleistift aufgetragene Signatur des Türkheimers Franz Joseph Pfeiffenhofer: „Franz Joseph Johann/Wilhelm Feiffenhofer bilt=/hauer in Tirck-heimb 1756/bürger alda/ dermahlen zu dem hochverloblichen Colögio/der societät Jesu/in Landtsparg an [hier?]/[sich?]/in der conticion (= condition)/den 8 Julius 1756“. Die Inschrift ist begleitet von mehreren flüchtigen Portraitskizzen. Geburts- und Todesdaten Pfeiffenhofers sind unbekannt; ein Jahr vor seiner Tätigkeit in Landsberg hatte er 1755 in Türkheim geheiratet, Trauzeuge war der Kistler Dominikus Bergmüller, in dessen Werkstatt der Bildhauer und Kistler Pfeiffenhofer

wohl hauptsächlich arbeitete. Als eigene Arbeiten sind die 1766/68 geschaffenen Seitenaltäre der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Dillishausen bei Buchloe bekannt; 1775 schnitzte er einen Kruzifixus für die Hl. Kreuzkapelle bei Ettringen“.

Die Kartusche am mittleren Pfeiler, durch Form und Fassung von den beiden übrigen unterschieden, dient als Rücklage für ein Kreuz, besetzt mit einem etwa 80 cm hohen Kruzifixus aus Elfenbein, der gleichfalls aus dem mittleren 18. Jahrhundert stammt und dem Kolleg vermutlich als kostbare Stiftung zugehörig. Als Herkunftsland des zarten, sensiblen Bildwerks ist Italien, vielleicht Venedig zu vermuten. Auch der Totenschädel Adams mit Gebeinen und die Inschrifttafel „INRI“ sind aus Elfenbein geschnitten (Abb. 6).

Zwei kleine, als Pendants geschaffene Figurengehäuse aus dem Besitz des Jesuitenkollegs sind heute seitlich in den südlichen Fensternischen aufgestellt. Die Figuren Christi und der Maria vom Siege, jeweils auf einer Erdkugel stehende Halbreiefs mit erneuerten Polychromfassungen, stammen von Johann Luidl. Die hölzernen Nischengehäuse, in denen sie präsentiert werden, sind mit rotem, heute stark verblichene Samt überzogen und mit gegossenem Silberornament besetzt; Metallbeschlag betont die Kanten der Rahmungen, in den Nischenkalotten sitzt jeweils eine große Muschel aus vergoldetem Kupfer.

Ein Meisterzeichen „IIS“ in Dreipaßfeld auf dem Silberbeschlag der beiden Aufsatzkartuschen mit „IHS“-Zeichen bzw. ligiertem Marienmonogramm weist zumindest Teile der aus unterschiedlicher Hand stammenden Silberbeschläge für den Augsburger Goldschmied Joseph Ignaz Saller aus.

Seitlich auf einer Kommode im Altarraum findet sich ein drittes kleines Bildwerk aus der Werkstatt Johann Luidls, eine Maria Immaculata. Das nur wenige Zentimeter hohe Figürchen steht über einer Sockelkonsole auf einem sternbesetzten Erdball, um den sich die Schlange des Bösen windet. Mit der vor die Brust gelegten Hand und dem gesenkten Lilienzweig in der seitlich ausgestreckten anderen Hand folgt die Figur einem im mittleren 18. Jahrhundert weit verbreiteten Typus.

Als weitere Ausstattung der Kapelle bleibt die mit spiralförmig gedrehten Balustern ausgestattete eichene Kommunionbank zu erwähnen, die aus der Ausstattungszeit von 1756 stammt. Neueren Datums dagegen ist das Gestühl, das 1921 barockisierend aus Nadelholz erneuert wurde; die schlichte Arbeit stammt aus den Werkstätten der Landsberger Gefangenenanstalt. Als Bodenbelag wurden wie in der Kirche Solnhofener Kalksteinplatten im Rosenspitzenmuster verlegt.

Aufmerksamkeit verdienen die gut gearbeiteten Eichenholzfenster der Nordseite mit ihrem verzintten Zierbeschlag und den noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Mondscheiben. Beim Verlassen des Raumes fällt der Blick auf das große Türschloß, das mit

seinem reich ornamentierten Kasten und Schlüsselschild ein Meisterstück der Landsberger Schlosserkunst darstellt (Abb. im Großen Kirchenführer).

Zur Restaurierung

Wie vor knapp 250 Jahren bei Neubau und Ausstattung der Kirche hatte auch bei der letzten Restaurierung die Ignatiuskapelle zunächst der Kirche den Vorrang lassen müssen. Die Instandsetzung des Raumes und seiner Ausstattung, die vor allem wegen Gefährdungen durch eine 1965 eingebaute Heizung und Nässeschäden im Deckenbereich erforderlich geworden war, ist allerdings nicht wie in der Kirche die erste, die seit der Erbauung durchgeführt wurde. Vielmehr ist zu vermuten, daß nach 1876, als das städtische Hl.-Geist-Spital aus seinen ausgebrannten Gebäuden an der Schlossergasse in das einstige Jesuiten-Noviziat verlegt und die Kapelle als Andachtsraum wieder in Benutzung genommen wurde, Instandsetzungsmaßnahmen im Raum erfolgten; weitere Arbeiten fielen 1921 und nochmals 1965 an. Altarfiguren und auch der Stuck wurden überfaßt, sodaß hier Veränderungen im ursprünglichen Farbkonzept eingetreten sind. Durch Alterung traten zudem Veränderungen an den versilberten, heute schwarz oxidierten Teilen der Aufsätze über den Wandverkleidungen und an den Kartu-

schen auf. Die ehemals reich mit Vergoldungen gehöhten Rocailmalereien der Wandverkleidungen neben dem Altar haben ihren Glanz verloren, die hellgraue Grundfläche ist stumpf geworden. Auch die Ölgemälde sind teilweise stark nachgedunkelt.

Bei der im November 1990 abgeschlossenen Restaurierung wurde der Raum durch Firma Alfred Binapfl einer sorgfältigen und vorsichtigen Restaurierung unterzogen, bei der zwar gravierende Schäden behoben, das Raumbild jedoch nicht durchgreifend „erneuert“ wurde. Durch eindringende Nässe gab es Flecken und Schäden im Deckenbereich und am Stuck, die behoben wurden. Man verzichtete auf die Freilegung der einst wie in der Kirche differenziert gefaßten Stukkaturen, die eine spätere Überfassung in kühlem Hellrot behielten. Deckenbilder und Deckenflächen erfuhren eine sorgfältige Reinigung, die Wände wurden gleichfalls gereinigt und nur im unteren Bereich neu getüncht. Von den Altarfiguren wurden spätere Retuschen teilweise wieder abgenommen, der Stuckmarmoraltar ist nach einer Reinigung wieder glänzend, doch sind wohl auch hier Farbschwächungen an den intarsienartig eingesetzten bläulichen Partien eingetreten.

Sämtliche Gemälde wurden von Henning Strube, München, restauriert; neben einer Abnahme von Oberflächenschmutz beschränkten sich diese Arbeiten auf Behebung und Retusche

von kleineren Schäden in der Malfläche und Nachspannen der Leinwände.

Beim Einbau einer für die Kapelle des Altenheimes notwendigen neuen Heizung wurde Vorsorge getroffen, daß eine zukünftige Verschmutzung des Raumes möglichst lange hinausgezögert wird und der Raum seinen festlich hellen Charakter nicht allzu bald wieder verliert.

Die Wiedereröffnung der nicht allgemein zugänglichen Hauskapelle nach der Restaurierung gab Gelegenheit, einen in der Öffentlichkeit kaum bekannten Gottesdienstraum vorzustellen, der zu den bedeutendsten Kunstschöpfungen der Stadt zählt: Ein Raum von großer einheitlicher Geschlossenheit mit einer Ausstattung, deren künstlerisch hohes Niveau nicht hinter dem der Hl.-Kreuzkirche zurückbleibt.

Anmerkungen

¹ Eine von Henning Strube bei der Restaurierung des Bildes festgestellte Signatur im unteren Bildbereich wurde leider nicht notiert.

² Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Jesuitica 113, Literae Annuae 1680, fol. 147.

³ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Jesuitica 2018, paginiertes Oktavheft, fol. 44.

⁴ s. Ruf, Hans: Schwäbischer Barock, Weissenhorn 1981, S. 117, 123.

Maximilian Münch – ein bedeutender Sohn der Stadt Landsberg am Lech

Wissenschaftliche Werke in der Bayerischen Staatsbibliothek München

Von P. Josef Höcherl MSC

Im malerischen Altmühltal, unmittelbar vor den Toren von Eichstätt, liegt ein altes Kloster, das in seinen Anfängen bis in das 12. Jahrhundert zurückreicht. Gegründet wurde es von dem Eichstätter Bischof Konrad von Morsbach, der diesen Grund von Kaiser Friedrich Barbarossa als Geschenk erhalten hat. Bischof Konrad von Morsbach verwandte dieses Geschenk zur Gründung eines Klosters, in das er Augustiner Chorherren berief. Woher die ersten Chorherren gekommen sind und wie sie geheißen haben, läßt sich nicht mehr in Erfahrung bringen. Kaiser Barbarossa hat dieses neugegründete Kloster in seinen persönlichen Schutz genommen und 1159 einen Schutzbrief ausgestellt. Die Originalurkunde befindet sich heute im Hauptstaatsarchiv in München unter den Rebdorfer Klosterurkunden Nr. 1.

Nachdem die klösterliche Disziplin um 1450 doch etwas gelitten hatte und die Chorherren sich mehr weltlichem

Treiben widmeten, ging der Eichstätter Bischof Johann von Eich daran, eine Reform durchzuführen. Er schloß das Kloster der Windesheimer Reform an, der religiösen Erneuerungsbewegung, die in den Niederlanden ihren Ausgang genommen und durch Strenge und Konsequenz manches Augustinerchorherrenstift vor dem Verfall bewahrt hat. Dieser Erneuerungsbewegung ging es vor allem um eine tief erlebte Christusfrömmigkeit und ein intensives religiöses Leben, das auf der Hl. Schrift fußt.

Diese Erneuerungsbewegung hat dem Kloster Rebdorf einen großen Segen gebracht. Ein ungeahnter Aufschwung bahnte sich an, die Zahl der Mitglieder stieg auf etwa 90, für die trefflich gesorgt war. Waren es doch früher bisweilen nur bis an die fünf bis zehn Mitglieder gewesen, die noch dazu in ärmlichen Verhältnissen gelebt haben sollen.

In der Zeit zwischen 1500 und 1550 war vielleicht die höchste Blüte des Rebdorfer Konvents. Vor allem auf dem wissenschaftlichen Gebiet ragt hier eine Persönlichkeit hervor, die Einfluß über

die Eichstätter Grenzen hinaus gewonnen hat: Der Rebdorfer Prior Kilian Leib, der das Kloster von 1503 bis 1553 geleitet hat. Nach seiner Zeit setzte ein Niedergang ein, der auch durch die Einflüsse des Protestantismus erheblich bedingt war und zu Austritten aus dem Konvent und zu Übertritten zum evangelischen Glauben führte.

Von diesem Rückschlag erholte sich das Kloster wieder so um die Zeit von 1700. Und wenige Zeit später klopft ein knapp 20jähriger Landsberger an die Klosterpforte von Rebdorf und ersucht um Aufnahme in das Stift.

Johannes Aloysius Münch hat er geheißen und war in Landsberg am 9. November 1743 zu abendlicher Stunde geboren worden. Sein Vater Johannes Ignatius, von Beruf Zuckerbäcker, hatte auch politische Funktionen als Mitglied im Äußeren Rat der Stadt inne. Der Vater war geboren als Sohn des Wolfgang Münch, der in Landsberg Lebzelter gewesen ist. Die Mutter des kleinen Aloysius war Maria Johanna, am 19. Mai 1738 hatten seine Eltern in Landsberg geheiratet. Es ist uns auch überliefert, wo Aloy-

sus studiert hat. Die grundlegende schulische Ausbildung erhielt er in Augsburg, dort hat er sich nicht nur im Wissen ausbilden lassen, er hat auch musikalische Seiten an sich entdeckt und das Geigenspiel erlernt. Wann er die Schule vollendet hat, läßt sich nicht mehr nachvollziehen, es dürfte so um 1760 gewesen sein. Aloysius Münch entschloß sich, in das Kloster der Augustiner Chorherren einzutreten, dies dürfte vermutlich 1760 oder 1761 gewesen sein. Nach einem Probejahr legte er die Profeseß ab, dabei legte er auch zugleich seinen Taufnamen ab und erhielt den Ordensnamen Maximilian.

Sein weiterer Lebensweg führte ihn die nächsten Jahre nicht aus dem Kloster heraus, denn zu dieser Zeit verfügte Rebdorf über gute eigene Theologieprofessoren, so daß ein Besuch der Universität in Ingolstadt nicht unbedingt gefordert war. Maximilian Münch entdeckte seine große Vorliebe zu den Büchern, die ihn ein ganzes Leben lang nicht mehr loslassen sollte. In die Zeit seiner Studien fallen auch die Weihen. Die Niederen Weihen wird er vom eigenen Prior erhalten haben, die übrigen Weihen lassen sich aus den Eichstätter Weiheprotokollen aufzeigen. Alle drei weiteren Weihen erhielt er in Eichstätt selber, nicht allerdings im

Dom, wo man es eigentlich erwarten würde, sondern in einem kleinen Kirchlein, neben dem Dom. Es ist die Kirche St. Johann, heute ist sie profaniert und es finden dort Ausstellungen aller Art statt. In diesem kleinen Kirchlein erhielt Maximilian Münch am 1. Juni 1765 die Subdiakonatsweihe, am 21. Dezember 1765 die Diakonats- und am 6. Juni 1767 die Priesterweihe. Ob er die Primiz in der Heimat gehalten hat, ist uns nicht überliefert, manche Chorherren sind zur Primiz nach Hause gefahren, manche haben sie in Rebdorf selbst gefeiert.

Die nächst folgenden Jahre war Maximilian Münch in Rebdorf selbst, oblag seinen Ordenspflichten, die vor allem im gemeinsamen Chorgebet bestanden haben, und bekam dann ein erstes selbstständiges Arbeitsfeld: Schwesterbeichtvater in Marienburg. Diesen Schwesternkonvent, Augustiner Chorfrauen, gelegen westlich von Roth/Franken, betreute er bis zum Jahre 1783. Nach Rebdorf zurückgekehrt, übernahm er bald eine neue Aufgabe, die Betreuung der Pfarrei Rebdorf St. Johann. In dieser kleinen Kirche, unmittelbar angebaut an die Klostermauer, doch außerhalb ihr liegend, betreute er eine kleine Pfarrgemeinde, Leute, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft befunden haben. Diese kleine Kirche ist heute verfallen, sie

wurde profaniert und dient heute einem Bauern als Scheune.

Eine Leidenschaft aber ließ ihn trotz dieser seelsorglichen Tätigkeit nicht los: Die Arbeit mit den Büchern, die Bibliotheksarbeit. Und hier war er ein sehr fleißiger Mensch. Nachdem er schon in Marienburg tätig gewesen ist, hat er über dieses Kloster ein Geschichtswerk verfaßt, das auch gedruckt worden ist.

„Kurze Geschichte des Frauenklosters Marienburg aus einheimischen und fremden Urkunden“. Erschienen ist dieses Werk in: Hist.-dipl. Magazin für das Vaterland und angrenzende Gebiete 2/1. Nürnberg 1782 S. 3-64.

Über zwei Rebdorfer berühmte Chorherren hat er ebenfalls wissenschaftliche Arbeiten verfaßt. Die eine beschäftigt sich mit dem berühmtesten Rebdorfer Prior, dem schon oben erwähnten Kilian Leib. Dieses wissenschaftliche Werk verwahrt heute die Bayerische Staatsbibliothek München in ihrer Handschriften- und Inkunabelabteilung unter der Nr. Clm 26468: „De vita, scriptis ac rebus praeclare gestis Kiliani Leib, prioris Rebdorfensis“.

Ein anderes Opus zeichnet das Leben und die Tätigkeit eines anderen Rebdorfer Chorherren nach, der leider schon im Alter von 32 Jahren verstorben ist und ein hoffnungsvoller Spöß gewesen wäre: „De vita Michaelis Stein, can. et bibliothecarii Rebdorfensis“. Auch dieses Werk verwahrt die Bayerische Staatsbibliothek (Nr. Clm 27086).

Das Eichstätter Diözesanarchiv besitzt auch eine Handschrift von Maximilian Münch: Hs 57. In dieser Handschrift hat er uns manches in Abschrift hinterlassen, wodurch uns ein Rückblick in die Geschichte Rebdorfs erleichtert wird.

Ein baldiger Tod sollte diesem Schaffen ein Ende setzen. Maximilian Münch wurde nur 48 Jahre alt. Erst nach einem langen Leiden, das er in Geduld ertragen hat, von einer Herzwassersucht geplagt, verstarb er am 29. November 1791. Einen Totenzettel verwahrt heute noch die Universitätsbibliothek in Augsburg (III 28 f. 243 (1790–1800) Totenrotel Nr. 75).

Maximilian Münch wurde im Rebdorfer Kreuzgang begraben.

Andreas Strauß, der letzte Rebdorfer Bibliothekar, hat Maximilian Münch in sein Buch von berühmten Männern aufgenommen: „Viri scriptis, eruditione ac Pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit vel aluit.“ Eichstadii MDCCIC S. 340–343.

Weitere Quellen zur Person Maximilian Münchs: Hirsching, F.K.G.: Hist.-litter. Handbuch 5/2. Leipzig 1801 S. 204. Meusel, J.G.: Lexikon 9. Leipzig 1809 S. 438-440 (Schriftverzeichnis).

Archivalien

Diözesanarchiv Eichstätt: B 157 (Nekrolog Rebdorfs und der konföderierten Klöster). B 222 – B 224 (Weiheprotokolle).

Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Landsberg: Taufregister, Heiratsregister.

Universitätsbibliothek Augsburg: Totenrotel (siehe oben).



74 Der Kreuzgang des Klosters Rebdorf (Kreis Eichstätt).

Joseph Völk – ein Kämpfer für Deutschlands Einheit

Vom Landsberger Advokatenkonzipienten zum führenden Politiker und Juristen des Bismarckschen Reiches

Von Walter Drexl

Vor 170 Jahren, am 9. Mai 1819, wurde er in Mittelstetten bei Schwabmünchen geboren, vor 140 Jahren forderten einige politische Hitzköpfe in Landsberg seinen Hinauswurf aus unserer Stadt: „Fort muß er binnen 48 Stunden lebendig oder tot – Werft ihn hinaus zum Fenster – Einen solchen Schandfleck hat Landsberg noch nie gehabt!“

Nun, einen Landsberger Fenstersturz hat es gottlob nicht gegeben, der „Delinquent“ ist mit einigen Rippenstößen davongekommen. Der „Schandfleck“, den man so rüde beseitigen wollte, war der Advokatenkonzipient Dr. F. Joseph Völk, der erst ein Jahr zuvor, 1848, als in den deutschen Landen die Wogen der bürgerlichen Revolution hochbrandeten, dem Landsberger Advokaten Dr. Barth zugeordnet worden war. Auch Völk war ein junger politischer Heißsporn, von dem damals freilich noch niemand ahnen konnte, daß er einst mit seiner „Frühlingsrede“ zu einer nationalen Berühmtheit und durch sein politisches Wirken zu einem nicht nur um Bayern, sondern auch um das neue Deutsche Kaiserreich hochverdienten Parlamentarier werden sollte.

Der schwäbische Bauernsohn aus kinderreicher Familie, dem ein entfernt anverwandter katholischer Geistlicher den Weg ins Augsburger Gymnasium St. Stephan geebnet hatte, aber das Theologiestudium nicht hatte schmackhaft machen können, machte kein Hehl daraus, daß er ein liberaler Geist, ein glühender Verfechter der deutschen Einigung und des Reichsgedankens im Sinne der Frankfurter Nationalversammlung war. Der junge Jurist, der sein Studium an der Münchner Universität unter großen Entbehrungen absolviert und für seine Arbeit über die „Handlöhne in Bayern“ den Doktor beider Rechte zuerkannt bekommen hatte, war ein blendender Rhetoriker und machte von dieser Gabe in den unruhigen Revolutionszeiten in und um Landsberg regen Gebrauch. Er mußte dabei aber bald erfahren, daß der Widerhall auf seine flammenden Appelle auch Mißtöne enthielt.

So kam es, daß er an jenem Sonntag, dem 6. Mai 1849, zusammen mit seinem Prinzipal Dr. Barth durch einen Gerichtsdienersgehilfen mittags um halb 12 Uhr ins kgl. Landgericht zitiert wurde, wo die eingangs erwähnten grimmig-entschlossenen Forderungen und Drohungen gegen ihn gefallen waren. Sie kamen aus der Mitte der etwa 30 bis 40 Landsberger Bürger, unter ihnen auch drei Magistratsräte, die sich dort

versammelt hatten. Nach den Feststellungen Dr. Völks waren es größtenteils Mitglieder des Piusvereins und des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, die sich darüber erboten, daß Dr. Barth keine Veranlassung sah, seinen Adlatus wegen dessen politischen Engagements zu entlassen und auch dieser selbst keine Anstalten machte, das Feld freiwillig zu räumen.



Dr. Joseph Völk (unten Mitte) mit weiteren Reichstagsabgeordneten. Rechts von ihm Frhr. Schenk von Stauffenberg, links oben Ludwig Fischer, die auch dem Bayerischen Landtag angehörten.

So „entstand eine Scene, wie sie in einer Amtskanzlei wohl noch selten vorgekommen“, machte Dr. Völk publik, der insbesondere dem Piusverein ein Dorn im Auge zu sein schien. Die katholischen Piusvereine, deren Generalversammlungen später zu Vorläufern der Katholikentage wurden, hatten sich 1848 von Mainz aus über die deutschen Lande verbreitet.

Der Landsberger Piusverein hatte zwar das seit Wochen in der Stadt kursierende Gerücht, er wolle Völk wegen seiner politischen Aktivitäten aus der Stadt entfernen, in einer öffentlichen Erklärung im Wochenblatt der Stadt Landsberg heftig dementiert; Völk sah es aber nun durch die „Scene“ im landrichterlichen Amtszimmer bestätigt und sich in seinem Glauben getäuscht, „es sei in unserer Zeit in einer civilisierten Stadt nicht möglich, daß jemand politischer Ansichten wegen Verfolgung zu leiden habe“.

Der gewieft Advokatenkonzipient hat die verbalen Drohungen seiner politischen Gegner so ernst wohl nicht genommen. Er bestand unerschütterlich auf seinem „Recht politischer Wirksamkeit“ und ließ sich auch nicht einschüchtern, als ihm von seinen Widersachern bedeutet wurde, er solle sich vorsehen, „daß er wieder lebendig herinkomme“, wenn er zu der für den Nachmittag desselben Sonntags in Erpfting anberaumten Volksversammlung gehe. Er hat aber auch diese so unbeschadet überlebt wie eine am 24. April in Mindelheim abgehaltene Volksversammlung, die von „Mißwollenden und Buben“ unterbrochen, aber von Völk „wieder in Gang gebracht“ worden war.

Zu der Erpftinger Volksversammlung hatte „Der deutsche Verein der Stadt Landsberg“ eingeladen, dessen Vorstand – und vermutlich auch des-

sen Gründer – Dr. Joseph Völk war. Organ dieses deutschen Vereins zu Landsberg war das „Landsberger Volksblatt“, als dessen verantwortlicher Redakteur – wen wundert's noch – ebenfalls Dr. F. J. Völk zeichnete. Sehr wahrscheinlich hat er das vierseitige Oktavblättchen, das am 5. Mai 1849 mit der Nr. 1 erstmals erschien, selbst ins Leben gerufen und herausgegeben. „Jeden Sonnabend“, so hieß es im Impressum, bespricht es „die Angelegenheit des großen und engeren Vaterlandes, der hiesigen Gegend und Gemeinde“. Für 15 Kreuzer im Vierteljahr konnte es beim Buchdrucker Kraus oder beim Redakteur selbst abonniert werden. Wie lange es sich – ohne Annoncen – über Wasser halten konnte, ist nicht bekannt. Im Stadtarchiv ist es jedenfalls über die Nr. 2 vom 12. Mai 1849 nicht hinausgekommen. Es diente wohl nur als Sprachrohr, mit dem Dr. Joseph Völk und der deutsche Verein zu Landsberg seine Stimme

erheben konnte. Eine Stimme, die zunächst noch im Untergangsstrudel des Frankfurter Parlaments verhallte, Jahre später aber nicht nur in ganz Deutschland gehört wurde, sondern auch Gewicht hatte.

„Mit bangen Besorgnissen über die Zukunft unseres Vaterlandes ergreifen wir die Feder“, schrieb Dr. Völk in der Nr. 2 seines Volksblattes, die „Sehnsucht, das Verlangen nach der Einheit, Freiheit und Größe Deutschlands“ führten sie. Seine Artikel im Stil der großen schwärmerischen Kundgebungen der Märzrevolution waren Fanale für die in der Paulskirche ausgearbeitete Reichsverfassung – geschrieben zu einer Zeit, in der sich bereits abzeichnete, daß das alte Recht der Fürsten und Könige über die Ideale der Revolution gesiegt hatte. „Wer ist es denn, der dem Sehnen und Rufen des Volkes widerstrebt, der den Grundstein in Trümmer schlagen möchte? Höre mein Volk: das sind deine Könige.“ Daß sich Völk mit solchen Sätzen in konservativen Kreisen keine Freunde schuf, liegt nahe.

Seine Beharrlichkeit aber, mit der er unerschrocken schon in diesen Tagen auf Versammlungen und Kundgebungen in und um Landsberg, in Schwabmünchen oder Mindelheim wie in seinem Volksblatt für die Reichsverfassung warb, mit der er den Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten der Stadt Landsberg ebenso wie die für den Wahlkreis im Bayerischen Landtag zuständigen Centrums-Abgeordneten Kloos und Doppelhammer zu deren Anerkennung aufforderte, kennzeichnete auch seinen weiteren politischen Weg. Seine Ausdauer und sein unerschütterlicher politischer Idealismus ließen ihn schließlich auch das große Ziel mitwirklichen, für das er schon in Landsberg gekämpft hatte.

Seine politische Haltung hatte Dr. Joseph Völk jahrelang eine selbständige Advokatur – die damals noch nach festen Zahlen von der bayerischen Regierung vergeben wurden – gekostet. Erst 1855 erhielt er sie in Friedberg, später dann in Augsburg. 1855 wurde er auch als Vertreter des Wahlkreises Günzburg

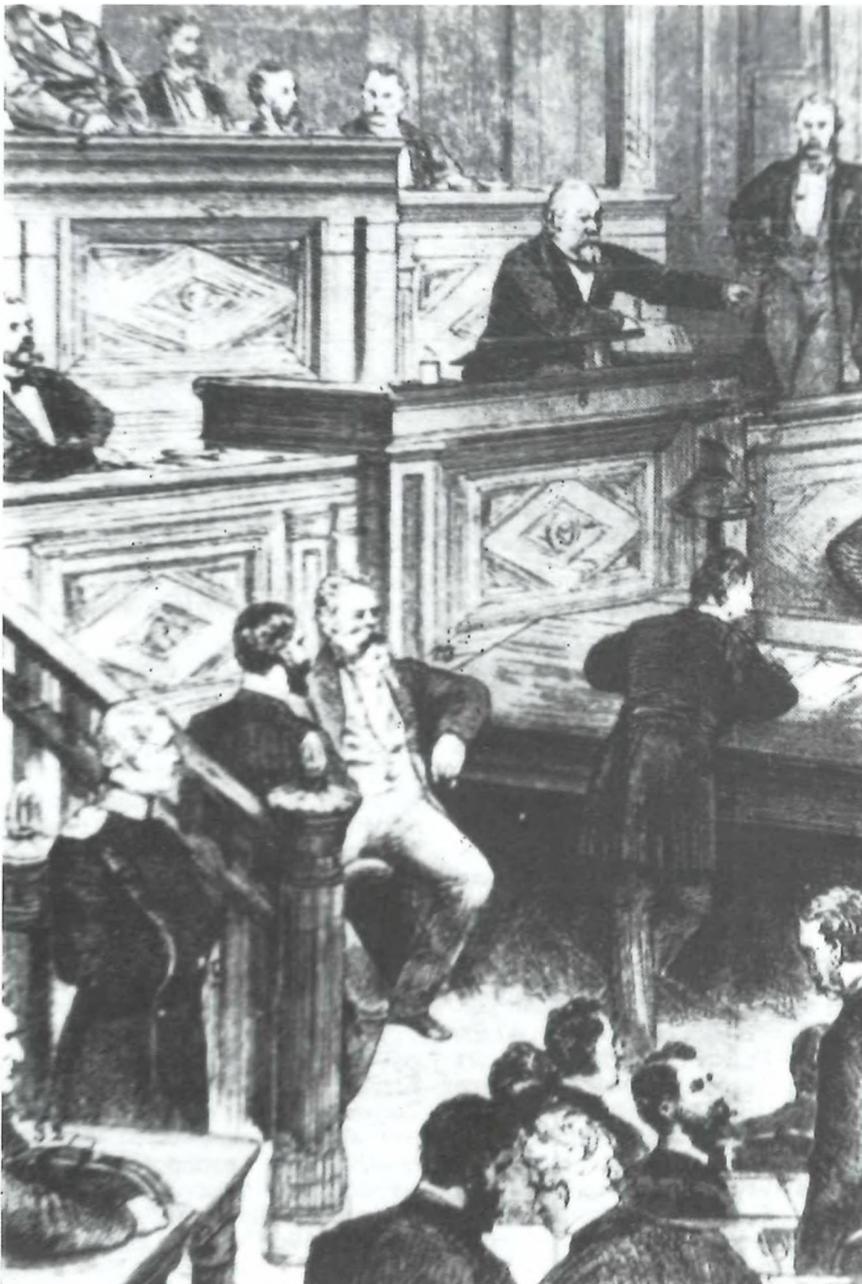
in den Bayerischen Landtag gewählt, in dem er 27 Jahre lang bis 1881 nacheinander auch die Wahlkreise Memmingen, Immenstadt, Augsburg und Kempten vertreten hat.

Als Anhänger der kleindeutschen Idee, also der Bildung eines deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung und unter Ausschluß Österreichs, war er 1863 Mitgründer der Bayerischen Fortschrittspartei, in der sich die gleichgesinnten Liberalen sammelten. Wie in seiner Landsberger Zeit für die Reichsverfassung, agitierte er nun auf vielen Volksversammlungen im Lande leidenschaftlich für die kleindeutsche Einheit im Bismarckschen Sinne.

Als der damalige preußische Ministerpräsident Otto v. Bismarck 1868 mit der Gründung des Deutschen Zollparlaments die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt staatsrechtlich und parlamentarisch enger mit dem Norddeutschen Bund verknüpfte und Dr. Völk im Wahlkreis Immenstadt-Kempten-Lindau in dieses Gremium gewählt wurde, da tat sich für ihn ein neues Feld als Anwalt des kleindeutschen Programmes auf. Völk erkannte, daß mit dem Abbau überholter Handelsstrukturen durch den 1834 ins Leben gerufenen Deutschen Zollverein nun mit dem Zollparlament ein weiterer Schritt auch zur innerdeutschen politischen Einigung getan wurde, nachdem die Zollgrenzen bereits die Umrisse eines künftigen kleindeutschen Reiches abzeichneten. Völk spürte, daß mit dem Zollparlament das Einigungswerk vorankam und daß dieses nun nicht mehr ins Stocken geraten durfte. Er fühlte ein neues Erwachen in der politischen Flur: „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland!“ schloß er am 18. Mai 1868 seine bedeutendste Rede für die deutsche Einheit vor dem Zollparlament. Diese „Frühlingsrede“ machte ihn berühmt, brachte ihm von Kiel bis Augsburg stürmische Ovationen ein.

Das Ziel war mit der Gründung des kleindeutschen Reiches der Hohenzollern am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles erreicht. Dr. Joseph Völk zog nach der ersten Reichstagswahl 1871 für die gemäßigte Liberale Reichspartei in das deutsche Gesamtparlament ein und wechselte nach der Auflösung dieser Partei im Jahre 1874 zur Nationalliberalen Partei, der damals ausschlaggebenden politischen Kraft in Deutschland. Als Vertreter des betont nationalen Flügels zählte er bis 1881 zu den Exponenten des Rechtsliberalismus im Reichstag.

Dr. Joseph Völk hat aber nicht nur als Politiker, sondern auch als Parlamentarier im Bayerischen Landtag wie im Deutschen Reichstag und nicht zuletzt als führender Jurist Großes geleistet. Im Landtag galt sein besonderes Interesse juristischen Fragen. Er war jahrelang Mitglied des Rechtsausschusses, in dem er sich dem Zivil- und dem Strafrecht, dem Steuerrecht, dem Genossenschaftsrecht sowie der Militärgerichtsbarkeit widmete. Völk war auch der Initiator des 1867 errichteten Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes, der



76 Im Reichstag – unter dem Rednerpult sitzend Dr. Joseph Völk.

heute noch oberste bayerische Instanz in der Verwaltungsgerichtsbarkeit ist.

Als Jurist leistete Dr. Völk ferner Wertvolles bei der Ausgestaltung der deutschen Rechtseinheit. Er trat für das Petitionsrecht der Beamten, für die Sicherung der Pressefreiheit wie für die Durchsetzung des Gedankens der Volksvertretung in allen Bundesstaaten ein. Während des Bismarckschen Kulturkampfes stand er im Lager der leidenschaftlichen Gegner des „ultramontanen“, des streng päpstlich gesinnten Zentrums, die die Jesuiten und die päpstliche Unfehlbarkeit bekämpften. So hat Völk, der sich aus innerer Überzeugung dem Altkatholizismus angeschlossen hatte, u. a. auch entscheidend das Jesuitengesetz und die von ihm beantragte Zivilehe mitgestaltet.

Schon von schwerer Krankheit gezeichnet, unterlag Dr. Joseph Völk bei den Reichstagswahlen 1881 dem Zentrumskandidaten in seinem Kemptener Wahlkreis. Mit ihm hat auch die von ihm nach innerparteilichen Differenzen mit den Nationalliberalen 1879 gegründete „Liberale Gruppe“ die Reichstagswahlen von 1881 nicht überstanden. Bald darauf, am 22. Januar 1882, starb Dr. Joseph Völk 62jährig in Augsburg, wo ebenso wie in Kempten heute noch Straßennamen an ihn erinnern.

Die erste Ausgabe „Landsberger – Volksblatt“ von Sonnabend, den 5. Mai 1849 mit der Einladung des deutschen Vereins der Stadt Landsberg zur Volksversammlung nach Erpfting. Redner war Dr. Joseph Völk. Politische Gegner versuchten ihn mit verbalen Drohungen einzuschüchtern. Allerdings vergeblich. Völk bestand auf seinem „Recht politischer Wirksamkeit“.

Landsberger - Volksblatt.

An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Dieß halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Da sind die festen Wurzeln deiner Kraft.

Sonnabend **Nro. 1** den 5. Mai 1849.

Vom Monate Mai 1. Is. angefangen erscheint gegenwärtiges Blatt jeden Sonnabend. Es ist Organ des deutschen Vereins zu Landsberg, und bespricht die Angelegenheiten des großen und engern Vaterlandes, der hiesigen Gegend und Gemeinde. Der Preis beträgt für das Vierteljahr 15 Kr. Man abonirt sich bei dem Buchd. Kraus, od. Redakteur des Blattes, Dr. Völk.

Einladung.

Der deutsche Verein der Stadt Landsberg ladet auf nächsten Sonntag den 6. Mai 1849 Nachmittags 2 Uhr zu einer

Volksversammlung nach Erpfting bei Landsberg hiemit ein.

Landsberg den 1. Mai 1849.

Im Auftrag des Ausschusses des deutschen Vereins:
Dr. Völk, Vorstand.

Landsberg den 1. Mai 1849.

Die Verfassung des deutschen Reiches!

Was zog in gedrücktem Geflüster von den Gestaden der Donau bis zu den Rebenhügeln des Rheines, von den Küsten der Nordsee bis zu den Schneekuppen der Alpen durch das Volk?

Werden Sie Mitglied beim Historischen Verein!

Was will er?

- Er fördert das Verständnis für Geschichte und heimische Kultur Landsbergs und des Landkreises
- Er setzt sich für die denkmalpflegerische Erhaltung und Gestaltung des Stadtbildes und der Baudenkmäler Landsbergs ein
- Er unterstützt alle Bestrebungen, die Natur- und Kulturlandschaft des Umlandes zu erhalten

Was bietet er?

- Kostenlosen Eintritt zu allen Vortragsveranstaltungen des Vereins (ca. 5 bis 6 jährlich)
- Kunst- und Kulturfahrten zum Selbstkostenpreis (ca. 5 jährlich)
- Alle 2 Jahre kostenlos den Sammelband der Landsberger Geschichtsblätter, Großformat, reich illustriert, ca. 80 bis 90 Seiten, Wert ca. 20,- DM

Was kostet er?

Jährlich 15,- DM Mitgliedsbeitrag, der wegen Gemeinnützigkeit von der Steuer abgesetzt werden kann

Auskunft und Anmeldung

bei Josef Escher sen., Herkomerstraße 84, Tel. 2744

Das Kalkbrennen – ein vergessenes Gewerbe

Kalksteine wurden im Lech aufgesammelt – Der Landsberger Hans Freischle erzählt

Von Anton Lichtenstern

Die Kalkbrennerstraße in der Landsberger Schwaighofsiedlung erinnert an ein altes Landsberger Gewerbe, von dem heute kaum mehr jemand etwas weiß.

Die Kalkbrenner stellten in ihren Öfen den Kalk her, den die Maurer für den Mörtel und die Maler zum Weißeln ständig brauchten. Gebrannt wurden Kalkgeröll aus dem Lech und Tuff. Die gebrannten Steine, der „Brantkalk“, wurden in einer Mörtelpfanne aus Blech mit Wasser übergossen, wobei Hitze entsteht. Die Steine lösen sich unter Verrühren dabei auf. Die Kalkbrühe ließ man dann in die zwei Meter tiefen, ca. fünf Meter langen und 2,50 Meter breiten Kalkgruben laufen, die Kalkbrühe wurde „abglossa“ und „eingsumpft“. In der Grube entsteht der „Sumpfkalk“, eine butterartige weiße Masse, die beliebig lagerfähig ist und durch die Lagerung sogar an Qualität gewinnt. Für die Verwendung in Kirchen wurde sieben Jahre alter Kalk verlangt. Früher hatten alle Maurer und viele Maler ihre Sumpfkalkgruben.



Der Landsberger Hans Freischle (†), Jahrgang 1902, ehemaliger Landwirt und Zimmererpolier, kennt das Kalkbrennen seit seiner Kindheit. Er erzählt darüber (Zusammenfassung)¹:

In Landsberg gab es vier Kalköfen, einer bei meinem Großvater im Anwesen Sanktjohanser an der Pftettenstraße, ein weiterer war 500 Meter westlich davon. Der Kalkbrenner Schwarz hatte seinen Kalkofen südlich vom Kratzerkeller. An der Schwaighofstraße steht noch heute das Gebäude, in dem sich der Kalkofen des Kalkbrenners Bruckmair befand, den ab 1916 Sanktjohanser übernahm. Er war als letzter bis 1955 in Betrieb (Abbildung 3 bis 5). Kalköfen gab es am Lech an vielen Or-

ten, zum Beispiel in Hurlach², in Pitzling, in Mundraching und in Reichling.

Vorbereitung des Brandes

Der Kalkofen stand in einem Gebäude. Der Rauch zog beim Brand durch das Dach ab.³ Die Länge des Ofens, er war aus Ziegeln gemauert, war ca. vier Meter, die Breite ca. 2,50 Meter, die Höhe ebenfalls ca. 2,50 Meter. Die Wände waren nach oben zu etwas eingezogen. Der Grundriß war oval. Auf der Seite des Schürhauses war ein etwa einen Meter langes und ebenso hohes gemauertes Gewölbe, das den Ofen mit dem Schürhaus verband und am Schürloch in der Wand des Schürhauses endete. Vor einem Brand wurde zuerst im Ofen über einer ca. 20 Zentimeter tiefen Rinne ein „Gewölbe“ aus großen Tuffplatten und -brocken gebaut, also ein Raum für das Feuer aus zwei „Mäuerla“ mit Abdeckung. Es schloß an das gemauerte Gewölbe an. Der Bau dieses „Gwölbs“ war besonders wichtig und schwierig, es mußte das ganze Gewicht

der Steine aushalten und durfte beim Brand nicht zusammenbrechen. Den Tuff für das „Gwölbe“ holte man von dem großen Tuffvorkommen am Lech bei Kolonie Hurlach.⁴ In den Ofen stellte man dann zeltförmig Holzstangen als Feuerkanäle, um den Zug zu verbessern. Dann wurde der Ofen von oben mit „gewöhnliche Stoaner“ aus dem Lech aufgefüllt. Auf die Kiesel kam eine Abdeckung aus hartgebrannten Ziegeln in drei Lagen.

Der Brand

Für einen Brand brauchte man 30 Ster Fichtenholz; er dauerte ca. 90 Stunden, also 3½ Tage. Der Kalk war fertig, wenn die Ziegelsteine „ganz rosenrot“ geblüht haben. Die Kalksteine glühten „goldgelb“. Nach der Abkühlung wurde der Ofen durch das Feuerungsloch mit Hilfe eines Schaufelblechs ausgeräumt. Den Brantkalk – die Steine waren jetzt viel leichter und schneeweiß – lagerte man in abgedeckten Holzfässern. Beim Brand entstand auch Kalkstaub,



Abb. 2: Der Kalkofen an der Sandauer Brücke. Deutlich erkennbar ist der Holzstapel vor dem Gebäude. Im höheren Gebäudeteil befand sich der Ofen.

der als Dünger verkauft wurde und der auch zum Abdecken des Kalks in den Fässern verwendet werden konnte.

Mit scharfem Blick „geklaut“

Die Kalksteine wurden im Lechbett aufgesammelt („klaut“), oft durch Kinder. Dazu hatte man Holzkübel. Da es im Lechgeröll auch Granit und Quarz („Glasstoana“) gibt, war es nötig, die „Kalkstoana“ zu erkennen, was nicht einfach war. Die gesammelten Steine wurden auf einen von Pferden oder Ochsen gezogenen Wagen aufgeladen und zum Kalkofen gefahren. Der Lech brachte früher – vor dem Bau der Stautufen – jedes Jahr große Mengen an Geröll, besonders im Jahr 1910, wo die „Kalkstoana beim Baustadl tischhoch“ lagen. In der Stadt wurden die meisten Steine auf der Insel gesammelt. In der Nachkriegszeit mußten die Kalksteine mit Traktor und Anhänger in Lechbruck geholt werden.

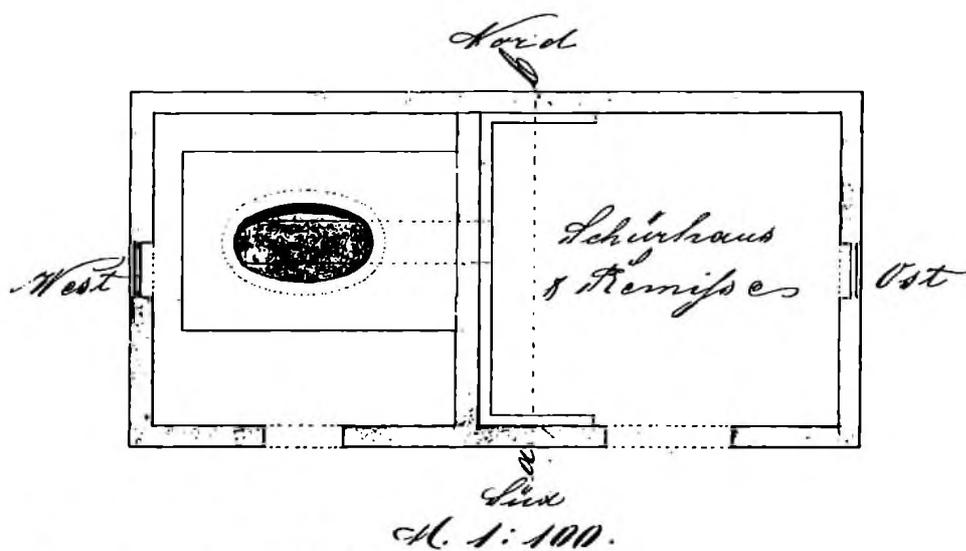
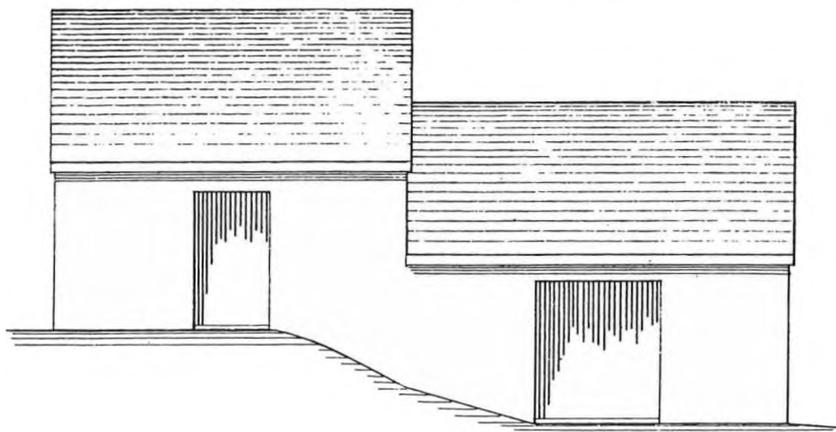
Selten ein Haupterwerb

Das Kalkbrennen war nur selten der Haupterwerb, meist waren die Kalkbrenner Bauern.⁵ Gebrannt wurde je nach Bedarf, im Jahr bis zu dreißigmal. Jeder Brand erbrachte etwa 150 Zentner Kalk. Der Kalk wurde ab Kalkofen verkauft, vom Kalkbrenner eingesumpft oder auch an die Käufer geliefert. Dazu wurden planendeckte Wagen verwendet, der Kalk durfte ja nicht mit Wasser in Berührung kommen. Ich fuhr mit dem Fuhrwerk – „es hat a Placha ghabt wie Landfahrer“ – bespannt mit zwei Pferden, in den 30er Jahren von Landsberg ins Schwäbische und verkaufte in den Dörfern den Kalk. Die 50 Zentner wurden metzenweise verkauft. Drei Metzen – ein Holzkübel mit 20 Litern Fassungsvermögen – entsprachen einem Zentner. Der Preis für eine Metze war eine Mark, der Stundenlohn lag damals bei 70 Pfennig. Ich war immer drei Tage unterwegs, kam bis Pforzen bei Kaufbeuren und bis Mindelheim oder ich fuhr über Hurlach in die Stauden. Übernachtet wurde in Dorfwirtschaften, wo es damals überall noch Fremdenstallungen gab.

Soweit der Bericht von Hans Freischle. Über Kalkbrenner in Landsberg und Umgebung konnte ich außerdem noch folgendes finden: 1611 wird anlässlich einer Auseinandersetzung über das Nutzungsrecht an den Tuffbrüchen nördlich von Sandau ein Kalkbrenner in Kaufering erwähnt.⁶ In den Spitalrechnungen tauchen „Kalkbrenner“ 1604 und 1640 auf.⁷ 1792 gibt es in Landsberg einen Kalkbrenner⁸, 1864 vier und 1886 sechs⁹; ein Hinweis auf den gestiegenen Kalkbedarf wegen des Wachstums der Stadt. Einer der Kalköfen stand an der Sandauer Brücke gegenüber dem Friedhofswärterhaus, wie eine Lithographie von ca. 1870 zeigt (siehe Abbildung 2)¹⁰. Er wurde offenbar beim Brückenbau 1884 abgebrochen.¹¹

In den meisten Dörfern am Lech gab es Kalköfen, die das Kalkgeröll des Flusses verarbeiteten. Vom Lechtal aus wurde, wie der Bericht Freischles zeigt,

Südliche Ansicht



Landsberg, d. 28. Januar 1875;

Abb. 3: Eingabeplan für den Kalkofen des Georg Bruggmeir an der Schwaighofstraße von 1875. Der Plan zeigt, daß der Kalkofen in den Hang hineingebaut wurde. Das hatte zwei Vorteile: Das umgebende Erdreich wirkte als Isolierung und von der Westseite her konnte der Kalkbrenner von oben den Ofen mit Steinen füllen. Diese Situierung an einem Hang wurde häufig angewendet, zum Beispiel auch bei dem rekonstruierten Kalkofen aus Lenggries in Glentleiten. (Vgl. Anm. 3) Das Gebäude wurde 1895 auf die heutige Größe erweitert, wobei der Ofen erhalten blieb, das Schürhaus und die Lager Räume aber durch Anbauten im Norden, Süden und Osten wesentlich vergrößert wurden.



Abb. 4: Foto des Kalkofens an der Schwaighofstraße aus den 30er Jahren – Lechseite.

ein großes Gebiet versorgt, in dem aus Mangel an Kalkgestein keine Öfen betrieben werden konnten. Der Kalkofen in Seestall neben der B 17 war noch in der Nachkriegszeit in Betrieb.

Die Kalköfen südlich von Scheuring am Mühlbach kommen in der Sage vom „Kalkofenweiblein“ vor.¹¹ Das war die eitle Frau des Kalkbrenners, die auf dem Weg nach Scheuring die „Läutbrote“ – Abgaben an den Mesner – an einer schmutzigen Stelle auf den Boden legte, um ihre schönen roten Schuhe nicht zu versauen“, und die zur Strafe für diesen Frevel nach ihrem Tod umgehen mußte.

Anmerkungen

- ¹ Einige Ergänzungen stammen von Sebastian Sanktjohanser, der als Letzter den Kalkofen in der Schwaighofstraße betrieb.
- ² Vergleiche Landsberger Geschichtsblätter 1952, S. 23.
- ³ Der neuerbaute Kalkofen im Bauernhofmuseum Glentleiten steht frei. Er hat – wie die meisten der neueren Öfen – einen Kamin. Vgl. Keim, Kalkbrennen im Freilichtmuseum an der Glentleiten, Freundeskreisblätter 14/1981.
- ⁴ Durch den Bau der Staustufe überstaut.
- ⁵ Josef Bruckmair in der Schwaighofstraße bezeichnete sich allerdings als „Kalkfabrikant“, als er 1895 den Plan für das noch bestehende Gebäude einreichte.
- ⁶ LG 1914, S. 87



Abb. 5: Heutiger Zustand des ehemaligen Kalkofens an der Schwaighofstraße; im Untergeschoß des linken Gebäudeteils befand sich der Kalkofen, von der links anschließenden Rampe aus wurde er gefüllt.

⁷ Frdl. Mitteilung von Eduard Pflanz.

⁸ Krallinger, Gewerbegeschichte der Stadt Landsberg, 1886, S. 45.

⁹ Arnold, Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg, 1889, S. 160.

¹⁰ Die Lithographie entspricht dem Foto in Huber, Landsberg am Lech in alten Photographien, 1980, S. 22.

Im Matrikelbuch der Stadtpfarrkirche wird 1846 der Kalkbrenner Georg Deißenhofen genannt mit Hsnr. 257. Der genannte Kalkofen ist schon auf dem Stadtplan von 1811 unter dieser Hausnummer eingezeichnet.

¹¹ Huber, a.a.O., S. 25

¹² LG 1903, S. 11

Erinnerungen an die Jugendzeit in Landsberg 1927 bis 1936

Von Antonius Guttermann

Es sind nicht die politischen Entwicklungen und Ereignisse, die in diesen Erinnerungen über einen Zeitabschnitt von 1927 bis 1936 vom Verfasser des Beitrages behandelt werden. Hier stehen die bis heute lebendig gebliebenen ganz persönlichen Erlebnisse, Eindrücke, Erfahrungen, aber auch Begegnungen mit den Menschen jener Zeit am Ufer des Lechs im Mittelpunkt.

Mit der Versetzung meines Vaters von Memmingen nach Landsberg kam ich als 9jähriger Bub in die Lechstadt. Es war um die Jahreswende 1927/28. Von unserer Dienstwohnung im Bahnhof hatte ich einen aufregenden Ausblick auf die vielen abfahrenden und ankommenden Züge. Die Dampflokomotiven machten schon ab 5 Uhr morgens einen unbeschreiblichen Krach. Sie schnauften und pusteten, stießen Dampf und Rauch aus und besonders der Heizer vom Frühzug setzte den ganzen Bahnhof unter dicke Rußwolken. Er mußte seine Lokomotive gehörig aufheizen, um die bergige Strecke hinauf nach Schongau zu bewältigen.

Der Bahnhof lag auf der westlichen Seite des Lechs, wo mehr mit schwäbischem Akzent gesprochen wurde. In der Stadt jenseits der Lechbrücke sprach man das fremde Bayerische und so hatte ich anfangs doch erhebliche sprachliche Schwierigkeiten, zumal die Eisenbahner sogar französisch parlierten: „Die Passagiere gingen von der Bahnhofrestauration über den Perron in die Waggonen, wo ein Kondukteur in den Coupés die Billets kontrollierte.“ Adieu, du schöne schwäbische Mundart.

Der Bahnhof war das Zentrum des Personen- und Güterverkehrs für die Stadt und die Umgebung. Die Züge verkehrten auf die Minute genau, denn Pünktlichkeit war oberstes Gesetz. Radiozeit gab es noch nicht; die genaue Zeit kam per Morsetelegraph aus Kaufing und wanderte dann über die Taschenuhr meines Vaters hinauf zum Uhrwerk auf dem Speicher des Bahnhofs und zu den zwei Zifferblättern der Bahnhofsuhr. Nicht nur die Passanten und Reisenden hatten so die genaue Zeit, sondern auch der Mesner Weingartner von St. Katharina konnte seine Kirchturmuhre genau einstellen. Allerdings gab es auch Pannen; nämlich dann, wenn ich wieder einmal verges-

sen hatte, das große Uhrwerk unterm Dach im Auftrag meines Vaters aufziehen. Dann half nur eine schnelle Korrektur mit einem Blick aus der Dachluke hinüber auf den Kirchturm, und schon hatten wir in Landsberg wieder genaue Zeit.

Jeden Tag, bei Wind und Wetter, kamen die Boten von den umliegenden Dörfern mit ihren Rössern und Planwagen und brachten Stückgut zum Güterbahnhof, denn Autos und Busse gab es damals nur vereinzelt. Die Postler karrten ihre Päckchen und Briefsäcke mit einem Handwagen zum Zug, und angekommene Pakete wurden mit einem Kastenwagen mit Schimmel ausgefahren. Ich erinnere mich auch an den Fischhändler Nieberle, der seine Fische in einem Weidenkorb per Expreß bekam und sie auf der Lenkstange seines Fahrrads in die Stadt zu seinem Laden in der Schulgasse brachte, oder an die Landfrauen vom Bodensee, die mit Körben voller Kirschen unseren Leiterwagen für den Transport zum Markt auf dem Hauptplatz ausborgten.

Als ich meinen ersten Erkundungsgang zur Stadt machte, stand ich stauend auf der Lechbrücke mit den hohen Eisengeländern. Der Lech war fast völlig zugefroren, denn der Winter 1927/28

war bitterkalt. Auf der Eisdecke standen vermummte Männer und sägten Eisblöcke heraus – für die Kühlkeller der Waitzingerbrauerei. Am Ufer im Kratzergarten stand ein großer „Eisgalgen“.

Beeindruckend war der schöne Hauptplatz. Seltsamerweise mußten alle Fuhrwerke auf der steilen Bergstraße auf der linken Seite fahren. Verwundert blickte ich im Vorderanger auf die Inschrift auf einer Hauswand: „Café Guttermann“. So mancher Landsberger erinnert sich noch an dieses Café im Vorderanger 207 – heute Bekleidungs- haus Hecht. Doch als ich im Januar 1928 diese Aufschrift entdeckte, da wußte ich noch nicht, daß meine Vorfahren schon seit 1400 in der Stadt als Bürger gelebt haben. Zwei waren Siegelzeugen. Sie wohnten beim Bäckerturm, in der Ledergasse und in der Bruder- gasse. Sie waren Weber, Totengrä- ber, Pfarrer und Gastwirte. Der letzte Guttermann, der Cafetier Franz-Xaver- Josef, der Besitzer des „Café Gutter- mann“, hat die Stadt 1902 verlassen. In seinem Lokal ist vor genau 100 Jahren der Landsberger Alpenverein gegründet worden.

Ich aber hatte als neunjähriger Junge andere Sorgen: Noch im Januar begann für mich das neue Schuljahr in der Knabenschule hinter dem Schmalzturm. Ich bekam den gestrengen Hauptlehrer Greiner und dann den liebenswerten Hauptlehrer Breu. Später kam ich zu- sammen mit meinem Schulfreund Mül- ler-Hahl hinauf auf die Anhöhe in die Realschule. Jeden Tag machten wir den Schulweg über die Lechbrücke, vorbei am Fischer Meindl und dem Bäcker Ehelechner gegenüber, wo man für ein Fünferl einen „Amerikaner“ oder für 3 Pfennig eine Semmel kaufen konnte – durch eine Luke im Schaufenster. Dann



Die einstige Floßgasse (Lange Fahrt).



Ein „Eisgalgen“ am Lechufer beim Kratzergarten.



Der Bahnhof Landsberg etwa um 1920; im Hintergrund ein Blick auf die Altstadt.

der kleine Laden des Krämers Ott, wo man für Vater den Schnupftabak holte. Beim Zirnheld, neben Schindler, kaufte Mutter die Kolonialwaren. Wir Buben holten beim Kistler gegenüber vom Goggl 1 Heft oder 1 Löschblatt, worauf dieser mit „Uk, uk, so ein G'schäft, so ein G'schäft!“ die Pfennige kassierte. Seine Frau Annele saß stets neben dem großen Kanonenofen und weinte leise vor sich hin, von mehreren Katzen umringt. Nebenan stand meistens der Bader Lutzenberger vor seinem Frisörladen, – wenn er nicht gerade bei der Prominenz der Stadt Blutegel setzte oder im Krankenhaus behilflich war. Abends am Stammtisch soll er dann geönt haben: „Heit hab i und der Dr. Müller wieder einen operiert!“

In der Gastwirtschaft „Glocke“ gastierte manchmal ein Kasperle-Theater, und es wurde von riesigen Weinkellern im Hinterhof gemunkelt. (Laut Heimatforscher Eduard Pflanz waren dort seit 1778 die Kellerlager des Weinwirts und Bräuers Franz Josef Kloo, später Braun und Welker). Am Hotel Goggl, Landratsamt und Leder-Gerber Salcher vorbei kam man zum Ofensetzer Albert Neubrand. Dieser war von uns Buben bewundert wegen seines kleinen Autos auf dem Kopfsteinpflaster vor seinem Haus. Es war ein sogenanntes „Kommisßbrot“, Marke Hanomag.

Mein Schulweg führte dann weiter: Bazar Weber, Gasthaus Donisl, Bäcker Hiller und Metzger Knoll. Oben am Schmalztor war das Schreibwarengeschäft Verza. Der Prinzipal stand mit wehendem Bart vor der Tür, während der eifrige Ladenchef Suppmann uns die Schreibfedern verkaufte. Auf der an-



Schimmel ziehen den Kastenwagen der Post.

deren Seite des Schmalztors hatte Rauch Beppi ihren Stand mit Erdnüssen und Johannisbrot. Von hier führte uns ein Durchgang zur Bergstraße hinauf.

Wenn wir zum Turnen von der Realschule hinunter zum kleinen Exerzierplatz rannten (heute unterirdischer Parkplatz), dann kamen wir am Vorderanger beim Fischer-Schmied vorbei, wo manchmal eine erlegte Wildsau mittels eines glühenden Eisens von ihren Borsten befreit wurde. Der bestialische Gestank, der sich über das ganze Stadtviertel verbreitete, störte damals niemanden. Es gab noch weitere 4 Schmiede in der Stadt. Sie haben nicht nur die Pfer-

de beschlagen, sondern auch die Wagen und die Landmaschinen der Stadtbauern, ja sogar Fahrräder repariert. Die Stadtbauern hatten ihre fetten Getreide- und Rübenfelder im Bayerischen oben auf dem Berg und die mageren Heuwiesen und steinigen Kartoffelfelder „schwabseits“ im Westen der Stadt.

Die Straßen der Stadt waren gepflastert und die Landstraßen mit einer wassergebundenen Kiesdecke gewalzt. Staub und Schlaglöcher waren üblich und selbstverständlich, aber es gab ja noch nicht die vielen und schnellen Autos. Wenn sich die Autos und die Motorräder am Sonntagabend wegen des Linksverkehrs am Schmalztor stauten,



dann trat einer der beiden Schutzleute in Aktion: Schutzmann Leitenstorfer oder Schmid. (Linksverkehr deshalb*, weil die alte Bergstraße nach links hing und die Fuhrwerke vor allem im Winter am linken Randstein den Berg hinunterrutschen mußten.) Für die Zucht und Ordnung im Landkreis sorgte und genügte damals ein einziger, drahtiger Gendarmerieoberwachmeister, der mit Fahrrad und Rucksack ausgerüstet von Dorf zu Dorf fuhr und abends zur „Schandarmerie“ in der Katharinenstraße zurückkam.

Ein Unikum war der Fuhrunternehmer Bock, der täglich von der Kiesgrube an der Schongauer Straße den Kies zu



Warnschild mit Totenkopf: Bis zum Bau der „Neuen Bergstraße“ war auf der steilen und schmalen „Alten Bergstraße“ Linksverkehr vorgeschrieben.

den Baustellen brachte. Dabei war er mit seinen Rössern in lautem und andauerndem Zwiegespräch, und wenn er an der Katharinenkirche vorbeifuhr, hat er besonders laut alle Heiligen und die 14 Nothelfer angerufen. (Auch um den Pfarrer Hörmann zu ärgern.) Wenn er nicht gerade Kies fuhr, dann hatte er eine „Leich“ oder aber er kutscherte ein Hochzeitspaar mit Zylinder und mit Schimmeln zum Standesamt.

Unvergessen ist auch der Stadtpfarrer Hörmann von St. Katharina. Bekannt und beliebt war er nicht nur wegen seiner deftigen Predigten beim Militärgottesdienst, sondern er war auch ein passionierter Schafskopf-Spieler oben am Kasernenberg im Zederbräukeller. Seine ganze Leidenschaft aber war das Reparieren alter Uhren für seine Pfarrkinder. Und wenn er dann trotz heftiger Stoßgebete nicht mehr weiterwußte, dann mußte ihm sein 15. Nothelfer, der

* Der Linksverkehr auf der Alten Bergstraße war auch darin begründet, daß die Fuhrleute die Radbremsen, links neben dem Fuhrwerk gehend, festkurbelten. D. Red.



Linksverkehr auf der Alten Bergstraße.

Uhrmachermeister Sedelmayer vom Vorderanger, die Rädchen für ein „Vergelts Gott“ wieder zusammenfügen.

Das erste Radio habe ich beim Gerichtsvollzieher Freiburger in der Spöttinger Straße bewundert, aber Fernsehen war völlig unbekannt.

Im Zederbräu gab es ein Kino. Ich erinnere mich an den Film „Quo vadis?“, schwarz-weiß mit Vertonung, aber das erste Kino hat schon 1914 der Photograph Josef-August Hirschbeck eingerichtet, und er soll dabei höchst persönlich die Klavierbegleitung besorgt haben. Aber auch später nach dem Ersten Weltkrieg 1921 hat es im ehemaligen Café Guttermann ein Kino mit Klavier gegeben.

Für uns Buben war Landsberg ein großer Abenteuerspielplatz. Wir waren damals vier Tonis: Kink, Salcher, Zierer und Guttermann, sowie meine Freunde Bernhard Müller-Hahl, Erich Wohlge-

schaffen und Gerdi Bergmann. Der eiskalte, reißende Lech mit seinen warmen Altwassern und Weihern im Süden der Stadt war besonders beliebt; oder der Englische Garten, der jetzt genau 200 Jahre alt geworden ist, war für uns ein großer Spielplatz. Besonders begehrt waren die großen Äpfel aus Deible's Garten daneben. Zum Baden gingen wir über die Floßgasse (Lange Fahrt) hinüber auf die Insel und überquerten den Lech unter den Wasserfällen des Wehrs.

Im Winter hatten wir zum Schlittschuhlaufen die zugefrorene „Sulz“ (ein Weiher in den südlichen Lechauen), die Eisbahn auf dem Papierleck oder die „Kunstlaufbahn“ hinter dem Café Ebert in der Katharinenvorstadt. Schifahren lernten wir auf der Pflatschbräuwiese oder auf den Hängen westlich der Stadt. Die Schier hatten noch keine Stahlkanten und die Bindung war aus Lederrie-

men. Beim Wagner Ries nahe Mühlbacheinlauf konnte man die Bretter unter Dampf nachbiegen und die Furche in der Gleitfläche nachhobeln lassen. Gleich nebenan hatte das Ehepaar Schlecht ein gutgehendes Spezialgeschäft, wo der feine Herr seine weißen, aufgeknöpften Stehkragen und die Manschetten sowie die Frackbrüste stärken und aufbügeln lassen konnte. Um die Ecke, in der Salzgasse, beim Metzger Heckmeier gab es für ein Zehnerl eine Scheibe heißen Leberkäs. Gegenüber war der Tandler mit dem seltsamen Namen „Fanderls Witwe“. Dankbare Kunden dieses Altwarenhändlers waren auch die Pensionatsschüler von Direktor Hipper und Schuster (Diepf); konnten sie doch in diesem Laden vor den Ferien gegen Abgabe alter Kleidungsstücke oder sonstiger Raritäten ihr Taschengeld aufbessern.

In den Ferien fuhren wir mit den Rädern an den Ammersee, den Pilsensee oder zu unseren Verwandten aufs Land, und wenn wir dann wieder in die Schule mußten, dann hatte der Pedell, der „Pudel“, wieder alle Fußböden in den Klassen frisch eingeeölt und die Tintenfäßchen in den Bänken nachgefüllt.

Über die Lehrer könnte man viel schreiben. Wer schmunzelt nicht, wenn er die Namen Dr. Eder, Denkscherz, Gradmann, Seeberger, Büglmeier und Listl hört? Es war schon fast eine Rarität damals und kaum zu glauben, daß wir sogar einen protestantischen Pfarrer an der Schule hatten, namens Kleinknecht; aber ich erinnere mich noch genau an seine Ohrfeige, weil ich mit den blonden Zöpfen seines Töchterleins Heidi das Tintenglas umgerührt habe. Jeden Donnerstag frühmorgens mußten wir in die Schülerrmesse, wo man die Gelegenheit wahrnahm, die von Wohlgeschaffen gemachten Schulaufgaben noch schnell abzuschreiben.

Wir musizierten im Schulorchester und später ganz selbstverständlich auch im HJ-Orchester, und ebenso selbstverständlich sangen wir Buben im Kirchenchor. Politik interessierte uns offensichtlich recht wenig. Meine Geige und das Cello kauften die Eltern beim Geigenbauer Kramer im Hinteranger 341, wo dieser im ersten Stock seinen diversen Berufen nachging. Er war nämlich hauptberuflich Apotheker und nebenbei Maler, Erfinder und Instrumentenbauer. Nach dem Schulabschluß teilte ich das Schicksal meiner Generation, die von dem Geschehen des Zweiten Weltkriegs betroffen war. Traurig genug, daß wir dabei viele unserer Schulfreunde verloren haben: Bach Biz, Falkner Feri, Salcher Toni, Zierer Toni, Bobinger, Graf, Rieger, Loibl und Braml Georg sind gefallen. Ich habe den Krieg als Fliegeroffizier mit viel Glück heil überlebt und konnte in Münster/Westfalen eine neue Existenz aufbauen.

Wenn man nach Jahren wieder nach Landsberg zurückkommt, dann werden die Erinnerungen wieder wach und die alten Türme, Mauern und Ecken grüßen wie vertraute Freunde aus der Jugendzeit. Dank all denen, die sich für die Erhaltung der historischen Substanz der Stadt einsetzen und uns die Erinnerung an unsere Heimatstadt erhalten.

Landsberger Lichtspiele
früher Café Guttermann
== gegenüber dem Kristelner ==

An das kinobesuchende Publikum!

mit dem heutigen Tage hat die

Landsberger Lichtspiele

auswärtigen Kassenbesitzer und wird es mein ständiges Ziel sein, nur überaus feine und interessante Filme zur Verfügung zu bringen. Ich bitte, mich durch zahlreiches Besuch in meinem neuen Unternehmen unterstützen zu helfen.

Landsberg a. L., am 1. Januar 1933

Oskar Ebersberger.

Samstag den 1. und Sonntag den 2. Januar

Beginn jedesmal nachmittags 3 Uhr

Jagd nach d. Glück

Symbolisches Filmschauspiel in 8 Akten.

Zum Todlachen! Zum Todlachen!

●●●● LIEBESSCHÜLER ●●●●

Gut geheiztes Lokal "100 00" Gut geheiztes Lokal



Das einstige Café Guttermann im Vorderanger (oben links) um 1900. Heute ist hier das Bekleidungshaus Hecht. In dem Café wurde vor einhundert Jahren der Landsberger Alpenverein gegründet. – Bild rechts: Publikum vor dem Kino-Eingang am Zederbräu.



Abschlußfeier der Realschule 1936 – obere Reihe: Lorenz, Wohlgeschaffen, Schellhorn, Guttermann, Rieger, Achmüller, Grab, Bobinger, Kink, Henglein, Götz, Pfeiffer; unten: Falkner, Bergmann, Conrad, Müller-Hahl, Höflinger (spätere Ehefrau von Müller-Hahl), Hamberger, Loibl, Herrmann. Bernhard Müller-Hahl war von 1958 bis 1984 Landrat für den Kreis Landsberg (gestorben 1985).

Fliegerschicksale im Sommer 1944

Die mutige Tat des Rotter Bürgers Alois Friesenegger

Von Josef Köttner

Rott a. Lech und Holzhausen am Ammersee sind geographisch knapp 20 km voneinander entfernt. In welchem Zusammenhang können beide Orte genannt werden? Die Antwort: Durch einen Flugzeugabsturz. Der Vorfall ist unabhängig voneinander in beiden Orten nur mehr bruchstückhaft durch Zeugen bekannt. Durch Nachforschungen, bei denen der Zufall mit eine Rolle spielte, wird der Zusammenhang erklärbar und für den Chronisten von Bedeutung. Der Vorfall steht im Gegensatz zu jenem aus dem Film „Der Krieg der Bomber“, wo eine abgesprungene Bomberbesatzung von aufgebracht deutschen Bürgern bis auf einen Überlebenden erschlagen wurde.

Mein Interesse wurde anlässlich dienstlicher Verrichtungen in Rott geweckt, als mir von einem amerikanischen Fliegersoldaten berichtet wurde, der da eines Tages im Spätsommer 1944 aufgetaucht war. Der Offizier der USAF Graham E. Milner hatte sich bis zu einem Feldstadel bei Rott durchgeschlagen. Es ist rührend, wie Frau Pfisterer aus Rott schildert, mit welcher Vorsicht der Pilot daranging, Kontakt aufzunehmen. Frau Pfisterer befand sich damals als 14-jähriges Mädchen allein mit ihrem Strickzeug auf der Weide beim Kühehüten, als sich von dem in einiger Entfernung stehenden Stadel eine Gestalt löste und andeutete, mit ihr sprechen zu wollen. Frau Pfisterer erschrak, lief ins Dorf und berichtete den Vorfall ihrem Vater Alois Friesenegger, Jahrgang 1892. Hunger und Durst ließen dem Amerikaner keine weitere Wahl mehr für übervorsichtiges Verhalten. Er mußte sich etwas zu essen verschaffen. Und er hatte Glück, denn Alois Friesenegger holte den Amerikaner zu sich, versorgte ihn mit Lebensmitteln und verbarg ihn in einem Nebenraum seines Anwesens; Glück auch deshalb, weil der Amerikaner ja nicht wußte, ob man ihn verraten oder ob sein Aufenthalt geheim gehalten würde. Und die Rotter hielten dicht. Und wiederum Glück deshalb, weil Alois Friesenegger als Altsozialdemokrat mit der damaligen Führung wegen seiner politischen Einstellung etliche Male Schwierigkeiten gehabt hatte und gerade noch am KZ vorbeigekommen war.

Alois Frieseneggers Ansinnen war nun, den Naziführern eins auszuwischen. Gelegenheit dazu hatte er durch den Amerikaner. Er fütterte ihn über eine Woche lang, bis er wieder bei Kräften war, besorgte ihm Zivilkleidung und ein Fahrrad. Beide radelten nun in Nacht- oder Dämmerungsetappen bis nach Dornbirn am Rhein. Der Schweiz und damit der Freiheit für den Amerikaner ansichtig, verabschiedeten sie sich.

Alois Friesenegger fuhr zurück nach Rott in der Meinung, das gefährliche Fluchtunternehmen sei gelungen. Dem war aber nicht so, wie sich nach dem Krieg durch Aufnahme eines Briefwechsels herausstellte. Bei Dornbirn wurde der Amerikaner gefangengenommen und in ein Lager nach Westdeutschland gebracht. Er überlebte unversehrt, ohne seinen Unterkunftsbieter und Fluchthelfer verraten zu müssen. Graham E. Milner wußte um die gefährliche Hilfsbereitschaft gegenüber Soldaten der damals verfeindeten Mächte. In einem lang andauernden Briefwechsel und durch Übersendung von Geschenkpaketen erwies er der Familie Friesenegger seine Dankbarkeit. Leider sind die Briefe verlorengegangen. Alois Friesenegger ist 1961 verstorben.

Im Kontakt mit dem Augsburger Historiker Hans Grimminger konnte dann der Zusammenhang Holzhausen - Rott geklärt werden. Eine Bombergruppe der XV. USAAF griff am 12. September 1944 die militärischen Anlagen von Lagerlechfeld an. Standort der B-17 G – Fliegende Festungen – war Celone in Italien.

Durch Aufklärung war auf alliierter Seite natürlich bekannt, daß in Lechfeld ein Einsatzkommando mit Düsenjägern vom Typ Me 262 stationiert war. Lt. Alfred Schreiber erzielte nämlich am 26. Juli 1944 den ersten Luftsieg mit einem Düsenkampfflugzeug. Sein Opfer war eine Mosquito, ein zweimotoriger schneller Jagdaufklärer. Schreiber verunglückte aber am 26. 11. 1944 beim Landeanflug auf Lechfeld tödlich. Am 8. August 1944, also knapp fünf Wochen vor dem Angriff des B-17-Verbandes, konnte Lt. Weber, von Lechfeld aus gestartet, über dem Ammersee ebenfalls eine Mosquito abschießen.

Nach dem Angriff der B – 17 G am 12. September um ca. 14 Uhr, so erinnern sich Zeugen, lösten sich aus einem

der Flugzeuge des zurückfliegenden Verbandes weiße Punkte – eine Reihe von Fallschirmen – die größer werdend niederschwebten. Plötzlich gab es einen grellen Blitz. Das durch Flaktreffer beschädigte Flugzeug explodierte und regnete nach dem Absturzbericht und Zeugenbestätigung in Einzelteilen am südlichen Ortsrand von Holzhausen beiderseits der Bahnlinie bis hin zum Seeufer und noch in den See herab. Dieses Flugzeug mit seiner 10 Mann starken Besatzung von der 774 Squadron, 463 Group, 5. Wing mit der Werks-Nr. 44-6417 ereilte hier sein Schicksal.

In dem Absturzbericht taucht jetzt unser Flieger aus Rott auf, Pilot 2nd./Ltd. Graham E. Milner. Sein Co-Pilot Ltd. W.K. Thayer, sein Funker T/Sgt. H. Hermann und sein hinterer Bordschütze S/Sgt. M.P. Pakosz kamen dabei ums Leben. Der Navigator Ltd. M.M. Seruya, der Bombenschütze Ltd. P.J. Weitz, der Bordmechaniker T/Sgt. G.L. Kelley, die Bordschützen für unten, rechts und links, S/Sgt. R.R. Simms, S/Sgt. G.W. Guderley und T/Sgt. E.N. Rempelakis, gerieten in Gefangenschaft.

Eines der drei getöteten Besatzungsmitglieder war noch lebend mit dem Fallschirm im Ammersee gelandet. Er wurde von einem Fischer geborgen. Vermutlich durch Unterkühlung oder Erschöpfung ist er auf der Fahrt zum Ufer im Kahn verstorben. Ein weiteres Besatzungsmitglied lag tot – sein Kopf war abgetrennt – in einem Garten. Über den dritten Toten ist nichts genaueres bekannt. Vermutlich ertrank er und wurde ebenfalls aus dem See geborgen. Ein Verletzter, der in der Nähe vom unteren Seeholz in sumpfigem Gelände landete, wurde von einem Motorradfahrer abtransportiert. Die drei toten Flieger wurden in Holzhausen eingesargt und im Friedhof beigesetzt. Nach dem Krieg hat man sie umgebettet.

Zum Glück kamen damals Angehörige der Familien Braun und Papperger und andere Personen aus Holzhausen – mit Heuarbeiten beschäftigt – nicht zu Schaden, obwohl die Trümmer weit von ihnen aufschlugen. Dieser Bericht ist also ein Teil der Geschichte zweier Orte aus jener schrecklichen Zeit der letzten Kriegsjahre, der Generation, die es miterlebte, zur Erinnerung; den Chronisten zur Vermittlung für kommende Generationen.

Urkunden besiegeln Partnerschaft zwischen Landsberg und Waldheim

Ein Brückenbau von „Romantik am Lech“ zur „Perle des Zschopautales“
Beide Städte profitierten einst aus dem einträglichen Salzhandel

Städtepartnerschaft zwischen Landsberg (Bayern) und Waldheim (Sachsen). Am 15. Juni 1991 konnten im Landsberger Rathaus die Urkunden unterzeichnet werden. Für die Stadt am Lech die fünfte Städtepartnerschaft, zudem von besonderer Qualität und Bedeutung. Sie gilt es nun – wie bisher schon in Ansätzen erkennbar – auch zwischen den Bürgern in Bayerns Landsberg und Sachsens Waldheim mit Leben zu erfüllen, Brücken von Herz zu Herz zu schlagen, im Bewußtsein der Gemeinsamkeit. Wir veröffentlichen hier die Ausführungen des Waldheimer Chronisten Heinrich Weissling und des Landsbergers Walter Drexl, Forum für europäische Begegnungen, wie sie während des Festaktes vorgetragen wurden.

I.

Von Heinrich Weissling, Waldheim

Ich habe den ehrenvollen Auftrag, anlässlich der Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde in Landsberg über die Gründung und die Geschichte Waldheims zu sprechen.

Zunächst aber möchte ich mich herzlich für die Einladung bedanken. Ich bin erst seit einem Tag in Landsberg, aber schon ist mir bewußt geworden, daß ich bereits früher hätte kommen sollen, um Ihre schöne Stadt kennenzulernen. Ich werde das sicher früher oder später nachholen.

Bevor ich jetzt auf die Entstehung Waldheims näher eingehe, möchte ich gern mit Ihnen einen Blick in die Zeit vor der Gründung unserer Heimatstadt werfen. Bodenfunde liefern eindeutige Beweise, daß das Gebiet seit vielen tausend Jahren bewohnt war, aber über die Menschen, die da lebten, wissen wir nur sehr wenig. Um die Zeitenwende erstreckte sich östlich vom Rhein und nördlich der Donau bis hin zur Weichsel Germanien. Die Römer verstanden darunter das benachbarte Gebiet im Osten, wobei über die Stammeszugehörigkeit der dort lebenden Völker nichts ausgesagt wird.

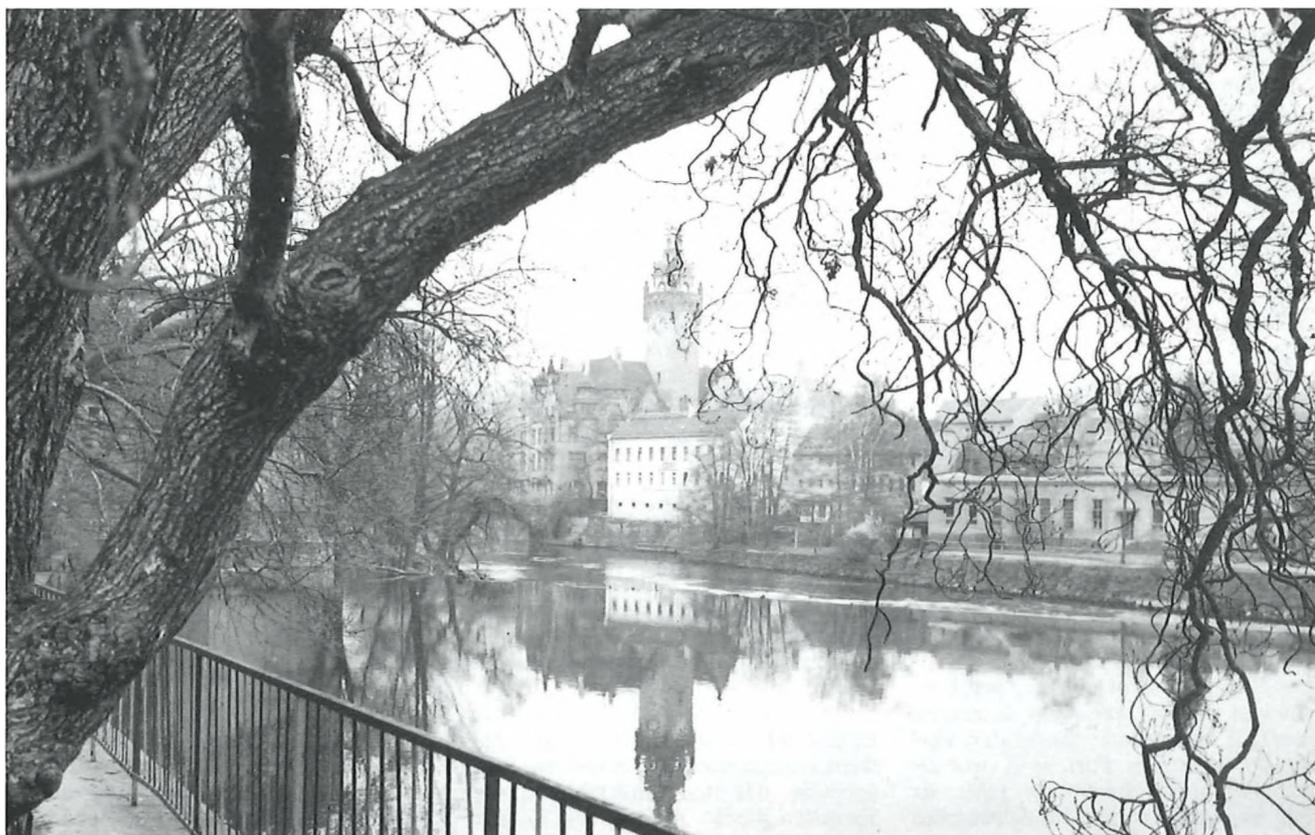
Im Laufe der nächsten Jahrhunderte kamen Burgunder, Thüringer, Sachsen und andere germanische Stämme in unser Gebiet, zugleich aber war seit dem 4. Jahrhundert durch die Völkerwanderung eine beständige Abnahme der Bevölkerung zu verzeichnen. Zu einer völligen Siedlungsleere kam es jedoch nie,

denn aus dem Osten und Süden rückten seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts – meist auf Druck anderer Völkerschaften – slawische Ackerbauern in die Freiräume nach.

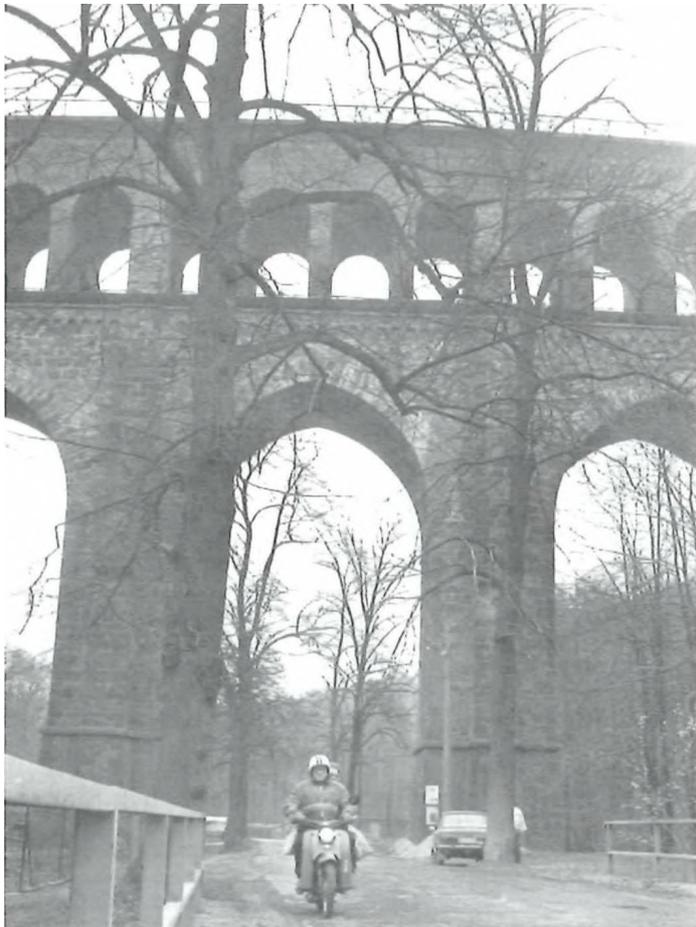
Drei Jahrhunderte später vollzog sich eine Bevölkerungsverschiebung in gegengesetzter Richtung – jetzt aus dem Westen nach dem Osten. Der Widerstand war diesmal weit größer als im 6. Jahrhundert, und erst nach der Errichtung der Feste Meißen im Jahre 929, der Festigung der Macht durch Heinrich I. und der Schaffung des Bistums Meißen durch Kaiser Otto konnte die Zugehörigkeit der Mark Meißen zum deutschen Staatsgebiet gesichert werden.

Deutsche Siedler neben Slawen

Die slawischen Siedler bevorzugten fruchtbares, leicht bestellbares, flaches Land. Das hügelige und zudem dicht bewaldete Gebiet um Waldheim eignet sich für den Ackerbau weniger. Die Siedler unseres Gebietes trafen vorwiegend erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein. Getragen wurden die Siedlerströme auch vom Kreuzzugsgedanken gegen die größtenteils noch nicht christianisierten Slawen.



Landsbergs Partnerstadt Waldheim, die Perle des Zschopautales. Auch hier ist im Hintergrund das Rathaus zu sehen.



Über mächtige Viadukte führen wichtige Verkehrsadern zur Erschließung des Waldheimer Raumes.

Waldheim und die umliegenden Dörfer und Städte haben fast ausnahmslos deutsche Namen, ein Indiz dafür, daß hier neue Siedlungen auf gerodetem Land entstanden. Die Kolonisten kamen vorwiegend aus Franken, Niedersachsen und dem Flämischland. Ortsnamen wie Frankenberg, Sachsenburg oder Flemmingen belegen das.

Waldheim liegt an dem Fluß Zschopau, an einer einstigen Salzstraße, die von Halle kommend über Böhmen führte. Da es hier eine günstige Furt zur Durchquerung des Flusses gab, bot sich der Ort als Siedlungsstelle an. Die Wichtigkeit des Überganges machte den Schutz der Furt erforderlich. Zu diesem Zweck entstand eine Burg, und rings um sie siedelten sich die ersten Bewohner an.

Über die genaue Gründungszeit gibt es nur vage Hinweise. Eine alte Sage weiß zu erzählen, daß an der Stelle der späteren Burg in grauer Vorzeit schon ein Kloster gestanden hat, von dem aber im 11. Jahrhundert kaum noch Spuren zu finden waren.

Auch für den Namen Waldheim gibt es verschiedene Deutungen. Manche Forscher glauben, ein Ritter namens Waldo habe hier zur Zeit des legendären Kaisers Barbarossa die Feste errichtet und dem Ort seinen Namen gegeben. Vielleicht war es auch ein deutscher Ritter, der zum Schutz der für den Verkehr so wichtigen Furt, dort wo ursprünglich nur Fischer und Jäger ihr Heim im Walde hatten, im Auftrag des Markgrafen von Meißen eine Burg erbauen ließ.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1198

Das Alter der Städte zählt man im allgemeinen nach ihrer Nennung in irgendeiner Urkunde. Sagte diese etwas über Besitzverhältnisse aus, war sie für den Eigentümer von äußerster Wichtigkeit und wurde entsprechend sorgfältig aufbewahrt. In der Stiftungsurkunde für die Kirche in Sitzendorf werden 1198 erstmals Mitglieder einer Familie von Waldheim genannt, von denen angenommen wird, daß sie die Gutsherren von Waldheim waren.

Als Stadt findet Waldheim zum erstenmal 1286 gleich in zwei Urkunden Erwähnung. In beiden wird über die Verpfändung von Städten, darunter auch Waldheim, berichtet.

Nur wenige Jahrzehnte später wird in einer weiteren Urkunde bezeugt, daß es in Waldheim bereits 1336 eine Brücke über die Zschopau gab. Sie wurde von der nächstehenden Kirche verwaltet, die für den erhobenen Brückenzoll die Brücke unterhalten und bei Bedarf instandsetzen mußte. Anfang des 14. Jahrhunderts bestand der Ort aus einer sich am rechten Flußufer entlangziehenden Straße und einer Gasse, die diese mit der Burg verband. Waldheim hatte nie Stadtmauern, aber vier Tore mit nur geringer Schutzfunktion.

Das markanteste Bauwerk der Stadt ist das im Laufe der Jahrhunderte immer wieder umgebaute und erneuerte Burggebäude, das den unterschiedlichsten Zwecken diente. Anfang des 15. Jahrhunderts ließ sich sein Besitzer unweit von Waldheim auf Kriebstein eine neue

Burg errichten und seinen Waldheimer Sitz 1404 in ein Augustinerkloster verwandeln. Um 1500 wurde die heute noch stehende Kirche in dem damaligen Klosterkomplex erbaut. Nach der Reformation wurde das Kloster aufgelöst, kam in Besitz des sächsischen Kurfürsten, der es unter großem Aufwand zum kurfürstlichen Jagdschloß und die Kirche in eine Schloßkirche umbauen ließ. Der Kurfürst selbst starb während dieser Bauphase, und das Schloß Waldheim kam 1591 mit zum Leibgedinge der jungen Kurfürstin-Witwe.

Die Spuren der Geschichte

Das Städtchen war arm und wurde vor allem von zwei Plagen heimgesucht: von häufigen Kriegen und ständig wiederkehrenden Feuersbrünsten. Im 15. Jahrhundert zogen die Hussiten wiederholt brandschatzend durchs Land. Es folgten der Schmalkaldische Krieg, der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg – um nur die großen zu nennen –, die alle schlimme Spuren im Leben Waldheims hinterließen. Die Kriege brachten Seuchen mit sich, und der allgemeinen Verarmung konnte sich auch das Schloß nicht entziehen. Viele Menschen hatten Heim und Halt verloren, zogen bettelnd und stehend durchs Land. Diese Situation zwang den Kurfürsten August den Starken, das Schloß Waldheim 1716 in ein Kursächsisches Zucht-, Armen- und Waisenhaus umzuwandeln. Später wurde es reines Zuchthaus, und als Strafvollzugsanstalt dient es heute noch.

Nach dem Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 1806 begannen mit den Napoleonischen Kriegen für Sachsen wieder schwierige und leidvolle Zeiten. Nach der Niederlage bei Jena, wo Sachsen an der Seite Preußens gekämpft hatte, litt das Land schwer durch die ihm auferlegten Kontributionen. Es trat nun dem Rheinbund bei, mußte ein starkes Bundeskontingent für die Eroberungsfeldzüge Napoleons stellen, hatte aber für den mehr oder weniger freiwilligen Flirt mit dem Korsen die Königswürde erhalten – wie Bayern schon ein Jahr zuvor. In Waldheim erreichte die Not ihren Höhepunkt im Jahre 1813, als am 5. Mai die gesamte russische Armee durch die Stadt marschierte und sich nach Gefechten mit den napoleonischen Truppen unweit Waldheims wieder zurückzog.

Nach der feudalen Neuordnung Deutschlands durch den Wiener Kongreß, der zwar den Wunsch vieler Patrioten nach nationaler Einheit und bürgerlicher Demokratie zunichte machte, folgten in Waldheim Jahre friedlicher Entwicklung und wirtschaftlichen Aufblühens.

Aufschwung durch Eisenbahn

Als Gewerbe hatten sich in unserer Stadt früh die Serpentinsteilverarbeitung, die Weberei und die Tuchmache-

rei herausgebildet. Neue Berufszweige, wie die Holzverarbeitende Industrie, die Zigarrenfabrikation, die Seifen- und Kosmetikherstellung kamen hinzu.

Diesen Aufschwung haben selbst die großen Stadtbrände nur vorübergehend gebremst. Ursache der häufigen Stadtbrände war die zu enge und feuergefährliche Stadtbebauung. Im 19. Jahrhundert wurde daher ein Bauregulativ erstellt und eine erste Bauordnung erlassen, feste Schornsteine und feuersichere Bedachungen wurden vorgeschrieben. Das bedingte eine Erweiterung der Stadt.

Zum Aufschwung trug auch der Bau der Eisenbahn mit bei. Er verlief um Waldheim besonders schwierig, weil mehrere Täler mit gewaltigen Viadukten überspannt werden mußten. Ganz augenfällig spiegelt sich der Aufschwung und der Aufbau in Waldheim auch an der Zahl seiner Einwohner wider, die sich im 19. Jahrhundert verzehnfachte.

Sein mittelalterliches Aussehen hatte Waldheim durch die häufigen Stadtbrände frühzeitig verloren. Der Wiederaufbau mußte immer schnell und möglichst billig erfolgen, wodurch keine Prachtbauten entstanden. In den Jahren des Aufschwungs in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts änderte sich dies. In dieser Zeit wurde auch unser ansehnliches Rathaus erbaut. Es ist die Zeit, in der der Jugendstil vorherrschte. Und Waldheim hatte in Hans Pinther einen Architekten und Baumeister, der sich ihm verschrieben hatte und in der Stadt zahlreiche Bauten schuf, die mehr oder weniger von Jugendstilelementen geprägt sind.

Wenn diese eigentlich beeindruckende Bausubstanz, die auch im Krieg völlig verschont blieb, heute vielfach unansehnlich und verwahrlost ist, so liegt das an der Mißwirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten, an einer falschen Steuerpolitik und an den nicht kostendeckenden Mieten.



Waldheim – im Hintergrund das Rathaus.

Die schönste Wohnburg Sachsens

Meine Damen und Herren, man kann nicht über Waldheim sprechen, ohne die Burg Kriebstein zu erwähnen, denn beide waren im Laufe der Geschichte über Jahrhunderte auf das engste miteinander verbunden. Nur knapp 3 km flußaufwärts von Waldheim erhebt sich auf steilem Fels über der Zschopau eine der schönsten und besterhaltenen Wehr- und Wohnburgen Sachsens. Begonnen wurde mit dem Bau zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Auf der höchsten Felsklippe dominiert der monumentale Wohnturm mit einer Höhe von 45 Metern. Die Burg Kriebstein dient heute als Museum und ist für jeden Waldheim-Besucher ein lohnendes Ausflugsziel.

Noch vieles könnte und sollte ich Ihnen, meine Damen und Herren, über Waldheim nennen. Ich weiß aber, daß Jahreszahlen und Faktenanhäufungen verhallen und verfliegen, deshalb will

ich sie Ihnen und mir ersparen. Viel lieber rufe ich Ihnen zu, kommen Sie zu uns, besuchen Sie Waldheim! Wir wollen Ihnen unsere Stadt gern zeigen.

Mit großer Sympathie

Zum Schluß aber gestatten Sie mir, meine Damen und Herren, noch kurz den Anlaß unseres heutigen Besuches in Landsberg, die Unterzeichnung der Städtepartnerschaftsurkunde, zu streifen. Ich sage bewußt streifen, weil ich die Würdigung der Erfolge in den Beziehungen unserer beiden Städte, den Dank an die Persönlichkeiten, die sich bei der Schaffung enger Verbindungen und kameradschaftlicher Hilfe große Verdienste erworben haben, Befugteren überlassen will. Ich habe die Ereignisse um die Partnerschaft von Anfang an mit gespanntem Interesse und großer Sympathie verfolgt und jeder, der heute offenen Auges durch unsere Stadt geht, sieht, daß ein Anfang getan ist, und mit

etwas Phantasie kann man sich schon ausmalen, daß Waldheim wieder anziehend und sehenswert ist.

Herr Oberbürgermeister Rößle hat in seinem Geleitwort, das er zu unserem Waldheim-Buch verfaßte, treffend festgestellt, daß Landsberg und Waldheim etwas Gemeinsames haben, nämlich einen sprechenden Beinamen. „Romantik am Lech“ und „Perle des Zschopauftales“ sagen in der Tat einiges über die jeweilige Stadt aus. Aber die Beinamen dürfen keine oberflächlichen Slogans bleiben. Sie sollen vielmehr neugierig machen, sollen Interesse wecken, die Partnerstadt und – was mir noch wichtiger erscheint – ihre Menschen näher kennenzulernen, denn das kann in den Herzen und Köpfen zum Zusammenwachsen unseres viel zu lange getrennten Vaterlandes entscheidend beitragen. Kommen Sie, liebe Landsberger, besuchen Sie uns, meine Damen und Herren, und seien Sie überzeugt, in Waldheim sind Sie stets ganz herzlich willkommen.

Vereint durch das gemeinsame Ziel Landsleute reichen sich die Hände

Von Walter Drexl, Forum für europäische Begegnungen, Landsberg

Lassen Sie mich einige wenige Gedanken aus der Sicht des Forums für europäische Begegnungen anfügen. Als wir vor nunmehr 17 Jahren in diesem Haus den ersten Schritt zu einer offiziellen Städtepartnerschaft wagten und die erste Partnerschaftsurkunde mit der britischen Stadt Failsworth unterzeichneten, da war der Gedanke derartiger Verbindungen über Grenzen hinweg in unserer Stadt noch neu; so neu, daß es noch einiger Anstrengungen und Mühen gekostet hat, ihn zu verwirklichen, weil wir damals, aus unserer Sicht, eine terra incognita betreten haben.

Heute wissen wir, daß wir den richtigen Weg gegangen sind in unserem Bemühen, die Freundschaft zwischen den Städten von unten her wachsen zu lassen. Von Bürger zu Bürger, von Familie zu Familie – vor allem zwischen den jungen Menschen, weil eine beständige Freundschaft etwas ist, das durch Brief und Siegel nicht geschaffen, sondern allenfalls nach außen hin dokumentiert werden kann. Und noch etwas hat uns die Erfahrung aus den zurückliegenden Jahren gelehrt: Daß es leichter ist, eine Städtepartnerschaft ins Leben zu rufen, als sie mit Leben zu erfüllen.

Die Zahl der Partnerschaften unserer Stadt ist inzwischen auf fünf angestiegen; fünf unter mehr als zweieinhalbtausend in der Bundesrepublik und 500 in Bayern, von denen wiederum 15 mit Städten in den neuen Bundesländern geschlossen worden sind. Im Mittelpunkt unserer Aktivitäten hat immer die Jugend gestanden, das Ziel, jungen Menschen Möglichkeiten zur Begegnung zu erschließen. „Begegnung“ – das ist ein sehr bedeutungsvolles Wort. Jeder sieht die Dinge mit seinen eigenen Augen. Um sich gegenseitig zu verstehen, ist es aber unerläßlich, die Dinge auch mit den Augen des anderen zu sehen – mit denen des Vaters, des anderen Geschlechts, des Freundes oder auch der Menschen in anderen Ländern. Wer sich dessen bewußt ist, der wird nicht nur zu den Menschen, sondern bald auch zu Freunden unter ihnen finden.

Die fünfte Städtepartnerschaft

Erschrecken Sie nicht, wenn ich in diesem Zusammenhang kurz die griechischen Denker bemühe. Es geht mir nicht um den Schöngest, der Idealen nachspürt, sondern darum, das Abweichende, das Besondere darzustellen, das meines Erachtens unsere fünfte Städtepartnerschaft, die Verbindung zwischen Landsberg und Waldheim, von den anderen etwas unterscheidet.

In der ethischen Besinnung auf die Freundschaft hat schon die Philosophie im klassischen Griechenland das Problem beschäftigt, ob Freundschaft daraus entsteht, daß „gleich und gleich“ sich gern gesellt, oder aber daraus, daß sich „Gegensätze anziehen“. Beides – möchte ich sagen, trifft in unserem Fall zu. Die Gegensätze sind es, die uns zunächst in Partnerschaften über die nationalen Grenzen hinweg anziehen und die es in der Idee einer Integration politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Interessen zu einer toleranten Gemeinsamkeit zu formen gilt. Nur vor ihr, von dieser Gemeinsamkeit, können die Impulse und die Kraft zur Überwindung von Vorurteilen, Argwohn oder gar Haß ausgehen.

Das „Gleich und Gleich“ sehe ich im Vordergrund der freundschaftlichen Verbindung mit den Waldheimern. Sie ist eine Beziehung unter deutschen Landsleuten, die sich mehr als vier Jahrzehnte lang fremd sein mußten und nun vor dem sozioökonomischen Problem stehen, wieder zueinander zu finden. Trotz der vorübergehend erzwungenen Gegensätze hält aber – abgesehen von der Landsmannschaft – ein Gleiches

die Partner zusammen, nämlich das gleiche Ziel eines freundschaftlichen (Wieder)Zusammenwachsens. Nach Aristoteles machen dieses Ziel im Grunde drei Fakten aus:

Das Nützliche – das Angenehme – das Gute.

Letzteres schließt die beiden anderen mit ein, denn die Guten sind sich angenehm und helfen einander!

Realitäten ins Auge schauen

Lassen Sie mich dies im Blick auf unsere Partnerschaft mit Waldheim, bildlich gesprochen, so ausdrücken: Wir haben wieder Neuland betreten, über geistig-irreale und wirkliche Barrieren hinweg. Wir sprechen die gleiche Sprache, auch wenn diese in der Vergangenheit manchmal fremd klang. Wir sind die Verwandtschaft, die entzweit worden war und sich wieder zueinander zu finden beginnt, die sich in ersten Begegnungen wieder die Hand reicht, wenn zunächst auch noch weniger zum geselligen Reigen, sondern mehr zum gemeinsamen Zupacken. Kurzum: Wir müssen zuerst die Bank und den Tisch zimmern, an dem wir dann gemütlich beisammensitzen können! Andersherum wäre es – auch wenn wir die Geselligkeit deswegen nicht beiseite stellen – genau verkehrt, denn „die Freundschaft, die der Wein gemacht, wirkt wie der Wein, nur eine Nacht“, hat einmal ein kluger Mann gesagt. Das heißt: Wir



Aus dem Jahre 1905 stammt diese mit Tiermotiven phantasievoll gestaltete Hausfront in Waldheim.

müssen vor irgendwelchen Wunschträumen erst einmal den Realitäten ins Auge schauen, sonst stellen wir plötzlich fest, daß die Wirklichkeit anders aussieht und nehmen dies nicht uns, sondern der Wirklichkeit übel, zürnen der Wirklichkeit und tun etwas, was diese nur noch schlechter macht. Das bedeutet, daß wir zunächst das Nützliche, das Materielle *mit* in den Vordergrund stellen müssen, um eine breite Basis für das Ideelle zu schaffen.

Dynastische Verflechtungen

Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten greift man bei solchen Anlässen gerne in den an Geschichtchen reichen Fundus der Geschichte zurück. Auf historische Querverbindungen zwischen Landsberg und Waldheim bin ich dabei zwar nicht gestoßen; aber an Berührungspunkten zwischen Bayern und Sachsen, die sich sinnbildlich auf unsere Partnerschaft anwenden lassen, fehlt es nicht.

Ich denke dabei gar nicht so sehr an die Vereinigung der Herzogtümer Bayern und Sachsen in der Hand Heinrich des Löwen, auf den wir auch die Gründung unserer Stadt zurückführen können, sondern mehr an die dynastischen Verflechtungen zwischen Wittelsbachern und Wettinern und die daraus resultierenden gegenseitigen Hilfestellungen.

Besonders deutlich wurde das im Siebenjährigen Krieg, als Preußens König Friedrich 1760 von der herannahenden Reichsarmee an der Belagerung Dresdens gehindert wurde und er vor seinem Abzug der unglücklichen Stadt noch seinen ganzen Zorn fühlen ließ: „Das Feuer ist so heftig gewesen und durch glühende Kugeln und Artilleriegeschosse aus Mörsern so gesteigert worden, daß die Altstadt fast gänzlich zerstört ist. . .“; so berichtete damals der Comte Maranville als Augenzeuge an den französischen Kriegsminister.

Der noch im gleichen Jahr begonnene Wiederaufbau der Sachsenmetropole, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens Deutschlands getreten war, wurde maßgeblich von der Prinzessin Josepha v. Bayern beeinflusst und geleitet. Ihr Bruder war Bayerns Kurfürst Max III. Joseph, der mit Maria Anna Sophia, der Tochter von König Friedrich August III. von Polen und Kurfürst von Sachsen verheiratet war. Dieser wiederum hatte sich im Gegenzug Maxens und Josephas Schwester Maria Antonia Walpurga als Gemahlin aus Bayern geholt. Wie Sie sehen, mangelt es auch nicht an Vorbildern für solche, noch engere partnerschaftliche Bindungen zwischen unseren Städten!

Bayerische Prinzessin ein Glücksfall

„Die bayerische Prinzessin ist für den Wiederaufbau Dresdens ein Glücksfall gewesen“, sagen die Historiker. Umgekehrt waren es die Sachsen für den bayerischen Kurfürsten Karl Theodor, als sie ihm 1796 auf seiner



Fachwerk-Optik – wie vielfach üblich – für die oberen Stockwerke.

Flucht vor den französischen Revolutionsarmeen Unterschlupf gewährten.

Am 17. Juni 1866 – also fast auf den Tag genau vor 125 Jahren – sind im sogenannten Deutschen Krieg preußische Truppen in Sachsen einmarschiert und auch Bayern hat bei dieser Auseinandersetzung Federn lassen müssen. So hat sich aus der Geschichte heraus, in der Sachsen, wenn es mit den Preußen aneinandergeriet, immer bei den Verlierern war, und in deren Verlauf es den Bayern auch kein Vergnügen bereitet hat, für Preußen zu sterben, auch eine Geistesverwandtschaft zwischen Sachsen und Bayern entwickelt. Sie zeigte sich z. B. darin, daß bayerische Gesandte, die in Berlin zur persona non grata geworden waren, in Dresden mit besonderer Freude aufgenommen worden sind. Auch das ist überliefert: Als der Freiherr v. Rudhart, der wegen seiner besonderen Fähigkeiten von Bismarck selbst als Vertreter Bayerns in Berlin gewünscht worden war, beim Eisernen Kanzler in Ungnade fiel, da hat man ihm in Dresden als Gesandten in Sachsen einen extra herzlichen Empfang bereitet.

Das Geben und Nehmen zwischen unseren Ländern hat sich immer die Waage gehalten. Ich möchte als ein Beispiel aus der jüngsten Zeit nur daran erinnern, daß die Auto Union, einer der

renommiertesten Vertreter in der Geschichte des Automobilbaues, aus Zwickau und Chemnitz nach Bayern gekommen ist. Und ich glaube auch das sollte hier nochmals erwähnt werden, daß sich der gegenwärtig gefeierte Landsberger Fluggpionier Alois Wolfmüller, dessen Name ohne weiteres in einem Atemzug mit Otto Lilienthal genannt werden kann, sein theoretisches Rüstzeug einst in Sachsen geholt hat.

Jetzt sind *wir* beim Geben wieder ein bißchen mehr am Zuge. Ich möchte daher der nicht langen Rede noch kürzeren Sinn mit zwei treffenden Zitaten zusammenfassen. Nicht, weil sich das zum Abschluß immer gut macht, sondern weil sich mit ihnen unsere Bereitschaft zur Mithilfe an der Neugestaltung des Lebens *in* und an der Ausgestaltung der freundschaftlichen Bindungen *mit* Ihrer Stadt besonders plastisch umschreiben läßt:

Liebe Waldheimer, wir halten es in diesem Fall nicht mit dem letzten sächsischen König, der 1918 seinen Landeskindern das Feld mit den Worten überließ: „Macht euern Dreck alleine!“ Wir versichern Ihnen vielmehr eine Anlehnung an Shakespeare, wenn er sagt:

„Wozu hätten wir Freunde nötig, wenn wir sie nie nötig hätten!“

Ein Ort zur Besinnung und Begegnung der Bürger

Neugestalteter Platz mit Brunnen vor der Landsberger Christuskirche

Ansprache bei der Segnungsfeier für den neugestalteten Kirchplatz der Evangelischen Kirchengemeinde Landsberg am Lech am 23. Juli 1991.

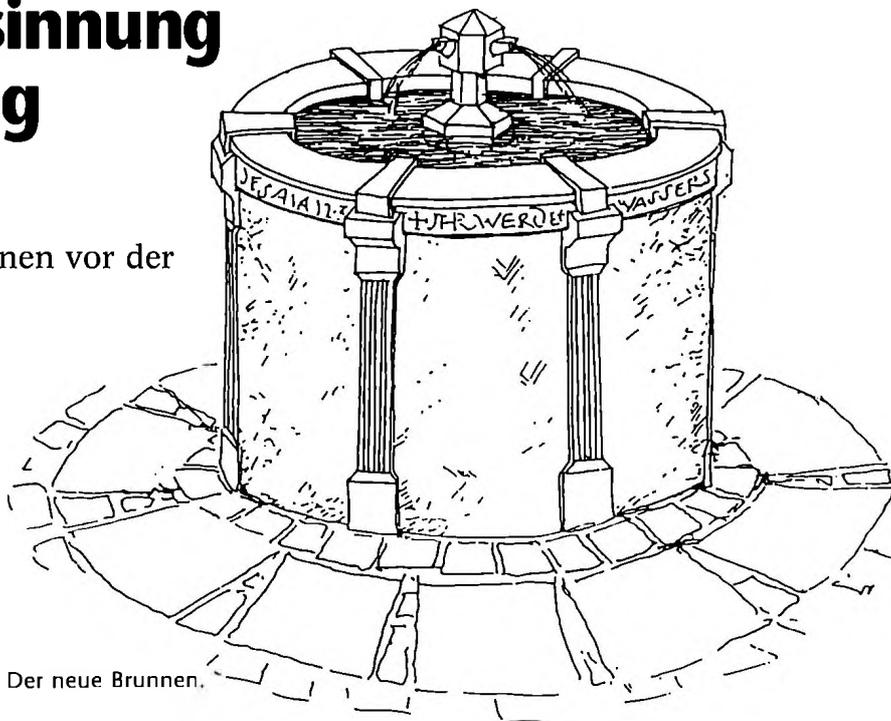
Von Professor Franz Bernhard Weißhaar

Allenthalben – in großen Städten, in historisch gewachsenen Wohnvierteln und draußen auf den Dörfern hat man Sinn und Bedeutung von Plätzen wieder neu erkannt. Dort, wo es Freiräume gibt, wo der Blick auf den Mitmenschen oder auch die Bauwerke nicht verstellt ist, wird auch der Würde des Menschen Gerechtigkeit widerfahren. Deshalb glaube ich, daß es eine große und schöne, eine faszinierende Aufgabe ist, einen Platz als den offenen Wohnraum der Bürger zu gestalten; so zu gestalten, daß Begegnung stattfinden kann. Begegnung kann aber nur geschehen im Freiraum ohne Bedrohung und Behinderung durch Verkehr oder abgestellte Fahrzeuge.

Hier vor der Christuskirche war die Aufgabe gestellt: der strengen und ersten Fassade dieses Gotteshauses in einer ebenfalls strengen Formgebung in der Platzgestalt zu antworten. So wurde die Geländeschwelle, die sich durch die Niveauunterschiede des Platzes ergibt, zu einer halbrunden Nische ausgebildet, in der das Brunnenbecken zu stehen kam. Für den Brunnen selbst wurde ein alter Granittrog erworben, dessen oberer Rand eine von sechs senkrechten Bronzebändern gehaltene Einfassung bekam. Diese Bronzebänder sind als Pilasterchen ausgebildet und nehmen das Motiv der senkrechten Lisenen der Kirchenfassade auf. Aus einem sechskantigen Türmchen gießen drei Rohre das in einer Säule aus der Mitte des Beckens aufsteigende Wasser aus.

Da der Brunnen niedrig gesetzt ist, ragt er optisch nicht in die Fassade hinein – die Kirche steht vielmehr über ihm und es ist, als hätte man bei der Planung das Schriftwort bei Hesekiel zugrundegelegt, in dem es heißt: „Und siehe, da floß ein Wasser heraus unter der Schwelle des Tempels gegen morgen“ (Hesekiel 47,1).

Am unteren, dem Friedhofseingang zunächstgelegenen Bogen des Platzes ist im Pflaster aus schwarzen, weißen und roten Steinen eine Windrose ausgelegt, die die Achse über die Grünfläche und über das Brunnenbecken hinweg zur Kirche als die Ost-West-Richtung anzeigt.



Der neue Brunnen.

Der Brunnen vor der Christuskirche will kein Repräsentationsobjekt sein. Eher ist er gedacht als ein Ort der Besinnlichkeit oder der Begegnung. Deshalb sind auf dem Brunnenrand Zeichnungen als Botschaften zum Nachdenken eingemeißelt, die an Begebenheiten aus dem Alten und Neuen Testament erinnern, in denen Quelle, Brunnen, Fluß und große Flut Zeichen für Heilung und Heil sind: Das erste Bogenfeld zeigt die Arche Noah, die auf dem Berg Ararat aufgelaufen ist. Noah streckt seine Hand aus, um die Friedenstaube mit dem Ölzweig im Schnabel einzuholen. Die Inschriften NOAH und ARARAT interpretieren die Darstellung (1 Mos 8,11). – Im zweiten Feld trifft der Patriarch Jakob auf der Flucht vor seinem Bruder Esau die Rachel am Brunnen, als sie die Herden ihres Vaters zur Tränke führt. Er wälzt die Steinplatte vom Brunnenloch, trinkt die Tiere und gewinnt das Mädchen lieb (1 Mos 29 ff.). – Im dritten Feld gibt Mose den Kindern Israels Wasser aus dem Felsen (2 Mos 17,1–7). – Im nächsten Feld, das der Arche gegenüber und der Christuskirche am nächsten liegt, ist Jesu Taufe im Jordan dargestellt (Joh 1,29–34). – Das 5. Bogenfeld zeigt Jesus im Gespräch mit der samaritanischen Frau aus Sichar am Jakobsbrunnen (Joh 4,5–42). – Im 6. und letzten Feld schickt Jesus den Blindgeborenen an den Teich Siloa. Dort wäscht er die Augen aus und wird sehend im heilenden Bade (Joh 9,1–41).

Wer den Brunnen genau anschaut, wird außer den Inschriften, die die Bilder erklären, auch einige Monogramme und Zeichen eingemeißelt finden. Sie sprechen den Dank aus und bewahren ihn auf für diejenigen, die den Brunnen geplant und ausgeführt haben:

So ist z.B. bei der Szene der Blindenheilung das Straßenpflaster um den Teich angedeutet und auf den Steinen stehen die Anfangsbuchstaben der Namen von den Männern der Firma Kolhöfer, die mit vielen Überstunden bei

Regen und Hitze ohne Murren in guter Kameradschaft den Platz gepflastert haben. Im gleichen Bild habe ich – eigentlich ohne Einwilligung der Betroffenen – auch die Monogramme der Amtsträger an der Christuskirche eingetragen, zu Füßen der drei Jünger, die Jesus folgen. Am Jakobsbrunnen steht S.G., Stefan Gerstmeier, der den Wasserzu- und Abfluß besorgt hat.

An den Seiten über den Pfeilerchen wird der Architekt, Peter Ossenberg, mit Zirkel und Monogramm geehrt, dem Rotaryclub Landsberg für Förderung des Brunnenbaues gedankt und auf einem weiteren Klötzchen habe ich zusammen mit der Werkstatt Ulrich Tochtermann/Augsburg, signiert.

Ich möchte hier ausdrücklich sagen, daß es mir ein Anliegen ist, denen Dank abzustatten, die mir das Vertrauen geschenkt haben und mir den Auftrag erteilten, das Werk zu entwerfen, zu planen und durchzuführen. Auch alle jene sollen einbezogen sein, die mit ihrem Rat und ihrem Können geholfen haben, die Arbeiten auszuführen und die Ideen zu verwirklichen. Hier muß ich besonders Herrn Roland Pupeter nennen, der das Geländemodell für den ganzen Kirchplatz geschaffen hat, so daß den verantwortlichen Gremien ein anschauliches Planungsbild vermittelt werden konnte. Ich danke auch der Stadt Landsberg und Herrn Oberbürgermeister F. X. Rößle dafür, daß sie auf unsere Planungsideen eingegangen sind und die Genehmigung erteilt haben.

Wenn nun dieser Platz und dieser Brunnen ein Ort der Begegnung von jung und alt und ein Zeichen der ökumenischen Geschwisterlichkeit sein wird, dann erfüllt sich wieder das Jesaiawort, das um den Beckenrand eingemeißelt ist:

Ihr werdet mit Freuden
Wasser schöpfen aus den
Heilbrunnen (Jes XII, 3).

Buchbesprechungen

Alte Zeiten

Bilder von Epfenhausen, Oberbergen, Penzing, Ramsach und Untermühlhausen (216 Seiten, 469 Fotos, Pläne und Skizzen, DM 35.–, im Gemeindebüro)

Anlässlich der 1250-Jahr-Feier von Penzing und Untermühlhausen stellt die Gemeinde Penzing alle ihre Ortsteile in einem umfangreichen Bildband vor. Wie schon 1987 in der Gemeinde Fuchstal, erkannte man auch hier den dokumentarischen Wert privater Fotos von der Arbeit in früherer Zeit, von Haus, Hof und Vereinsleben als wertvolle Zeugnisse der Vergangenheit. Das gilt besonders für die zahlreichen Aufnahmen alter Bauernhäuser, die heute oft durch Umbauten entstellt oder gar ganz beseitigt worden sind. Auch die alten Arbeitsweisen und Gerätschaften können im Foto – anders als im Museum – in Aktion vorgeführt werden; hier sind besonders die Aufnahmen aus Untermühlhausen hervorzuheben, wo in den Bildtexten die mundartlichen Bezeichnungen der Tätigkeiten, Arbeitsgeräte und Zaumzeugteile aufgeführt werden. Eine Fundgrube in dieser Hinsicht stellt auch der einleitende Text von Dr. Ferdinand Kramer dar, der auch die Einleitung zu Epfenhausen schrieb.

Klaus Münzer

800 Jahre Wabern 1190–1990

Herausgegeben im Auftrag der Dorfgemeinschaft von Pankraz Fried (80 Seiten, 72 Fotos und Abbildungen, DM 20.–, bei J. Lichtenstern, Wabern 25)

Da das kleine Dorf an der Paar der Geburtsort von Professor Fried, Ordinarius für bayerische Geschichte an der Universität Augsburg ist, verwundert es nicht, daß der bekannte Historiker seiner Heimat seit je sein besonderes wissenschaftliches Interesse widmete. So enthält denn auch der schmale Band zahlreiche kleine Artikel aus seiner Feder, die in den vergangenen Jahrzehnten an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden. Nun finden sie sich hier gesammelt vor und bieten, durchsetzt mit viel Quellenmaterial, ein farbiges Bild der Vergangenheit des Dorfes. Die Geschichte der Kirche und der Höfe Waberns trug der sachkundige, mit Archiven wohlvertraute Kreisheimatpfleger Wilhelm Neu bei. Besonders erwähnenswert ist das reichhaltige Bildmaterial des Büchleins. Aus alten Urkunden und Landkarten werden zahlreiche Ausschnitte wiedergegeben. Fast jeder der alten Bauernhöfe ist durch ein Foto dokumentiert. Alte Ansichten und neue Luftaufnahmen vervollständigen das Bild dieses in seiner Anlage noch weitgehend intakten Ortes. Klaus Münzer

Frühgeschichte Bayerns

Römer und Germanen – Baiern und Schwaben – Franken und Slawen

Wilfried Menghin, Frühgeschichte Bayerns. Theiss Verlag Stuttgart. Einführungspreis bis Ende 1991 DM 89.–

Wilfried Menghin, viele Jahre Direktor des Forschungsinstituts für Realienkunde am Germanischen Museum in Nürnberg, bekannt durch Sachbücher wie „Kelten, Römer und Germanen“ (1980) und „Die Langobarden“ (1985), legt ein neues Werk von 206 Seiten vor, das mit 101 Abbildungen und 73 Farbtafeln großzügig ausgestattet, schon beim Durchblättern einen ästhetischen Genuß bereitet.

Gerade in den letzten Jahren war die Herkunft der Bajuwaren ein recht kontrovers diskutiertes Thema der Forschung. Der Autor sichtet die neuesten archäologischen, ethnologischen und philologischen Erkenntnisse und wertet sie aus, um auf dieses Forschungsproblem eine Antwort zu finden. Die populäre Vorstellung von der Einwanderung der Bajuwaren als geschlossene Volksgruppe wird korrigiert durch die Ausgrabungsergebnisse in Friedhöfen im ehemals römischen Herrschaftsgebiet von der Mitte des 5. bis ins 7. Jahrhundert mit thüringischen, böhmischen, ostgotischen und langobardischen Grabbeigaben, zu denen sich westlich-alamannische gesellen, die seit dem 6. Jahrhundert dominieren; bei den Skeletten fällt eine nicht unerhebliche ethnische Minderheit des grazilen mediterranen Typs auf. So folgert der Autor, daß das Alpenvorland seit dem Rückzug der römischen Truppen im 5. Jahrhundert verstärkt von unterschiedlichen germanischen und anderen Volksgruppen infiltriert wurde, aus denen sich allmählich der bajuwarische Großstamm entwickelte. Der spätestens im frühen 6. Jahrhundert in Süddeutschland allgemein übliche Brauch, die Toten in Reihengräbern zu bestatten, wird dabei auf fränkischen Einfluß aus dem Raum Belgien-Nordfrankreich zurückgeführt.

Aber nicht nur die Entwicklung des rätisch-römischen Südbayern bis zum bairischen Stammesherzogtum wird bei Menghin deutlicher erkennbar; der Leser gewinnt auch ein neues und überraschendes Bild von der Vielfalt des archäologischen und ethnischen Erbes in Nordbayern. Vor allem in Nordostbayern waren es Slawen, die nach dem Niedergang des thüringischen Königreiches in ehemals germanisch besiedelte Gebiete vordrangen und sie im 8. Jahrhundert intensiv besiedeln.

Die zahlreichen Übersichtskarten im Text vermitteln zusätzliche Informationen, während der wissenschaftliche Apparat mit Literaturhinweisen, Anmerkungen und Register rasches Nachschlagen und weiteres Eindringen in die Materie ermöglicht. Klaus Münzer

1250 Jahre Pürgen und Ummendorf 740–1990

Texte und Bilder zur Ortsgeschichte (320 Seiten, 111 Fotos und Skizzen, DM 33.–, im Gemeindebüro)

Ein Team von zwölf Autoren unter der Schriftleitung von Dr. Anton Huber, der auch die Vor- und Frühgeschichte sachkundig darstellt, breitet die Geschichte der beiden Orte und die Entwicklung ihrer Strukturen vor dem Leser aus. Die Pfarreien und Kirchen stellt Wilhelm Neu vor, der mit der St.-Georgs-Kirche zu Pürgen und der Ummendorfer Filialkirche St. Michael dankbare Objekte vorfindet, um spätgotische Architektur und Fresken sowie barocke Bildhauer- und Schreinerkunst in Wort und Bild vor Augen zu führen. Hervorzuheben sind noch die Beiträge von Andreas Haugg und Rektor Jakob Senger, der die Geschichte der Hofmark Pürgen und die verschlungenen Genealogien ihrer Herren über sechs Jahrhunderte verfolgt, angereichert mit den Grabsteinen und deren Inschriften und Wappen, so daß dem Besucher des Gotteshauses ein wertvoller Leitfaden zur Hand gegeben wird. Andreas Haugg breitet mit der Pürgener Häusergeschichte ein umfangreiches Quellenmaterial aus, das die Besitzverhältnisse im Verlaufe der letzten zweihundert Jahre einsichtig macht. Da die Briefprotokolle der Hofmark leider

nicht auffindbar waren, geht die Besitzfolge im wesentlichen von dem Grundkataster des Jahres 1809 aus. Für den Seefelderhof, Haus Nr. 14, hätte sich die lückenlose Folge der Lehensherren und Besitzer seit 1582 darstellen lassen, da der Hof zum Landsberger Heilig-Geist-Spital gehörte und im Stadtarchiv Landsberg zahlreiche Briefprotokolle und Akten darüber vorhanden sind. Doch hätte diese Einzeldarstellung wohl den Rahmen des Gesamtkonzeptes gesprengt. Gabriele Engelhart stellt in zahlreichen kleineren Beiträgen das lebendige Vereinsleben beider Orte vor; zwei intakte Dorfgemeinschaften, die zu musizieren, Theater zu spielen, Sport zu treiben, aber auch zu feiern verstehen, zeugen von einem reichhaltigen Kulturleben und festem Zusammenhalt.

Die Ortsgeschichte von Ummendorf wird von Emil Hartmann – wenn man von Kirche und Vereinen absieht – nahezu im Alleingang bewältigt. Der Autor schöpft das reichhaltige Material, das die Münchener und Landsberger Archive bieten, gründlich aus. So kann er bei den Hofbesitzern z. T. bis 1393 zurückgehen und vollständige Besitzerlisten der Jahre 1552, 1612, 1721 und 1814 darbieten, dazu eine Auswahl von Hofbeschreibungen und Freistiftsbriefen im originalen Wortlaut.

Klaus Münzer

Dem Entdecker des Fischerturms gewidmet

Beiträge zur Heimatforschung – Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag; Arbeitsheft 54 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege. 181 Seiten, ISBN 3-87490-564-X, Lipp-Verlag München, DM 38,-

Die Umschlag-Titelseite des Arbeitsheftes 54 des Landesamtes für Denkmalpflege zeigt Schnitt und Grundriß des Dießener Pfarrkirchturms im Aufmaß nach dem Brand von 1827. Das hat seinen guten Grund, denn die „Beiträge zur Heimatforschung“ sind diesmal dem archivalischen Entdecker des „Fischer-Turms“, Wilhelm Neu, zum 70. Geburtstag gewidmet. Was aus diesem, beinahe zwei Jahre zurückliegenden Anlaß aus der Feder von Kollegen, Wegbegleitern und anderen Heimatfreunden, deren Namen selbst Rang erlangt haben, geflossen ist, ist eine Hommage, die dem Schaffen des Landeskonservators, Forschers, Autoren und dienstältesten Kreisheimatpflegers in Oberbayern gerecht wird.

Allein elf der insgesamt 23 hervorragend illustrierten Aufsätze befassen sich mit kulturhistorischen Themen aus dem Bereich von Stadt und Kreis Landsberg. Zum Teil liegt ihnen die von Wilhelm Neu erarbeitete Denkmalliste von Landsberg zugrunde, in der die historische bauliche Substanz erstmals erfaßt worden ist. Bekanntes neu betrachtend, aber auch mit neuen Erkenntnissen und Beobachtungen angereichert, gliedern sie sich vorzüglich in Wilhelm Neus unübertroffenes Detailwissen ein.

Dagmar Dietrich zeichnet das bisher nur bruchstückhaft publizierte Werden und Sein des Landsberger Stadtbrunnens am Hauptplatz nach, die Entwicklung dieses „schönsten Springwassers“ (Stadtbeschreibung von 1687) vom „schönen Röhrenkasten“ (Merian 1644) zum Figurenbrunnen, zu dessen ikonographischer und künstlerischer Entfaltung auch Johann Luidl seinen Teil beigetragen und schließlich die Mariensäule am Münchner Marienplatz als wichtigstes Vorbild gedient hatte. Waltraud Kunstmann unternimmt mit einer Darstellung der Entwicklung und Siedlungsgeschichte der Katharinenvorstadt und von Spötting einen gelungenen Versuch zur denkmalkundlichen Erfassung der Vorstadtsiedlung einer Kreisstadt. Er umschließt die Charakterisierung der topographischen Lage sowie die Entwicklung von den ersten baulichen Ansätzen jenseits des Flusses im 19. Jahrhundert bis zur heutigen Vorstadt. Heide Weißhaar-Kiem befaßt sich mit der Gestalt der Rathausfassade im Wandel der Jahrhunderte, ausgehend von dem 1948 aufgefundenen und bisher Dominikus Zimmermann zugeschriebenen, neuerdings jedoch um das Jahr 1800 datierten Fassadenriß. Er lieferte bei der Renovierung von 1953/54 die Vorlage für den seit dieser Zeit aus dem Sprenggiebel ragenden Obelisken.

Diese Kostproben nehmen bereits das eine oder andere vom Ergebnis der gegenwärtigen Inventarisierung vorweg – und erhöhen damit die vielverspre-

chenden und gespannten Erwartungen auf das Gesamtwerk. Klaus Münzer, unermüdlicher, sachkundiger Zuarbeiter im Stadtarchiv, gewährt mit einer Genealogie der ehemaligen Stadtapotheke und einem lebendigen Bild ihrer Wirkungsstätte einen Blick in die von ihm in den letzten Jahren reichlich gehobenen Schätze, die in solchen Beiträgen zur erlebten Geschichte werden.

Anhand zweier Briefmarken und eines Notgeldscheines der Stadt Landsberg stellt Hartfried Neunzert deren Schöpfer, den Münchner Graphiker Paul Neu – den Vater des Geehrten – vor, über den man gerne noch mehr als die Beschreibung seiner Entwürfe erfahren würde. Norbert Lieb liefert zu den vorliegenden Gesamtdarstellungen Dominikus Zimmermanns Ergänzendes über den Stukktor, Marmelierer und Scagliolisten, dessen Spuren er nach den Lehrjahren des Meisters in Wessobrunn und Füssen auch in Augsburg entdeckte, während Eva Christa Vollmer dem Meister am Bodensee, d. h. seinem Stuckzyklus in Schloß Mau-rach, nachspürt.

Volker Liedke kommt in seiner Interpretation überregionaler Zusammenhänge kunstgeschichtlicher Art u. a. zu dem Schluß, daß die spätgotischen Figuren des hl. Rathard und der hl. Mechthild in der katholischen Filialkirche von Unterehering mit den als verschollen geltenden Schreinfiguren des früheren Dießener Hochaltars identisch sind, deren unbekanntem Skulpteur er mit dem „Notnamen“ Meister von Wolf-rathausen belegt. Matthias Klein weiß Neues über Lorenz Luidl, dessen Werkstatt und Restaurationsstätigkeit zu berichten und stellt damit einen engen Bezug zu Wilhelm Neu als Luidl-Biographen her.

In einer essayistischen Betrachtung des Herkomer-Werkes, speziell seiner Rathausbilder, läßt Wolfram Lübbecke den vielseitigen Avantgardismus und Wagemut sowie den progressiven Anteil des Künstlers an der modernen Architektur seiner Zeit aufscheinen, wie er an Lululaund und damit vergleichsweise auch am Mutterturm zum Ausdruck kommt.

Die rückwärtige Umschlagseite gibt den kolorierten Flurplan von Ellighofen aus dem Jahre 1811 wieder. Er dient zusammen mit weiteren Bebilderungen Astrid Debold-Kritter, Spuren der Dorfgeschichte auch flächenbezogen zu definieren und sichtbar zu machen. Die Autorin gibt damit wertvolle Anregungen für die historische Ortsanalyse und zur Ermittlung der Ortschronik.

Auch die weiteren Beiträge des 180 Seiten umfassenden, auf Hochglanzpapier anspruchsvoll gedruckten Heftes decken das vielfältige Interessengebiet Wilhelm Neus ab. Besondere Aktualität kommt dabei dem Beitrag von Michael Petzet über den Meierhof von Benedikt-beuern zu, der gegenwärtig in die Landesausstellung über „Glanz und Ende der alten Klöster“ einbezogen ist. Besondere Originalität spricht aus einer Beispielsammlung, mit der Vincent Mayr den „Rosenkavalier-Stil“ als eine neue, zwischen Jugendstil und Neoro-

koko angesiedelte Stilbezeichnung für einen kleinen zeitlichen Ausschnitt der Kunstproduktion vorstellt und damit Anstoß zur Diskussion gibt.

Anderes mehr, auf das hier im einzelnen einzugehen diesen Rahmen sprengen würde, rundet die weite Themenstreuung zwischen Topographie und Ortsgeschichte, Klöstern, Bürgerhäusern, Künstlern und Kunststilen ab und trägt dazu bei, das Schöne unserer Heimat kennenzulernen. Wilhelm Neu selbst hat, wie aus der beigelegten Bibliographie seiner Publikationen zu entnehmen ist, sehr viel dazu beigetragen.

Walter Drexel

Anton Lichtenstern/August Beißer

Landsberger Spaziergänge

Broschur, 72 Seiten, 70 Farbbilder, Landsberger Verlagsanstalt, DM 28,50.

Im Jahre 1951, also vor 40 Jahren, erschien der letzte Stadtführer: Landsberg am Lech, Ein Führer für Kunst- und Heimatfreunde von Hermann Schmidt. Bücher über die Stadt, ihre Geschichte und Bauten gab es inzwischen wohl, aber keinen Leitfaden für die Hand dessen, der die Stadt als Betrachter begehen und sich erschließen will. Anton Lichtenstern, sachkundiger Historiker und Stadtheimatpfleger, stellte sich keine leichte Aufgabe, als er an diesen „Führer zu Geschichte und Kunst der Stadt Landsberg am Lech“ – wie der Untertitel lautet – heranging. Die chronologische Folge der Stadtentwicklung sollte gewahrt bleiben, aber auf einem Stadtrundgang ohne zahlreiche Umwege erschlossen werden – ein schwieriges Unterfangen! Hier aber wird dieses Problem beispielhaft gelöst: Vorangestellt wird ein Ausflug zur karolingischen Dominikuskirche in Sandau, dieser ältesten noch erhaltenen Klosterkirche Bayerns. Dann beginnt der eigentliche Rundgang auf dem Schloßberg, wo der Zeitbogen von der Bronzezeit zur Landesburg Heinrichs des Löwen mit Blick auf den Lechübergang und den ältesten Kern der Stadt geschlagen werden kann. Ins späte Mittelalter führt der Gang längs der Stadtmauer vom Bayertor zu den anderen Stadttoren, an den Salzstädeln vorbei zum Lechwehr: Gelegenheit, das Wirtschaftsleben der mittelalterlichen Stadt mit Handwerken und Gewerbe, mit Salzhandel und Floßfahrt vor Augen zu führen.

Die Brücke vom Mittelalter zur Neuzeit schlägt die gotische Stadtpfarrkirche mit ihrer barocken Innenausstattung. Der Weg führt dann zum Zentrum der Gegenreformation, zum ehemaligen Jesuitenkolleg auf den Berg mit der Hl.-Kreuz-Kirche und dem Jesuitengymnasium, das heute das Neue Stadtmuseum beherbergt. Über die Helfensteingasse und die Alte Bergstraße führt nun der Weg ins Herz der Altstadt, wo der Bogen von Dominikus Zimmermann zu Hubert von Herkomer geschlagen werden kann (Rathaus, Johannis- und Klosterkirche). Ein Abstecher über den

Wildpark führt an der Teufelsküche vorbei zu Zimmermanns Spätwerk, der Wallfahrtskirche beim Schlosse Pöring.

Das vorletzte Kapitel schildert das Landsberg des 20. Jahrhunderts, vor allem westlich des Lechs. Vorbei an Katharinenkirche und Kaserne führt der Weg zum Gefängnis, für den Verfasser ein gegebener Anlaß, auf Hitlers allzu kurzes Gastspiel dortselbst, die NS-Zeit in Landsberg und die Außenlager des Konzentrationslagers Dachau, deren Reste im Erpftinger Wald und das Denkmal im dortigen KZ-Friedhof einzugehen. Ausführlich wird dieses dunkle Kapitel der Stadtgeschichte dargestellt. Auf Abbildungen der eingemeindeten vier Ortsteile folgt im Schlußkapitel das Ruethenfest – ein Ereignis, das die Stadtgeschichte alle vier Jahre im wahrsten Sinne des Wortes lebendig werden läßt und die Jugend die Vergangenheit der Stadt gestaltend erleben läßt.

Das Buch ist nicht nur als sachkundiger Begleiter beim Rundgang, sondern ebenso gut als anschauliche Darstellung zur Hauslektüre, zum Verschenken an auswärtige Freunde der Stadt, zum Neugierigmachen auf die „Romantik am Lech“ geeignet. Dafür sorgen neben dem informativen Text – der durch ein Register nebst Stadtplan am Schluß zusätzlich erschlossen werden kann – die zahlreichen farbigen Abbildungen, viele davon ganzseitig, die den Text illustrierend begleiten und das Büchlein zu einer Augenweide machen. August Beißer, Augsburg, und Alfred Müller, Neufising, sind für diese Aufnahmen zu loben.

Zum Schluß soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Autor die neuesten Ergebnisse der Stadtgeschichtsforschung, wie sie vor allem die Inventarisierung der Abteilung Denkmalkunde des Landesamtes für Denkmalpflege lieferte, in den Text eingearbeitet hat.

Klaus Münzer

Politische Geschichte des frühen Mittelalters

Kolmer Lothar, *Machtspiele. Bayern im frühen Mittelalter. Regensburg (Pustet) 1990, 256 Seiten mit Abbildungen. Ln. DM 48,-*

Bayern und bayerische Geschichte haben zur Zeit Konjunktur. Das beweisen Ausstellungen wie die Bajuwaren Ausstellung in Rosenheim und Mattsee oder Veröffentlichungen wie das Buch von W. Menghin, Frühgeschichte Bayerns. Das vorliegende Werk schildert die Machtspiele der Großen im frühen Mittelalter, besonders die Auseinandersetzung zwischen dem Bayernherrscher Tassilo III. und Karl dem Großen. Aber das Buch ist mehr als eine Chronik: neben der politischen Geschichte zwischen 500 und 900 n. Chr. schildert es eingehend die wirtschaftlichen und sozialen Aspekte der

Zeit und setzt sie in Beziehung zueinander. Die Zielgruppen, die angesprochen werden sollen, sind historisch interessierte Leser, Geschichts- und Heimatvereine, Universitäts-, Stadt- und Schulbibliotheken. Der Autor läßt häufig Quellen sprechen, verzichtet aber leider darauf, die Herkunft der Zitate durch Fußnoten zu belegen. Das wird nur zum Teil in den „Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln“ und im „Quellen- und Literaturverzeichnis“ am Ende des Buches nachgeholt. Ein Register zu Personen/Völker erleichtert das Auffinden von Textstellen.

Zu Beginn beklagt der Autor die Schwierigkeit, das „finstere Mittelalter“ aufzuhellen. Es sind keine eindeutigen schriftlichen Zeugnisse aus dem 6. Jahrhundert vorhanden; so werden verschiedene Hypothesen in bezug auf Name, Herkunft und Stammesbildung der Bayern dargelegt. Jedoch entscheidend für die Theorie der Stammesbildung seien archäologische Funde, die darauf schließen lassen, daß die Baiern letztlich ein Konglomerat aus Kelten, Provinzialrömern und Teilen verschiedener germanischer Stämme darstellten. Kolmer folgt hier der Theorie von Kurt Reindel, der die politische Großwetterlage verstärkt einbezog und die Rolle Theoderichs bei der Stammesbildung betonte.

In den folgenden Kapiteln bespricht

der Autor die religiöse, soziale und politische Bedeutung der Missionierung und des Klosterwesens, beschreibt die Eigenkirchen und Eigenklöster der Grundherren und die Auseinandersetzung der irischen Missionare mit ihren angelsächsischen Konkurrenten. Die Bedeutung des Herzogs als Herr der Kirche und damit die Vermengung weltlicher und religiöser Interessen wird klar herausgearbeitet.

Im Zentrum der politischen Geschichte steht der Aufstieg der agilolfingischen Herzogssippe, ihre politischen Verbindungen mit angrenzenden Mächten, wie Langobarden und Awaren, und schließlich die Entmachtung Tassilo III. durch Karl d.Gr., d.h. seine „eiskalte, gut inszenierte Machtübernahme“ in Baiern. Diese leitet den Übergang von der bayerischen Landes- zur fränkischen Reichskirche nach 788 ein.

In weiteren Kapiteln stellt der Autor die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Verhältnisse in den Klöstern und bei den Leuten dar. Die rechtlichen Zustände werden anhand des kodifizierten Rechts (Lex Baiuvariorum) erläutert. Insgesamt bietet das Buch eine anschauliche Schilderung der Lebensverhältnisse in Bayern im frühen Mittelalter, es liest sich flüssig und spannend und ist deshalb dem historisch interessierten Leser durchaus zu empfehlen. Hans-Heinrich Martin

Prächtige Residenzen

Greipl Egon J., *Macht und Pracht. Die Geschichte der Residenzen in Franken, Schwaben und Altbayern. Regensburg (Pustet) 1991. 370 Seiten mit ca. 80 Abbildungen. Ln. DM 68,-*

Die geschichtliche Entwicklung Deutschlands war seit den Staufern durch die Territorialisierung gekennzeichnet, d.h. das Heilige Römische Reich deutscher Nation zerfiel in viele souveräne Territorien oder Länder. Die jeweiligen Landesherren wetteiferten im Bau von prächtigen Residenzen, die als Fürstenwohnungen oder Verwaltungsmittelpunkte dienten. Der Autor beginnt bei den Vorläufern der neuzeitlichen Residenzen, mit den Herzogs-, Königs- und Kaiserpfalzen und den Bischofsitzen des Früh- und Hochmittelalters. In der bunten Herrschaftslandschaft der Neuzeit beschreibt E. Greipl die unterschiedlichen Typen von Landesherren: fränkische Fürstbischöfe, schwäbische Reichsprälaten, kleine Reichsgrafen, Hohenzollern, Wittelsbacher und Habsburger.

Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der geschichtlichen Entwicklung des jeweiligen Ortes. Hervorzuheben an diesem Werk ist, daß es das ganze heutige Bayern umfaßt, also auch die schwäbischen und fränkischen Gebiete, die durch die Säkularisation an Bayern gefallen sind. Gegliedert sind die Ausführungen nach geographischen Gesichtspunkten. Nach einleitenden „Bemer-

kungen zum Begriff Residenz“ geht es über die fränkische Residenzlandschaft zur schwäbischen, oberbayerischen, niederbayerischen und oberpfälzischen. Als krönender Abschluß folgen die „Residenzen“ des Märchenkönigs Ludwig II. Die Gebäude werden großenteils durch Bilder, meistens Stiche, dem Leser nähergebracht. Die Texte werden durch ausführliche Literaturangaben, meistens Zeitschriftenaufsätze ergänzt. Nach dem Einbanddeckel findet sich eine Übersichtskarte, die Aufschluß über die Lage der verschiedenen Residenzen gibt. Sie ist recht hilfreich, da manche Leser mit der Geographie doch nicht so vertraut sind.

Unterschiedliches und Gemeinsames der ehemaligen weltlichen und geistlichen Staaten, Leben und Funktion ihrer Residenzen werden in dem Buch anschaulich dargestellt. Doch die kunstgeschichtliche Dimension muß bei einem so umfangreichen Werk etwas zu kurz kommen. Wie der Titel es ja sagt, geht es mehr um Geschichte als um Kunst, und erstere wird detailliert und fachkundig dargeboten, wobei ein umfangreiches Register und ein Glossar am Ende des Buches seinen Gebrauch erheblich erleichtern.

Zielgruppen des Werks dürften weniger historisch und kunstgeschichtlich interessierte Laien sein, als vielmehr Bibliotheken der Städte, Schulen und Universitäten, historische Vereine, Denkmal- und Heimatpfleger.

Hans-Heinrich Martin

Aus dem Vereinsleben in den Jahren 1990 und 1991

1990

Dr. Schönfeld stellte am 16. Februar siedlungsarchäologische Überlegungen zur Jungsteinzeit des Alpenvorlandes an und informierte am 9. März über die Ausgrabungsergebnisse in der Feuchtbodensiedlung bei Pestenacker (Altheimer Kultur).

Am 30. März referierte Dr. Dagmar Dietrich über Probationshaus und Gymnasium der Jesuiten in Landsberg, Planung und bauliche Entwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Die Jahresversammlung wählte Herrn Kreisheimatpfleger Wilhelm Neu, den dienstältesten dieses Amtes in Oberbayern, anlässlich seines 70. Geburtstages einstimmig unter anhaltendem Beifall zum Ehrenmitglied. Die Laudatio hielt der 1. Vorsitzende.

Der Emmausgang am Ostermontag führte nach St. Leonhard bei Kaufering, vorgestellt von unserem Mitglied Dr. Ulrich Zelinsky.

Am 28. April führte Frau Ingrid Lorenz in den Innklöstern Au, Gars, Attel, Altenhohenau und Rott am Inn.

Zu Christi Himmelfahrt besuchten wir die Kirchen von Oberthingau, Leuterschach, Marktoberdorf und Bertoldshofen. Es führte Rektor Herbert Wittmann, Marktoberdorf.

Am 16. Juni leitete Kreisheimatpfleger Wilhelm Neu die Tagesfahrt zu Bundwerkstadeln im östlichen Oberbayern.

Am 14. Juli besichtigten wir die jungsteinzeitlichen Ausgrabungen bei Pestenacker.

Eine kulturgeschichtlich-geographische Exkursion ins Lechtal südlich von Schongau am 29. September leitete Anton Lichtenstern.

Am 19. Oktober sprach Dr. Wolfgang Wüst, Stadtarchiv Augsburg, über Hexenverfolgung und Inquisition in Schwaben und am Lechraim.

Der Diavortrag von Frau Dr. Heide Weißhaar-Kiem am 16. November informierte über Geschichte und Baubestand von Kloster und Kirche der Ursulinerinnen in Landsberg.

1991

Das Jahresprogramm begann am 15. Februar zusammen mit der Pfarrgemeinde Mariä Himmelfahrt. Christoph Roppel berichtete im Pfarrsaal von seinen Forschungen über Meister Matthäus von Ensingen aus Ulm und die Erbauung der Landsberger Stadtpfarrkirche von 1458 bis 1488.

Am 13. März berichtete Grabungsleiter Dr. Guntram Schönfeld über neue Funde, Befunde und Erkenntnisse in der jungsteinzeitlichen Siedlung bei Pestenacker.

Bürgermeister August Hagenbusch, Igling, stellte uns auf dem Emmausgang am Ostermontag die Pfarrkirche, den Pfarrhof Schloß Rudolphshausen und die Rindenkapelle in Holzhausen bei Buchloe vor.

Auf der Hauptversammlung am 19. April schilderte Dr. Heide Weißhaar-Kiem die kunst- und baugeschichtlichen Ergebnisse der denkmalkundlichen Erforschung des Landsberger Rathauses.

Für die nächsten 5 Jahre wurde die Vorstandschaft wiedergewählt: 1. Vorsitzender Klaus Münzer, 2. Vorsitzender August Hagenbusch, Schriftführer Anton Lichtenstern (seit 1991 Stadtheimatpfleger), Kassier Josef Escher sen. In den Ausschuß wurden gewählt: Ernst Adolf, Franz Dengler (Ehrenmitglied), Dr. Ferdinand Kramer, Ingrid Lorenz, Hart-

fried Neunzert, Franz Streicher und Fritz Weber. Außerdem gehören dem Ausschuß ex officio an: Landrat Erwin Filser, Oberbürgermeister Franz Xaver Rößle und die drei Heimatpfleger Walter Hillenbrand (inzwischen i.R.), Dr. Anton Huber und Wilhelm Neu (Ehrenmitglied).

Die halbtägige Kirchenfahrt an Christi Himmelfahrt führte uns zu Werken von Matthias Stiller, dem Stukkator der Landsberger Stadtpfarrkirche, nach Bad Wörishofen, Tussenhausen, Klimmach, Langenneufnach und Schnerzhofen. Die sachkundige Führung übernahm Dr. Alois Epple, Türkheim.

Die natur- und kulturgeographische Exkursion am 8. Juni führte unter Leitung von Anton Lichtenstern in die Umgebung von Weilheim.

Der Ausstellung „Glanz und Ende der alten Klöster“ in Benediktbeuren galt die von Klaus Münzer geleitete Tagesfahrt am 6. Juli. Auch die Klosterkirchen Tegernsee und Schlehdorf wurden besichtigt.

Am 21. September galt die Tagesfahrt dem „Geistlichen Altbayern“. Ingrid Lorenz führte auf den Petersberg bei Dachau, nach Altomünster, Indersdorf, Ilmmünster und Scheyern.

Dr. Ferdinand Kramer stellte am 25. Oktober fünf Dörfer um Landsberg in der frühen Neuzeit vor: Epfenhausen, Oberbergen, Penzing, Ramsach und Untermühlhausen.

Den Jahresabschluß bildete ein Diavortrag von Anton Lichtenstern. Am 15. November schilderte er die Entstehung der Landschaftsformen unseres Landkreises während der letzten Eiszeiten und die geographischen Voraussetzungen für die Besiedlung.

Fördermaßnahmen 1990 und 1991

Seinem satzungsmäßigen Auftrag entsprechend förderte der Historische Verein mehrere Projekte: Er ließ 5 Motivtafeln der Antoniuskapelle in Mundraching restaurieren. Auf Antrag des Pfarrgemeinderates Holzhausen bei Buchloe wurde für die Restaurierung der Sonnenuhr am Pfarrhof Schloß Rudolphshausen ein namhafter Betrag zur Verfügung gestellt. Für das Landsberger Neue Stadtmuseum stiftete der Verein das 4 Meter lange Lackprofil eines Grabungsschnittes von der jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung bei Pestenacker. Ein hoher Betrag wurde für die Restaurierung des Brunnenkirchleins im Hofgraben angewiesen. Die Kopie einer Hausmadonna von Johann Luidl am Vorderanger wurde in Auftrag gegeben; sie soll nach Fertigstellung den zur Zeit leeren Platz des Originals einnehmen. Zur Restaurierung des Kreuzweges in der Kapelle von Unfriedshausen wurde ein Drittel der Kosten übernommen. Die Wiederherstellung eines stark beschädigten Gemäldes an einem Haus im Hofgraben wird ebenfalls vom Historischen Verein getragen. Ein besonderes Anliegen war uns die Anregung zur Gründung eines Heimatvereins in Landsbergs Partnerstadt Waldheim in Sachsen. Als Starthilfe wurde ein Tausender überwiesen. Für mehrere Vorhaben in diesem Jahre wurden die erforderlichen Mittel schon jetzt bereitgestellt. Insgesamt belaufen sich die Ausgaben zur Förderung der genannten Projekte in den Jahren 1990 und 1991 auf 15850 DM.

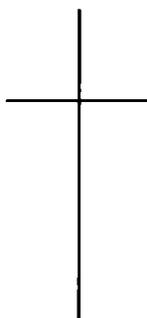
Entwicklung der Mitgliederzahlen im Historischen Verein

Trotz schmerzlicher Verluste entwickelte sich die Mitgliederzahl im Berichtszeitraum stetig nach oben:

Ende 1989: 351 Mitglieder

Ende 1990: 361 Mitglieder, darunter 17 Neuzugänge

Ende 1991: 374 Mitglieder, darunter 23 Neuzugänge



Wir trauern um unsere Toten

1990

WILLIBALD BUTZ
Fachoberlehrer

KARL KRAUS
(Günzburg)

JOSEF PRESTELE
Geistl. Rat (Leeder)

GEORG SCHAROLD
Bäckermeister

PETER SCHMID
Elektromeister

Dr. phil.
ANNA STURM

EVA WALTER
Postbeamtin i. R.

1991

OTTO BIHLER
Kaufmann

MAX DASCHNER
Seilermeister

ELSE HEINRICH
ehem. Bibliothekarin

AUGUSTE LAUTERER
Hausfrau

ALBERT NEUBRAND
Diplomingenieur

MARIA PESLMÜLLER
Oberlehrerin i. R.

BETTY STECHER
Hausfrau

LUDWIG STORK
Apotheker (Garmisch)

HANS STREIDL
Rektor i. R. (Dießen)

